Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : :
Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, D.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10 Pfg. × jew. Buchhändlerschlüsselzahl (z. Zt. 16 Milliarden). Anzeigenpreis n. Übereink.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung:
G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : :

Fernsprecher: Kurfürst No. 6224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36681; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 1. November 1923. - - - Nr. 21/39 des 2. Jahrgangs.

Was wird aus dem Reich?

Berlin, Ende Oktober.

Täglich am Morgen, Mittag und Abend greift jetzt der Deutsche jeden Standes angstvoll nach der Zeitung. Aber nicht mehr der Dollar — der, nebenbei bemerkt, nur noch in hohen Milliardenkursen genannt wird — zieht das Hauptinteresse auf sich, sondern man will wissen, ob das Reich noch zusammenhält oder ob es sich in einzelne Teile auflöst. Die bayerische Reichswehr hat dem Reichswehrminister den Gehorsam versagt, und die bayerische Regierung hat sich schützend vor den General v. Lossow gestellt. Die Separatisten im Rheinland — eine kleine Gruppe von gewissenlosen Deutschen, die gegen einen reichlichen Judaslohn die Geschäfte Frankreichs vollziehen und das Rheinland vom Deutschen Reich lostrennen wollen — haben diesen Konflikt zwischen Bayern und dem Reich benutzt, um ihrerseits loszuschlagen. In vielen rheinischen Städten — zuerst in Aachen — haben sie Putschversuche gemacht und sich mit Waffengewalt in den Besitz der öffentlichen Gebäude gesetzt, auf denen die rot-weiß-grüne Fahne der ausgerufenen Rheinischen Republik gehißt wurde. Die Masse der rheinischen Bevölkerung, die von diesen Dingen nichts wissen will, hat sich überall schnell zusammengeschlossen und diese Landesverräter unter erheblichen Opfern an Menschenleben nach heftigen Kämpfen vertrieben. Jetzt hat aber die belgische und französische Besatzungsbehörde eingegriffen. Sie hat die deutsche Polizei und die deutschen Freiwilligen, die gegen die Separatisten vorgegangen sind, entwaffnet und die Separatisten offiziell anerkannt. Zum wievielten Male wird nun das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes verhöhnt?

Auch in der Pfalz, dem linksrheinischen Teil von Bayern, sind Loslösungsbestrebungen zutage getreten. Man hat versucht, unter französischer Mithilfe die Autonomie der Pfalz herzustellen. Wie die deutschen Unternehmer dieses Werkes behaupten, soll es eine Gegenmaßnahme gegen das aufrührerische Bayern und ein Treubekenntnis zum Reich sein. Der in dieser Angelegenheit agierende französische General hat aber etwas ganz anderes aus dem Plan gemacht und versucht, den französischen Plan der Zertrümmerung Deutschlands auch hier inzwischen ebenfalls ganz außerordentlich zu verschärfen. Seit dem 21. Oktober zahlt die Reichskasse nicht mehr die seit dem 11. Januar dieses Jahres an die Bevölkerung gewährte Unterstützung. Im Bergbau, dem Industriezweig, in dem der überwiegende Teil der Bewohner beschäftigt ist, wird nur noch in Kurzschichten gearbeitet, und die Zechenbesitzer erörtern die Frage der vollkommenen Stillegung der Gruben. Die ungeheure Arbeitslosigkeit in Verbindung mit der ungeheuren Teuerung muß zu schwersten Befürchtungen Anlaß geben. Die Industriellen des Ruhrgebiets haben unter Führung von Herrn Stinnes eine Wirtschaftliche Vereinigung begründet. Inwieweit diese Vereinigung den in den Kreisen der Ruhrindustrie seit langem besprochenen Gedanken einer besonderen Wirtschaftsprovinz verfolgt, steht noch dahin.

Mit berechtigter Sorge greift daher der deutsche Bürger nach jedem neuen Zeitungsblatt, um sich Gewißheit zu verschaffen zu der Frage: was wird aus dem Reich?

W. Nowack.

Aus dem Inhalt der nächsten Nummer

Roßlau in Anhalt, als Sammelpunkt deutsch-russischer Kolonisten 1765 und 1766. Nach urkundlichem Material bearbeitet von Max Wolf — Roßlau.

Die letzten Tage des Zaren Nikolais II. und seiner Familie.

Die Hohenzollern.

Fahrt nach Kanada

Von Friedrich Vier

Delegierter des Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin.

Montreal, Ende September.

Meine Reise nach Amerika im Auftrage des Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V. und des neugegründeten Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H. trat ich am 20. September vom Bahnhof Friedrichstraße in Berlin an. Schon nach einem Aufenthalt von zwei Minuten zog das Ungeheuer Lokomotive den D-Zug Berlin—Amsterdam aus der Halle, hinaus in Nacht und Nebel. Die Lichter Berlins waren sehr bald verschwunden. Dann ging's durch Sturm und Regen an Kiefern- und Tannenwäldern vorbei, auch an deutschen Städten: Hannover, Münden, Osnabrück. In einer Eile, sausend und brausend, wie „Lützows wilde verwegene Jagd".

Trotzdem kamen wir an der deutsch-holländischen Grenzstation Bentheim mit Verspätung an. So etwas ist hier nicht „Tagesordnung", aber man bedenke: die rabenschwarze, vom Sturm zerfetzte Nacht . . . . . Rasch und glatt war die Zollrevision erledigt, und die deutschen Eisenbahner übergaben Zug und Reisende an der nächsten, schon holländischen Station den „plattbitschen" Kollegen. Auch die Holländer revidieren geschickt und schnell. Wir konnten also bald weiterfagen, und erst in Amsterdam bestieg ich einen holländischen Zug.

Ja, ja, — andere Länder, andere Sitten. In Deutschland ist so ein D-Zug im Verhältnis zu seinem Erbauer, dem Menschen, ein Gulliver im Lande der Titanen, in Holland dagegen ist man mit Gulliver unter den daumengroßen Lilliputanern. So klein, schön und rein sind hier die Lokomotiven und die Wagen. Ueberall blinken Verzierungen aus Messing und Bronze. Der Holländer selbst ist ein starker, knochiger Arbeiter. Was hat er alles aus seinem Land gemacht!

Eigentlich müßte Holland Wasserland heißen. Besonders in der Meergegend ist es ein ununterbrochenes Netz, ein unentwirrbares Labyrinth von Kanälen und kleinen Wassergräben. Jedes Besitzers Eigentum ist von dem des Nachbars nicht etwa durch einen Zaun getrennt, sondern durch Wassergräben. Um so etwas herzustellen, bedarf es großer Unermüdlichkeit und vieler Ausdauer in der Arbeit. An der Arbeit und am Arbeitsergebnis erkennt man denn auch die auch sonst sichtbare Blutsverwandtschaft der Holländer mit den Deutschen besonders. Nirgends in der Welt habe ich Arbeitsleistungen wie in Deutschland gesehen. Diese holländischen Kanäle zu bauen ist nicht so schwer, wie sie in Ordnung zu halten, sie zu überwachen und so zu gestalten, daß sie jeder Flut widerstehen. Hier können nur starke, feste und brave Männer Herren sein, die auch nicht nur einzeln so sind, sondern ebenso als Gemeinschaft, als Volk. Und ferner ist's gemütlich hier, alles klein, nett und rein.

In Rotterdam lachte helle, schöne Sonne. Aber während ich auf dem Bahnhof zu tun hatte, schlug das Wetter um, wie es sich in den nächsten Stunden überhaupt sehr launisch erwies. Schönster Sonnenschein wechselte mit Regenschauern und -strömen ab. Als ich mich zum Schiffsbüro der Cunard-Linie begab, hatten wir wieder feinstes Sommerwetter. So sehr mich das auch freute, — mein Gepäckträger nahm mir von meiner Stimmung deshalb, weil — wie mir schien — er „ein wenig viel" von meinem Gelde nahm. Für das Tragen des Gepäcks während einer halben Stunde mußte ich soviel berappen, wie eine hübsche Autofahrt in Berlin kostet. Der Glorienschein des Dollars hört ja an der deutschen Grenze auf. Hier fragt niemand nach „Ihm".

Rotterdam ist altertümlich und schön und ist eine alte Handelsstadt. Auf meinem Wege kam ich durch etliche „Gassen", die so eng waren, daß zwei Wagen nur schwer aneinander vorbei fahren konnten. Und auch in Rotterdam Kanäle mit Schiffen und Schifflein, Brücken und Brücklein. Einen gewaltigen Eindruck machen die blauen Polizisten, gegen die ein Hindenburg in aller Größe klein ist: so ein Blauer braucht nur eine Hand zu heben, und alles steht mäuschenstill wie auf dem Potsdamer Platz in Berlin. Es ist viel und gute Ordnung hier in dem holländischen Reich.

Gegen 7 Uhr abends bestiegen wir die stattliche „Batavia IV.", um nach England hinüberzudampfen. In ruhiger Fahrt ging es zwischen „rechts weiß, links rot" dem Meer zu. Ich blieb „oben" und bewunderte die von vielen buntfarbigen elektrischen Lichtern verzierte Landschaft, die immer tiefer ins Dunkel versank und wiederum in Regen und Wind. Solange wir noch nicht auf hoher See waren, ging es mit der Schaukelkrankheit an. Dann aber setzte sie ein. Zuerst bei den andern. Ich hatte ein Gefühl im Magen, wie wenn ich gerade erst ein paar Grogs getrunken hätte, und diese erwärmende Vorstellung hielt mich denn auch solange auf den Beinen, bis ich mich notgezwungen niederlegen mußte. Es hätte mich anders schandbar niedergerissen.

Bei Tagesanbruch stieg der lustige Albion in der Ferne aus dem Meer. Links tauchte ein Küstenstrich auf, dann rechts, dann wieder mal „eine Weile gar nichts". So ist auch der Engländer: ganz wie sein auftauchendes Land. Schlau und tastend wie ein Fuchs, wenn er aus einem Stück Stengelland hervorschleicht. Die Wasserstraße belebte sich. Mir drängte sich ein Vergleich auf mit der Wolga. O ja, es ist hier alles ganz, ganz anders.

Bei der Landung in London hatte ich mit meiner Zauberlaterne, die in Amerika unseren Landsleuten Bilder von der Wolga zeigen wird, Schleppereien mit den Zollbeamten. Was sie eigentlich von mir wollten, außer vielem Geld, weiß ich jetzt noch nicht. Dazu war es Sonntag, und die Beamten weigerten sich, die Formalitäten zu erledigen. So mußte ich mit der Erledigung der Dinge bis später warten. Die Zeit am Sonntag vertrieb ich durch einen Spaziergang mit einem holländischen Reisegefährten durch einige Teile Londons. Wir trafen unterwegs eine Versammlung der rührigen Heilsarmee, die heute in Berlin so viele Arme unentgeltlich auf offener Straße aus Feldküchen speist. Sie war mir deshalb, trotz ihres auffälligen Benehmens und der Uniformen ihrer Mitglieder, besonders achtenswert. Im berühmten Hyde-Park sah ich zehn Mann an verschiedenen Stellen Meetings abhalten, wohl hochpolitischen Charakters.

Vor Abfahrt des Schiffes am Dienstag fing die Plackerei mit den Beamten wegen meiner Zauberlaterne von neuem an, und mein holländischer Freund versah die Dolmetscherkunst dabei mit einer Energie, die allein das Verdienst hat, daß die Beamten nicht alle Gesetze Albions aufs letzte Tüpfelchen zu meinen Ungunsten auslegten. Bezahlen mußte ich aber schweres Geld. Dabei war ich mir einer Verletzung irgendeiner Vorschrift nicht bewußt. Wer kennt denn alle die Grenz- und Zollregeln fremder Länder!

Den größten Knoten machte der letzte Beamte uns aber kurz vor der Abfahrt der „Andania" in unsere Eile, und ich mußte mich deshalb wohl oder übel zu einer Ausgabe für eine Autofahrt zu einer der nächstliegenden Banken bequemen. Ich hatte dem Zollbeamten die Gebühr nämlich in Dollar bezahlen wollen, er winkte aber sehr eindeutig ab und verlangte englische Pfund. Also auch hier ist der Dollar neben dem Thron. So bin ich denn schnell Auto gefahren, um noch rechtzeitig aufs Schiff zu kommen. Hätte ich es nicht getan, wer weiß, ob ich heute nicht bei Ihnen auf der Yorckstraße wäre. So aber bin ich glücklich in Kanada gelandet und sende Ihnen und Ihren Lesern die herzlichsten Grüße.

Warum sprechen unsere Kolonisten nur mangelhaft Russisch?

Den nachstehenden geschichtlich wertvollen Aufsatz entnehmen wir dem soeben in 2. Auflage im Verlag des Verbandes der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H. in Berlin erschienenen führenden Geschichtswerk von P. Gottlieb Beraß (†) „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga". Das wichtige Werk ist jedem Wolgadeutschen dringend zu empfehlen. Es kostet 4 Goldmark, 1 Dollar oder 3 arg. Pesos und ist durch uns zu beziehen. Die Schriftleitung.

Es ist schon viel auf die Kolonisten von Beamten und in Zeitungen geschimpft worden, weil sie des Russischen nicht mächtig sind. Dabei hat man nicht erst lange nach dem Grund dieser Erscheinung gefragt, sondern hat blind darauf losgepoltert. Und doch hat die Frage ihre Berechtigung: Konnten die Kolonisten unter den Verhältnissen, unter denen sie in den Ansiedlungen leben mußten, überhaupt Russisch lernen? Es war ihnen dieses sehr schwer, fast unmöglich gemacht worden, und zwar aus drei Gründen.

Der praktischen Aneignung der Landessprache durch den Umgang mit Russen standen den Kolonisten entgegen:

1. Die geographische Lage ihrer Ansiedelungen. Nach dem Kolonialgesetze von 1764 sollten und sind die Kolonisten im Kreise so angesiedelt, daß zwischen ihnen kein freier Raum übrig blieb. Die Kreise sollten nicht weniger als 60 und nicht mehr als 70 Werst im Umfange ausmachen. Und so sind die Kolonien auch gegründet worden. Nun nehme man z. B. die direkten Strecken von Marienfeld bis nach Schilling oder von Schaffhausen nach Seelmann. Hier begegnet man von 100 bis über 120 Werst keinem einzigen russischen Dorf, das unmittelbar an die Kolonien angrenzte oder zwischen denselben liege oder doch notwendig im geschäftlichen Verkehr mit den deutschen Kolonisten treten müßte. Die abseits an der Wolga liegenden russischen Dörfer sind nicht zahlreich genug, um einen regen geschäftlichen Verkehr zwischen Russen und Kolonisten herbeizuführen. Die deutschen Kolonisten sind also, was den geschäftlichen Verkehr betrifft, gegenseitig fast nur auf sich angewiesen und treffen nur selten mit Russen zusammen. Man vergesse aber nicht, daß der obenerwähnte Plan zur Gründung der Kolonien nicht von den Ansiedlern selbst aus-

---

Den ersten 300 nord- oder südamerikanischen Bestellern des „Wolgadeutschen" auf das Jahr 1924 wird 1 Beraß-Buch „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga" unentgeltlich zugesandt.

Haben Sie den „Wolgadeutschen" schon bestellt?

Jahresbezugspreis: 2½ Dollar oder 7½ arg. Pesos.

Erneute Mahnung!

Diejenigen Mitglieder des Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V., die ihren Jahresbeitrag für 1923 noch nicht bezahlt haben, werden dringend gebeten, ihn umgehend einzusenden.

Da die Porto- und sonstigen Ausgaben für unsere Mitglieder ständig steigen und uns Mittel zur Deckung solcher Ausgaben nicht zur Verfügung stehen, sehen wir uns gezwungen, an den Ausschluß nichtzahlender Mitglieder auf Grund der Satzungen zu denken.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt:

Für Deutschland das Zehnfache des am Zahlungstage gültigen Briefportos für den Fernverkehr in Deutschland.

Für Argentinien: 2 Pesos.

Für Nordamerika: 1 Dollar.

Der Geschäftsführende Ausschuß d. Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V.

Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

gegangen ist, diese mithin auch für die geographische Abgeschlossenheit von ihren russischen Nachbarn nicht verantwortlich gemacht werden können. Für die Ansiedler entfand die Unmöglichkeit, auf dem einfachsten, leichtesten und billigsten Wege, durch den Umgang und Verkehr mit Russen, praktisch die Landessprache zu erlernen.

2. Die Instruktion der Tutel-Kanzlei. Selbst wenn die geographische Lage der Kolonien eine geschäftliche Annäherung der Ansiedler mit der umwohnenden russischen Bevölkerung begünstigt hätte, würde es schwer gehalten haben, mit derselben nähere Bekanntschaft zu machen. Dafür hatte die Instruktion gesorgt, die eine Annäherung zwischen beiden Volksstämmen, wie es scheint, geradezu verhindern wollte. So konnte doch das Verbot, es solle sich ein Kolonist ohne Erlaubnis des Kreiskommissars mit Russen in keine „Kontrakte" einlassen, der Erlernung des Russischen in den Kolonien nicht förderlich sein, vielmehr mußte es im Laufe der Zeit eine gewisse Abgeschlossenheit der Kolonisten von den Russen zeitigen. Desgleichen war die Verbreitung der russischen Sprache in den Kolonien das Verbot hinderlich, laut dem jene Kolonisten, die sich auf mehrere Tage in entlegene russische Dörfer begeben wollten, Pässe haben mußten. Da konnten die Kolonisten schließlich auf den Gedanken kommen, ihre Vorgesetzten sähen es überhaupt nicht gern, wenn sie sich mit Russen abgeben oder Geschäfte mit ihnen machen. Daß durch solche Anordnungen der Kolonialbehörde der praktischen Erlernung der Landessprache ein Riegel vorgeschoben worden war, bedarf für die Kolonien keines weiteren Beweises.

Der theoretischen Aneignung des Russischen, d. h. seiner Erlernung in der Schule stand im Wege 3. das Fehlen eines Lehrerseminars für die Kolonisten. Darüber haben wir früher schon gesprochen. Hier sei noch darauf hingewiesen, daß die Kolonisten auch gegenwärtig (1915, Die Red. des Wgd.) noch kein Lehrerseminar besitzen, da jenes in der Kolonie Seelmann nur einen sehr geringen Prozentsatz deutscher Kolonistensöhne zur Ausbildung aufnimmt. Wir müssen hier aber darauf hinweisen, daß dadurch die allgemeine und baldige Verbreitung des Russischen in den Kolonien wieder auf längere Zeit hinausgeschoben wird, obwohl jetzt überall in den deutschen Dorfschulen an der unteren Wolga die Kinder Russisch lernen müssen. Denn abgesehen davon, daß die Schulinspektion bei der Uebernahme der Kolonistenschulen mit der langjährigen, bereits tief ins Leben der Kolonisten eingedrungenen Tradition des obligatorischen Schulbesuches gründlich gebrochen hat, wodurch nebst Mangel an Räumlichkeiten der Schulgebäude vielerorts die Hälfte der Kinder jetzt ganz ohne Unterricht bleibt, gibt es auch noch andere Schwierigkeiten, die der raschen Ausbreitung des Russischen unter der deutschen Kolonistenbevölkerung sich entgegenstellen. Man kann von der gegnerischen Seite noch so oft wiederholen, russische Lehrer seien eher imstande, den deutschen Kindern das Russische beizubringen als Lehrer aus den Kolonistensöhnen, so stehen wir nicht an, auf langjährige Erfahrung gestützt, zu behaupten, daß das Gegenteil davon wahr ist. Bei deutschen Lehrern, die das Russische in den deutschen Kolonistenschulen vortragen, machen die deutschen Kinder mehr Fortschritte in der russischen Sprache als bei geborenen russischen Lehrern, die des Deutschen nicht mächtig sind.

Russischer Bilderbogen

Politische Witze im Zirkus. — Wie man in Moskau einkauft.

Die öffentliche Meinung Rußlands mußte von jeher, weil Presse- und Gewissensfreiheit verboten waren, nach Ventilen suchen, durch die sie ans Tageslicht dringen konnte. Die Ausfindigmachung von Umwegen, auf denen Kritik an der Regierung geübt wurde, bildete sich dann im Laufe vieler Jahrzehnte geradezu zu einem Sport aus, dem so mancher Journalist, Schriftsteller, Gelehrter, Schauspieler, Tierbändiger und Zirkusclown ergeben war. Zu besonderer Popularität sind die politischen Witze des bekannten Durow gelangt, der mit Hilfe seiner dressierten Tiere manchen Zirkus vor Vergnügen und Schadenfreude auftreischen ließ, dafür aber auch nicht selten in unangenehme Berührung mit der Polizei treten mußte. Durow, von Geburt ein russischer Edelmann, ist außerordentlich geistreich und vieles ist ihm im Zirkus gelungen, ohne daß die Polizei ihn richtig fassen konnte. Sie hat ihm seinen Beruf aber nie verboten, ebenso wie die Sowjetbehörden den beiden berühmten Clowns Bim-Bom, die ja auch der Zarenregierung zwei Dorne im Auge waren, die Ausübung ihrer „politischen" Tätigkeit im Zirkus nicht verbietet, wenn sie hie und da auch einmal verhaftet werden.

Durow kam in Petersburg eines Abends in den Zirkus mit drei Schweinen, eines größer als das andere. Zu jener Zeit herrschte in Petersburg der Stadthauptmann Größer unumschränkt und grausam, wofür jeder Petersburger ihn aus vollen Leibeskräften haßte. Durow betritt die Arena, ihm folgen seine drei Schweine. Entgegen seiner Gepflogenheit, sprach er diesmal mit den Schweinen deutsch. Nach einer kleinen Einleitung stellte er die Schweine dem Publikum vor, wobei er sagte:

— Dies Schwein ist groß!

— Dies Schwein ist größer!

— Dies Schwein ist am größten!

Den Beifallssturm, den Durow erntete, kann man sich ausmalen. Das Publikum war mit Durow vollkommen einverstanden. Nicht so die Polizei, die ihn sogleich am Kragen packte und aus Petersburg auswies. In andern Städten dienten die Schweine anderen politischen Witzen, die Ausweisung war aber immer die schwerste Strafe, was bei der Rücksichtslosigkeit der russischen Polizei Wunder nehmen konnte.

Derselbe Durow hat einmal zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ebenfalls in Petersburg den Zorn des damaligen Finanzministers auf sich geladen. Der Minister trug die Schuld am Fallen des Rubels. Soviele Gegner er auch selbst in Regierungskreisen hatte, blieb er doch auf seinem Posten. Da die Presse keinerlei Kritik üben durfte, so entschloß sich Durow dazu, freilich nicht ohne eine „Entschädigung für jeden Fall" in Höhe von 50 000 Rbl., die ihm Feinde des Ministers kurz vor der Abendvorstellung im Zirkus gaben. Auch damals spielte das Geschlecht der Schweine die Hauptrolle, jedoch genügte ein Schwein.

Durow streute in der Arena Geldscheine der verschiedensten Staaten aus, darunter auch einen russischen Rubel. Auf sein Geheiß hob das Schwein mit dem Rüssel die Scheine auf und brachte sie Durow. Nur vor dem Rubel machte es Halt und weigerte sich ganz entschieden, selbst den lautesten Befehlen Durows Folge zu leisten. Wie verzweifelt wandte sich Durow darauf an das Publikum mit der Bemerkung:

— Kein Wunder, daß Schweine den Rubel nicht heben, der Finanzminister tut es ja auch nicht.

Das war nun ja gut gesagt, aber Durow mußte dran glauben und Petersburg verlassen. Daraufhin entschloß sich auch der Zar, den Finanzminister seines Postens zu entheben.

Nicht weniger unsympathisch waren der Zarenregierung die schon genannten Clowns Bim-Bom. Auch sie halfen der öffentlichen Meinung zu Wort zu kommen und tun es zwischendurch auch heute noch. Vor 2 Jahren traten sie im Saratower Zirkus auf. Eines Abends erschienen die beiden im Zirkus und Bim sagt zu Bom:

— Weißt du, Bom, ich habe mir heute ein großes, so — ein großes Lenin-Bild gekauft.

— Warum hast du denn deinen Lenin nicht mitgebracht? fragt daraufhin Bom seinen Freund Bim.

— Na, aber Bom, sagt Bim, ich habe ihn doch zuhause aufgehängt.

— So? sagt Bom, dann will ich dir auch was sagen: aber paß auf, im Vertrauen: Ich habe mir heute auch ein Bild gekauft: Trotzki. Den habe ich an die Wand gestellt, weil ich ihn nicht aufhängen wollte. („An die Wand stellen" ist feit der Bolschewistenrevolution in Rußland ein geflügeltes Wort für „Erschießen".)

Das Publikum lachte dröhnend auf. Bim-Bom wurden von der Stelle weg verhaftet, am nächsten Tage aber wieder freigelassen. Ihren Bilderwitz haben sie allerdings nicht wiederholt. —ok.

* * *

Das Straßenleben in Moskau, das jetzt allmählich sein altes Bild aus der Zarenzeit wiedergewinnt, wird in hohem Maße durch die „fliegenden Händler" bestimmt. Der Russe besitzt bereits die orientalische Liebe zum Kaufen und Verkaufen unter freiem Himmel, und deshalb ist der Straßenhandel noch sehr viel ausgeprägter als im Westen, wo er ja auch von Jahr zu Jahr zunimmt. Auf den belebten Straßen Moskaus stehen Händler mit allen möglichen Waren dicht nebeneinander, und wer einkaufen will, kann beim Dahinschlendern alles bekommen, was sein Herz begehrt. In der Nähe des Kreml geht es am lebhaftesten zu. Da finden wir nicht nur die Obsthändler in großen Mengen, sondern auch Verkäufer von Kuchen und Zigaretten. Hier bietet einer Zahnbürsten feil, dort sucht einer Drahtnadeln an den Mann zu bringen, mit denen man Petroleumöfen reinigen kann. Ein Schuhputzer hat an einer Ecke einen fliegenden Laden errichtet, der sehr vielseitig ist. Er verkauft ebenso gut Spitzen wie Schuhcreme und putzt daneben unermüdlich die Schuhe. Manche haben nur einen einzigen Gegenstand, den sie vorteilhaft losschlagen wollen; hier bietet einer ein Feldglas an, dort ein anderer einen Mantel oder eine Matratze. Jeder Kauf ist mit langem Feilschen und Reden verbunden; denn es wäre sehr unvorsichtig, den ersten Preis zu zahlen, den der Verkäufer fordert. Er denkt sich gewöhnlich eine bestimmte Summe, sagt aber das Doppelte, weil er doch weiß, daß er auf die Hälfte heruntergehandelt wird. Ist man endlich einig geworden, dann wiegt der Verkäufer völlig befriedigt die Ware auf seiner Wage ab und händigt sie dem Käufer aus, in Papier eingewickelt, auf dem fromme Dinge in der Kirchenschrift stehen, die niemand lesen kann. Aber in diesem friedlichen Handelsverkehr auf der Straße entsteht Unruhe, wenn man die roten Streifen an den Mützen der Soldaten sieht. Das ist das Zeichen zur Flucht für diejenigen, die keine Erlaubnis zum Straßenhandel haben. Sind die Soldaten herangekommen, dann steht nur noch die Hälfte der Verkäufer da, die, die ein gutes Gewissen haben. Die anderen haben Hals über Kopf ihre Körbe und Kisten, ihre Schachteln und Kästen zusammengerafft und geben Fersengeld, Alt und Jung, Männer und Frauen und Kinder, die Jungen lachen, die Alten schimpfen. Manchmal fällt bei der hastigen Flucht eine Schachtel herunter, die Ware rollt auf die Erde, und die Schicksalsgenossen helfen freundlich, die Sachen wieder aufzulesen. Die Uebeltäter fangen in der nächsten Straße schon wieder zu handeln an. Eine Geldstrafe ist etwas sehr Einfaches in Rußland, denn man zahlt sie direkt an den Milizionär, der darüber eine Quittung ausstellt. Wer elegantere Sachen einhandeln will, der wendet sich zu den Verkaufsbuden, die kilometerlang an den Straßenrändern aufgerichtet sind. Die gewöhnlichen Läden werden seltener besucht und sind durchaus rückständig. Der Handel hat sich den neuen Verhältnissen angepaßt, und wer früher mit Postkarten und Taschentüchern handelte, auf denen sich die Bilder des Zaren und seiner Familie befanden, der hält jetzt die gleiche Ware feil, mit den Bildnissen Lenins und Trotzkis geschmückt.

Russische Kinder vor dem Jugendgericht

Die amtlichen Moskauer „Iswestija" (Nr. 214) veröffentlichen die nachstehende Schilderung aus dem Leben des russischen Kindes von heute:

Durch die Tür tritt ein Mädchen ins Zimmer, ihm folgt ein Mann mit einem Revolver an der Seite. Es bleibt vor dem Tisch stehen, hinter dem die Richter und die weiblichen Beisitzer Platz genommen haben.

Das Mädchen ist wegen Straßenhandels verhaftet worden. Es ist sehr sauber gekleidet und trägt Bänder im Haar. Es macht einen Knix und man meint, es verstehe nicht, wofür es hierher gebracht worden ist.

— Am Postamt. Sie ist gestern verhaftet worden, erklärt der Milizionär, der das Mädchen hereingeführt hat.

Die Stirn des Richters legt sich in Falten: jeden Tag dasselbe Bild, jeden Tag ziehen an ihm menschlicher Kummer und menschliche Armut vorüber. Eine Beisitzerin fragt:

— Womit haben Sie gehandelt?

— Mit Aepfeln.

— Handeln Sie schon lange?

— Nein, früher habe ich gelernt.

— Was zwingt Sie zum Handeln?

Das Mädchen erzählt die gewöhnliche Geschichte: die Mutter geht tagein tagaus zur Arbeitsbörse, die Kinder bleiben zuhause, alle leben sie in einem Kellerzimmer, Brot ist nicht da. Deshalb ist das Mädchen mit Aepfeln handeln gegangen. Es sieht hierin kein Verbrechen; es muß ja doch verdient werden. Der Verdienst bestand aus 50—70 Rubeln, damit haben sie alle Ausgaben bestritten.

Das Mädchen ist 15 Jahre alt.

— Handeln darf man aber erst mit 16 Jahren, sagt der Richter zu ihm. Man darf so etwas nicht tun.

Das ist aber nicht die Hauptsache. Die Miliz hat das Mädchen nämlich seiner „Frechheit" wegen vor das Jugendgericht gebracht. Worin bestand die? Die jugendlichen Händler werden gewöhnlich um 4—5 Uhr nachmittags festgenommen und zur Wache gebracht. Bei der vielen Arbeit vergeht die Zeit unbemerkt, und wenn endlich die Protokolle geschrieben werden sollen, ist es Nacht. Nicht selten werden die Kinder um 12, 1 oder 2 Uhr nachts nachhause geschickt. Sie sollen ihre Papiere holen. Auch dieses Mädchen sollte in der Nacht nachhause gehen, aber es fürchtete sich, allein zu gehen und blieb. Das ist die „Frechheit".

— Sie sind frei! sagt der Richter zu dem Mädchen.

Nach ihm wurden andere hereingeführt, die ebenfalls mit Aepfeln und Zigaretten gehandelt haben. Wiederum Schilderungen des Kummers und der Not.

— Warum verhaftet man sie nur, bemerkt jemand hinterm Tisch. Wir können doch die verbrecherisch veränlagten Kinder nicht unterbringen, sogar rückfällige Diebe, wozu also die Straßenhändler!

Auf meine Frage wird mir erklärt:

— Die Zahl der freien Plätze in den Kinderheimen ist verringert worden. Gerade eben erst wurde uns mitgeteilt, daß die gestern gerichteten Kinder noch heute in der Miliz sind. Die Kinderheime sind überfüllt. Das größte unter ihnen, das sog. Pokrowsker, in dem noch unlängst 1200 bis 1300 Kinder Unterkunft hatten, beherbergt jetzt nur die Hälfte, von den andern gar nicht zu sprechen. Früher hat die A. N. A. geholfen. Die Staatsmittel reichen nicht aus.

Es werden noch zwei Kinder hereingeführt. Einer Dame, die vom Bahnhof kam, wurde ein Tuch gestohlen. Vielleicht haben die beiden Jungen das Tuch gar nicht gestohlen, aber sie sind am nächsten Tag am Semljanoi Wal damit angehalten worden. Der eine ist in ein zerrissenes Bresenhemd gekleidet und trägt ebensolche Hosen.

— Wer bist Du?

— Ich bin aus Brjansk.

— Wie bist Du denn nach Moskau gekommen?

— Na, ich bin einfach hergefahren.

— Was machst Du hier?

— Gar nichts.

Die beiden werden lange ausgefragt. Man braucht das Dasein des Kindes nicht zu kennen, um zu sehen, daß die beiden verbrecherisch veranlagt sind. Das sieht man schon an ihrer ganzen Haltung und an ihren Redensarten.

Aber, es sind ja keine Plätze frei, und die Richter bestimmen: — Ihr könnt gehen.

Dann kommt ein kleines bescheidenes Mädchen von 11 Jahren an die Reihe. Es trägt ein Kleidchen aus Segeltuch und hat an den Füßen zertretene Sandalen. Es ist das Töchterchen einer Schauspielerin. Seine Mutter ist tuberkulosekrank, befindet sich in Batum. Das Mädchen ist nach Moskau gebracht worden, weil man es hier in einem Kinderheim unterbringen wollte. Es hilft nichts, alles ist voll. Sein Kleidchen ist abgetragen, die Nahrung besteht aus schwarzem Brot.

— Warte nur etwas, sagen die Richter, wir werden Dich schon unterbringen.

Inzwischen wird beschlossen, ihm ein Paar Schuhe auszuhändigen zu lassen.

Jeden Tag prüft die Jugendkommission 20, manchmal auch 35 solcher Fälle. Meistens handelt es sich um Kinder, die wegen Straßenhandels oder kleiner Diebstähle verhaftet worden sind; hin und her gibt es aber auch Fälle anderer Kategorie: Fließeleien, Fahren auf den Trittbrettern der Waggons, Einwerfen von Fensterscheiben, aber auch Vergewaltigung und Mord.

Dieser Tage wurde die Sache eines Mädchens untersucht, das seine Mutter mit dem Beil ermordet hatte. Das Mädchen war im Irrenhaus untergebracht, von wo mitgeteilt wurde, daß das Mädchen sich in der Mordstunde in unzurechnungsfähigem Zustand befunden hat. Jetzt befindet sich das Kind wieder in der Anstalt.

Auf dem Korridor treffe ich eine Gruppe andrer Kinder. Viele kommen selbst hierher und bitten, sie unterzubringen oder sie nachhause zu schaffen. Die Jugendkommission ist selbst zu einer Art Kinderheim geworden. Die Kinder kommen allein her. Tagsüber sitzen sie auf der Straße oder auf den Treppen, nachts schleichen sie auf die dunklen Korridore, rollen sich zusammen und warten frierend auf den nächsten Morgen.

Das Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V., Berlin W 57, Yorkstraße 46!, bittet alle Interessenten in Deutschland und im Ausland ihren Briefen, die beantwortet werden sollen, Rückporto in entsprechender Höhe beizulegen.

Liste

der 1923 aus dem Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder nach Nord- und Südamerika ausgewanderten wolgadeutschen Hungerflüchtlinge

(Schluß)

Mildenberg	Michel	August	nach	Nord-Amerika
„	Katharina	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Jakob	„	„	„
Martel	Adam	April	„	Süd- „
Merker	Peter	Juni	„	Nord- „
„	Elisabeth	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Klara	„	„	„
„	Emilie	„	„	„
„	Barbara	„	„	„
Meringer	Magdalena	„	„	Süd- „
Ohbolz	Joseph	Juli	„	„ „
Ortmann	Peter	„	„	Nord- „
„	Barbara	„	„	„ „
„	Katharina	„	„	„ „
Ostertag	David	Mai	„	Süd- „
Rohr	Adolf	August	„	Nord- „
„	Amalia	„	„	„ „
„	Bertha	„	„	„ „
Ruppel	Frieda	Juli	„	„ „
Reichel	Heinrich	„	„	„ „
„	Emilie	„	„	„ „
Ruß	Anna	„	„	„ „
„	Heinrich	„	„	„ „
„	Anna Elis.	„	„	„ „
„	Wilhelm	„	„	„ „
„	Elisabeth	„	„	„ „
„	Jakob	„	„	„ „
Schönfeld	Georg	„	„	„ „
„	Anna	„	„	„ „
„	Georg	„	„	„ „
„	Konstantin	„	„	„ „
„	Eduard	„	„	„ „
Schauermann	Johannes	„	„	„ „
„	Maria Kath.	„	„	„ „
„	Alexander	„	„	„ „
„	Elisabeth	„	„	„ „
Schell	Jakob	April	„	Kanada
„	Anna	„	„	„
„	Barbara	„	„	„
„	Margaretha	„	„	„
„	Pauline	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
„	Christina	„	„	„
Schick	Gottfried	Juli	„	„
„	Bertha	„	„	„
Schnarr	Sophia	August	„	Nord-Amerika
Schönhals	Heinrich	„	„	Kanada
Stretzler	Anton	„	„	Nord-Amerika
„	Elisabeth	„	„	„
„	Eduard	„	„	„
Schiel	Jakob	Juli	„	„
„	Katharina	„	„	„
Schamne	Leo	April	„	Süd- „
„	Leo	„	„	„ „
Schneider	Heinrich	August	„	Nord- „
Schwab	Jakob	„	„	Kanada
Schechtel	Alexander	Juli	„	Nord-Amerika
„	Katharina	„	„	„
„	Elisabeth	„	„	„
Schneider	Christoph	Juli	„	„
„	Anna	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Emilie	„	„	„
„	Victor	„	„	„
Schmidt	Peter	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
Specht	Stefan	April	„	Süd- „
„	Litwina	„	„	„ „
„	Jakob	„	„	„ „
Schwarz	Johannes	August	„	Nord- „
„	Heinrich	„	„	„ „
Sterkel	Wilhelm	Juli	„	„ „
„	Katharina	„	„	„ „
„	Wilhelm	„	„	„ „
„	Amalia	„	„	„ „
Schröder	Alexander	„	„	Kanada
Vorratz	Maria Christ.	„	„	Nord-Amerika
„	Heinrich	„	„	„ „
„	Jakob	„	„	„ „

Bäll	David	Juli	nach	Nord-Amerika	
"	Christina	"	"	"	"
"	Kornelius	"	"	"	"
Wagner	Sophia	Juli	"	"	"
"	Nikolaus	"	"	"	"
"	Bertha	"	"	"	"
Weißbecker	Aloisius	August	"	"	"
"	Alexander	"	"	"	"
"	Emilie	"	"	"	"
"	Eugenie	"	"	"	"
"	Juliana	"	"	"	"
"	Martha	"	"	"	"
"	Anna	"	"	"	"
"	Maria	"	"	"	"
Weber	Jakob	Sept.	"	"	"
"	Anna	"	"	"	"
"	Heinrich	"	"	"	"
"	Peter	"	"	"	"
"	Georg	"	"	"	"
"	Eduard	"	"	"	"
"	Luise	"	"	"	"
"	Maria	"	"	"	"
"	Heinrich	Juli	"	"	"
"	Katharina	"	"	"	"
"	Susanna	"	"	"	"
"	Wilhelm	"	"	"	"
"	Friedrich	"	"	"	"
Vorster	Konrad	Juni	"	"	"
"	Katharina	"	"	"	"
"	Konrad	"	"	"	"
Hirsch	Heinrich	Sept.	"	"	"
"	Anna Elis.	"	"	"	"
Knaub	Philipp	"	"	Süd-	
"	Sophia	"	"	"	"
"	Christian	"	"	"	"
"	Gottlieb	"	"	"	"
"	Sophia	"	"	"	"
"	Amalia	"	"	"	"
Rischi	Philipp	"	"	Nord-	
"	Katharina	"	"	"	"
"	Emma	"	"	"	"
"	Alexander	"	"	"	"
Reichel	Andreas	"	"	"	"
"	Maria	"	"	"	"
"	David	"	"	"	"
"	Elisabeth	"	"	"	"
"	Eva	"	"	"	"
"	Jakob	"	"	"	"
Schwabenland	Peter	"	"	"	"
"	Katharina	"	"	"	"
"	Anna	"	"	"	"
Albert	Johannes	"	"	"	"
	3 Personen				
Kuckus	Philipp	"	"	"	"
	3 Personen				
Heinze	David	"	"	"	"
	5 Personen				
Muth	Heinrich	"	"	"	"
	3 Personen				
Glanz	Heinrich	"	"	"	"
	2 Personen				
Roth	Konrad	"	"	"	"
	3 Personen				
Wagner	Heinrich	"	"	"	"
	2 Personen				
Weber	Andreas	"	"	"	"
	5 Personen				
"	Jakob	"	"	"	"
	3 Personen				
Balde	Heinrich	Sept.	"	"	"
"	Katharina	"	"	"	"
"	Sophia	"	"	"	"
Klobertanz	Anton	"	"	"	"
"	Rosa	"	"	"	"
"	Rosa	"	"	"	"
Weigel	Johannes	"	"	"	"
"	Maria	"	"	"	"
Kihling	Konrad	"	"	"	"
	9 Personen				
Steinbach	Adam	"	"	"	"
	3 Personen				
Walk	Christian	"	"	"	"
	5 Personen				

Aus Natur und Geschichte

Die Flucht Kaiser Wilhelms II. In dem bei Ullstein erschienenen Buche der Lady Bentinck „Der Kaiser im Exil" wird sehr anschaulich geschildert, wie der Kaiser nach Ausbruch der Revolution nach Amerongen kam. Der Kaiser war am 10. November um 8 Uhr morgens im Auto von Spa an der Grenze angekommen. Die holländische Grenze überschritt er zu Fuß bei Eysden und gab dort der Grenzwache seinen Degen ab. Niemand von den Holländern wußte nun, was man mit ihm tun solle. Er wartete ruhig und unbeweglich, bis einige Stunden später sein Sonderzug aus Belgien eintraf. Dann verschwand er in seinen Wagen und blieb dort unsichtbar den Rest des Tages und auch noch die ganze Nacht, während man vom Haag aus für ihn fieberhaft ein Obdach suchte. In Maarn sollte nun der Zug am 11. November um 3 Uhr nachmittags eintreffen. Das Gerücht war wieder einmal stärker gewesen als die Geheimhaltung, und eine ganz stattliche Anzahl von Leuten, meist Bauern, hatte sich hinter dem Bahnhof angesammelt, um der Ankunft des Kaisers beizuwohnen. Eine undeschreiblich trübselige Stimmung lag über dem kleinen, toten Bahnhof mit den grasverwachsenen Schienen . . . Endlich hörte man das Keuchen einer Lokomotive, dann dampfte der kaiserliche Zug langsam in den Bahnhof. Kaum, daß die Räder gebremst waren, stieg der Kaiser, in Uniform mit Stock, hastig allein aus, kam geradenwegs auf den Gouverneur und den Grafen Godard Bentinck zu, schüttelte beiden die Hand und tauschte ein paar kurze Begrüßungsworte. (Nach dem Times-Korrespondenten soll er zum Grafen lediglich gesagt haben: „Nun, was sagen Sie dazu?") Ohne Verzug führte ihn Graf Bentinck zu seinem geschlossenen Wagen, und, noch ehe die schweigende Menge recht gewahr geworden war, daß der deutsche Kaiser wirklich gekommen war, sauste das Gefährt schon auf der Straße nach Amerongen. Die Kaiserin folgte erst später.

Ein aussterbendes Volk in Sibirien. Auf der soeben geschlossenen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Moskau konnten die Besucher auch eine Burjatenfamilie aus Sibirien sehen. Sie gehörte zu dem Stamm der seit Jahrzehnten im Aussterben begriffenen Burjaten in Sibirien. Während dieser Stamm 1896 noch 208 000 Köpfe zählte, sind heute noch 58 Familien zurückgeblieben. Eine von ihnen war die auf der Moskauer Ausstellung. Wir finden sie in einer Zeitschrift abgebildet. Am Waldrand haben sie ihr spitzes Zelt aus Tierfellen aufgerichtet. Die in Felle und bunte Jacken und Mäntel gekleidete Familie besteht aus 2 Personen männlichen und 2 weiblichen Geschlechts. Neben der korpulenten und vermummten Großmutter steht ein Enkelkind, die junge Schwiegertochter hat einen Säugling auf dem Arm. Während die Frauen mehr an „Russematschke" erinnern, sehen die Männer ganz wild aus, und Fell und Netz lassen erkennen, womit sie sich beschäftigen. Die Burjaten sind ein Jagdvolk, fangen auch Fische und sind von der Zarenregierung früher einmal kosakisch geschult worden. Wie die Kalmücken sind sie von mittlerem Wuchs und breitschultrig. Sie sind Buddhisten und haben Sitten und Sprache rein erhalten. Ihre Verminderung geht mit Riesenschritten vor sich und nach ein paar Jahrzehnten wird wohl kein Burjate mehr am Leben sein.

Das Baumfest in Argentinien. Uns wird geschrieben: Es ist eine von den Freunden gesunden Volkstums viel beklagte Erscheinung, daß bei den Völkern abendländischer Kultur der Geschmack an großen nationalen Volksfesten immer mehr im Schwinden begriffen ist. Man muß den Atlantischen Ozean überqueren und das aufblühende, einer glänzenden Zukunft entgegensehende Argentinien besuchen, um solche grandiosen Volksfeste alten Stils zu beobachten, die, von einer großen Idee getragen, eine ganze Bevölkerung, jung und alt, auf die Beine bringen kann. Das „Fest der Bäume", das in Buenos Aires von altersher gefeiert wird, beginnt schon am frühen Morgen. In den Straßen und Parkanlagen der Stadt bewegen sich hunderte von Schulkindern aller Altersklassen aus staatlichen und privaten Anstalten, und überall werden von Gelehrten, Ingenieuren, Philosophen, selbst von dem Landwirtschaftsminister Ansprachen gehalten, die den Schülern die Bedeutung der Bäume im Leben der Völker und Länder und des Einzelnen in allgemeinverständlicher Weise vor Augen führen. Bei diesen Vorträgen wird z. B. darauf hingewiesen, daß die Bepflanzung der Gebirge Stürme abwehre und den gefährlichen Ueberschwemmungen Schranken setze. Es wird gezeigt, wie die Bäume und Pflanzen die Feuchtigkeit aufspeichern, die den Regen spendet, den „goldenen" Regen, der mit dem Wachstum und Gedeihen eines Landes aufs innigste verknüpft ist. Auch die hohe hygienische Bedeutung der Bäume für die Großstädte wird nicht zu betonen vergessen. Es wird darauf hingewiesen, daß sie Schönheit und Aesthetik in das Leben ihrer Bewohner tragen. Auf solche theoretischen Belehrungen, denen ein weiter Spielraum gegeben ist, folgt die Praxis, wofür der Schuljugend, die nun selbst aus Werk des Pflanzens geht, 2000 Sträucher und Stauden sowie 3000 Kilo Samenkörner zur Verfügung gestellt werden. Dieses Schaupflanzen vollzieht sich zu gleicher Zeit in allen großen Städten des gewaltigen Reiches, bis weit in die Anden hinauf. Die ganze Bevölkerung nimmt an diesem Fest, das so recht ein Fest der Jugend ist, lebhaften Anteil. Am Nachmittag versammeln sich die Erwachsenen in einem großen Saal zu einer Feier, die neben wohlgesetzten Reden auch einen musikalischen Teil enthält, der mit Vorliebe auf derartige Musikstücke Bedacht nimmt, die den Segen des Ackerbaus und der Landwirtschaft verherrlichen. Das „Fest der Bäume" hat, indem es auf den Wert der Arbeit und die idealen Momente des Lebens hinweist, einen tiefen Sinn und eine hohe symbolische Bedeutung. Es enthält auch eine gute Lehre, die nicht deshalb

Russische Verordnungen über die Ein- und Rückwanderung nach Rußland

(Nach Mitteilungen des Reichswanderungsamtes in Berlin NW 6, Luisenstraße 31a)

Wir erhalten des öfteren Anfragen über die Möglichkeiten und die Bedingungen der Ein- und Rückwanderung nach Rußland. Nachstehend lassen wir die hauptsächlichsten Bestimmungen der Sowjetregierung hierüber folgen und bitten unsere geschätzten Leser, Interessenten auf diese Bestimmungen aufmerksam zu machen.

I.

Verordnung des Rats für Arbeit und Verteidigung über die landwirtschaftliche Einwanderung vom 2. Februar 1923.

„Zur Hebung und Entwicklung der Landwirtschaft in den landreichen und den Grenz-Gebieten durch Schaffung rationeller Formen derselben unter Ausnutzung der landwirtschaftlichen Ein- und Rückwanderung zu diesem Zwecke, verordnet der Rat für Arbeit und Verteidigung:

1. Dem Volkskommissariat für Landwirtschaft ist aufzutragen, im Südosten und im Wolgagebiet aus dem Bestande des staatlichen Landbesitzes zur Ansiedlung der landwirtschaftlichen Einwanderer 220 000 Deßjatinen anzuweisen.

2. Es ist zur obligatorischen Bedingung der Zulassung und Ansiedlung landwirtschaftlicher Einwanderer zu machen, daß diese ein (Grund- und Umsatz-) Kapital mitbringen, und zwar in einem Umfange, der die Organisation und Inbetriebhaltung der Wirtschaft sicherstellt.

3. Die Landparzellen, Rätewirtschaften und dgl. werden den Einwanderern ausschließlich auf vertraglicher Grundlage überlassen, wobei außer den Steuern, staatlichen Pflichtleistungen u. dgl., die in gleicher Weise wie von der Bevölkerung der RSFSR. zu leisten sind, auch die ausbedungene Pachtsumme erhoben wird. Auf letztere werden nach besonderer Uebereinkunft spezielle agrikulturelle Maßnahmen (wie Einrichtung von Beschäl-, Verleih-, Getreidereinigungspunkten) in Anrechnung gebracht.

4. Die Ausgaben für die Uebersiedlung und Niederlassung am Siedelungsorte werden von den Gruppen und Organisationen der landwirtschaftlichen Einwanderer auf ihre eigene Rechnung gemacht, nur die Ausgaben für die Landzuweisung erfolgen auf Staatskosten.

5. Den landwirtschaftlichen Einwanderern werden folgende Vorrechte gewährt:

a) Vorrechte bei der Ueberführung der Menschenkontingente und beim Transport des diesen gehörenden landwirtschaftlichen Betriebsinventars u. dgl. auf Grund der geltenden Eisenbahntarife, die für Ueberfiedler festgesetzt sind;

b) Vorrechte bei der Verpflegungs-, Gespannpflichtsteuer und Ableistung der Militärpflicht in gleicher Weise wie für Ueberfiedler;

c) bei Erhebung der Zollabgaben werden die für den eigenen Bedarf notwendigen Betriebsgeräte, das lebende und tote landwirtschaftliche Inventar, Sämereien, Düngemittel und das für den Wirtschaftsbetrieb notwendige eigene Hausgerät gemäß einer besonderen, auf gesetzgeberischem Wege zu bestätigenden Instruktion von den Abgaben vollkommen befreit.

6. Zur Herbeiführung einer größeren Planmäßigkeit und Erleichterung der Beförderungsmöglichkeiten für die landwirtschaftliche Einwanderung ist einzurichten:

a) eine Berichterstattung des Volkskommissariats für Landwirtschaft an die Gesellschaft für technische Hilfeleistung an Rußland durch die beim Rat für Arbeit und Verteidigung tagende Kommission zur Regelung der landwirtschaftlichen und industriellen Einwanderung über die Landparzellen, Rätewirtschaften usw., die der landwirtschaftlichen Einwanderung zur Verfügung gestellt werden, über den Umfang des zur Einrichtung der Wirtschaft erforderlichen Kapitals u. dgl.

b) eine vorherige Besichtigung der anzuweisenden und zu übergebenden Landparzellen und Rätewirtschaften durch Vertreter Kundschafter) der einwandernden Gruppen und Organisationen, damit sie sich an Ort und Stelle mit den Verhältnissen bekannt machen und Maßnahmen zur Vorbereitung der Uebersiedlung und Uebernahme der Landstücke treffen."

Die Anforderungen der russischen Regierung hinsichtlich der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einwanderer decken sich mit den nachstehend veröffentlichten „Oekonomischen Forderungen" für die Rückwanderung nach Rußland.

II.

Rückwanderung nach Rußland.

In Erledigung der zahlreichen Gesuche aus Rußland stammender Kolonisten um die Erlaubnis zur Wiedereinreise nach Rußland hat die ständige Kommission für landwirtschaftliche und industrielle Einwanderung beim Rat für Arbeit und Verteidigung folgende „Bedingungen für die deutschen Kolonisten, die nach Rußland zurückzukehren beabsichtigen", erlassen:

1. Allgemeine bürgerliche Forderungen.

1. Zur Rückkehr nach Rußland in der Form der gruppenweisen Rückwanderung sind diejenigen deutschen Kolonisten berechtigt, die die russische Staatsbürgerschaft besitzen.

2. Deutsche Kolonisten, die ihre Staatsbürgerschaft infolge der Beschlüsse des WZIK. (des Allrussischen Zentral-Vollzugs-Komitees) und des SNK. (des Rates der Volkskommissare) vom 15. 12. 1921 verloren haben oder deren Staatsbürgerschaft ungeklärt ist, können nach Rußland nur zurückkehren, nachdem sie ihre Staatsbürgerschaft in vorgeschriebener Weise (ordnungsgemäß) nachgewiesen haben.

2. Wirtschaftliche Forderungen.

1. Als unbedingte Voraussetzung für die Rückwanderer gilt deren, bereits in Deutschland stattgefundene Zusammenschließung in Kollektive (z. B. landwirtschaftliche Arbeitergenossenschaften), damit die Regierung nicht genötigt ist, Verträge mit einzelnen Familien, sondern mit juristischen Personen abzuschließen; gegebenenfalls müssen die Rückwanderer sofort nach ihrem Eintreffen in Rußland eine landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft begründen.

2. Die deutschen Kolonisten tragen selbst sämtliche Kosten des Umzuges von Deutschland bis zum Siedlungsort in Rußland, ebenso die Auslagen, die bei Anschaffung der Gegenstände zum persönlichen und zum Hausgebrauch entstehen.

3. Folgendes landwirtschaftliche Inventar wird den deutschen Kolonisten zur Einfuhr nach Rußland empfohlen: Traktoren, Traktor- und Spezial-Pflüge, Scheiben- und Feder-Eggen, Scheiben- und Spezial-Kultivatoren, Getreide- und Grasmähmaschinen, Pferde-Rechen, Selbstableger, Spezial-Dreschmaschinen und solche mit Motorantrieb, Garbenbindemaschinen, Getreidereinigungsmaschinen, Trieren und Sortiermaschinen, Futterzubereitungsmaschinen, Maschinen für die Milchwirtschaft (außer Separatoren), Reserveteile für Maschinen, Motoren aller Art. Die Einfuhr von gewöhnlichen Pflügen und Eggen, sowie Wiesenhobeln, Windfege-Sortier- und Dreschmaschinen, die mit Pferdekraft in Betrieb gesetzt werden, — wird nicht gestattet. Was lebendes Inventar anbetrifft, so ist die Einfuhr von Rasse-Pferden (Zucht-Pferden) und hauptsächlich von Hornvieh erwünscht.

Einen Teil von dem oben angeführten lebenden und toten Inventar müssen die deutschen Kolonisten unbedingt aus Deutschland nach Rußland mitbringen. Zahl und Umfang werden in jedem Einzelfalle im Vertrag festgesetzt.

4. Außer den Mitteln, die in den Punkten 2 und 3 als unbedingt notwendig bezeichnet sind, müssen die deutschen Kolonisten ein Barkapital in Höhe von 40—60 Goldrubel je Deßjatine besitzen, zum Aufbau von Wohnungen und Betriebsstätten und Einrichtung der Wirtschaftsbetriebe.

5. Auf die deutschen Kolonisten finden Anwendung die Begünstigungen, die durch die Verordnung des Sto (des Rats für Arbeit und Verteidigung) vom 2. 2. 1923 für die landwirtschaftliche und industrielle Einwanderung vorgesehen sind, sowie sämtliche späteren Verordnungen über die Vergünstigungen, die sich auf Einwanderer und Uebersiedler beziehen.

6. Das den deutschen Kolonisten anzuweisende Land befindet sich in dem südöstlichen Teil Rußlands und im Wolgagebiet (darunter das Gebiet der Wolgadeutschen und das Saratower Gouvernement (Kreis Dergatschow).

7. Die deutschen Kolonisten haben Ackerbau und Viehzucht zu treiben; dabei muß die Landbebauung unter Anwendung von Maschinen erfolgen.

Die Größe der Landfläche wird im Vertrag festgelegt.

3. Bestimmungen für die Rückkehr.

1. Deutsche Kolonisten, die sich mit den obigen Bedingungen einverstanden erklären und nach Rußland zurückkehren wollen, stellen bei der Konsulatsabteilung der Bevollmächtigten Vertretung der RSFSR. in Deutschland einen Antrag über den Wunsch der Vereinigung, nach Rußland zurückzukehren, wobei folgendes anzugeben ist:

a) Volle Aufzählung der Personen der Vereinigung, besonders ist die Zahl der arbeitsfähigen Mitglieder — Männer und Frauen — anzugeben.

b) Verzeichnis der bei der Vereinigung vorhandenen Arbeitsgeräte und des landwirtschaftlichen Inventars mit genauer Angabe des Wertes und ungefähren Gewichts derselben.

c) Höhe des Bauvermögens der Vereinigung, welches nach Rußland, nach Deckung der Umzugskosten, wird eingeführt werden können.

d) Inwieweit und auf wie lange sind die Mitglieder der Vereinigung mit Haushaltsgegenständen, sowie mit Sachen zum persönlichen Bedarf versorgt?

e) Die Größe der gewünschten Landfläche.

f) Den Anträgen müssen beigefügt werden die von der Konsulatsabteilung der Vertretung der RSFSR. in Deutschland vorgeschriebenen und von den Mitgliedern der Vereinigung ausgefüllten Fragebogen nebst Lichtbildern und Ausweispapieren der Mitglieder.

2. Anträge, die Forderungen des § 1 dieser Instruktionen entsprechen, werden von der Konsulatsabteilung der Vertretung der RSFSR., nachdem diese die Richtigkeit der angeführten Angaben geprüft und ihrerseits dazu Stellung genommen hat, der ständigen Kommission für Einwanderung beim Rat für Arbeit und Verteidigung übersandt.

3. Die ständige Kommission beim Rat für Arbeit und Verteidigung teilt, nachdem sie die Anträge geprüft hat, ihre Entscheidung der Konsulatsabteilung der russischen Vertretung in Deutschland mit. Falls die Entscheidung der Kommission positiv ausfällt, so fahren zuerst nicht alle Mitglieder der Vereinigung hinaus, sondern nur die verantwortlichen Vertreter (Kundschafter), die im Besitz von Vollmachten der Vereinigung zur Führung der Verhandlungen mit den zuständigen staatlichen Behörden und zum Abschluß eines Vertrages sein müssen. Solchen Delegierten erteilt die Vertretung der RSFSR. in Deutschland das Einreisevisum nach Rußland.

4. Die Delegierten (Kundschafter) begeben sich, nachdem sie in Moskau eingetroffen sind, zu der „Ständigen Kommission für Einwanderung beim Rat für Arbeit und Verteidigung" zwecks praktischer und formeller Ausführung. Sie lassen ihre Vereinigung vorschriftsmäßig als juristische Person, welche Verträge abzuschließen berechtigt ist, registrieren; wählen und beschlagnahmen das für die Vereinigung passende Landstück aus dem Landfonds, welcher vom Volkskommissariat für Landwirtschaft für die rückwandernden deutschen Kolonisten angewiesen ist; schließen ordnungsgemäß den Pachtvertrag über die Ausnutzung des Landstückes. Gleichzeitig wird im Vertrag konkret angegeben, welches landwirtschaftliche Inventar die Vereinigung sich verpflichtet, nach Rußland einzuführen.

5. Nur nachdem die Delegierten den Vertrag unterzeichnet haben, gibt die Kommission beim Rat für Arbeit und Verteidigung durch das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten die Einreisegenehmigung nach Rußland für alle Mitglieder der Vereinigung. Die Bevollmächtigte Vertretung der RSFSR. in Deutschland erteilt demgemäß die erforderlichen Einreisesichtvermerke.

6. Die Reisekosten sowohl der Delegierten als auch aller übrigen Mitglieder der Vereinigung von Deutschland bis zur russischen Grenze bestreitet die Vereinigung selbst. Im Interesse der Bequemlichkeit und Verbilligung beim Umzuge fahren die deutschen Kolonisten am besten in geschlossenen Transporten mit dem Dampfer von Deutschland nach Petersburg. Die Verfrachtung der Dampfer wird von der Konsulatsabteilung der Vertretung der RSFSR. unter Mitwirkung der deutschen Institutionen, welche für die Angelegenheiten der deutschen Kolonisten zuständig sind, vollzogen.

7. Nach dem Eintreffen der deutschen Kolonisten in Petersburg werden sie von der Ständigen Kommission für Einwanderung beim Rat für Arbeit und Verteidigung nach dem Zielort befördert, wobei das Gut der Ansiedler von Zoll- und Steuerzahlungen befreit wird (mit Ausnahme der Kanzleigebühren) und die Reise und die Beförderung des Gutes gemäß dem ermäßigten Tarif für Uebersiedler berechnet wird.

Anmerkung des RWA.'s: Nach der Verordnung des Allrussischen Zentral-Vollzugs-Komitees vom 15. Dezember 1921 waren die in Deutschland befindlichen russischen Staatsangehörigen gehalten, sich bis zum 1. Juni 1922 bei der Russischen Vertretung registrieren zu lassen, andernfalls würden sie des russischen Staatsbürgerrechtes verlustig erklärt werden. Die wenigsten deutschstämmigen Kolonisten aus Rußland sind dieser Vorschrift nachgekommen, weil sie ihnen trotz Veröffentlichung in der Tagesspreite und im Nachrichtenblatt des RWA.'s unbekannt geblieben ist. Für Rückwanderer, die die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen, bleiben diese Bestimmungen außer Betracht. Die ökonomischen Forderungen laufen praktisch darauf hinaus, daß jede Rückwandererfamilie ein Vermögen von etwa 1500 Goldmark (750 Goldrubel bzw. 375 Dollar oder 1200 arg. Pesos. Die Red.) besitzen muß, wenn sie sich mit Erfolg einer Arbeitsgenossenschaft zur Rückwanderung nach Rußland anschließen will, es sei denn, daß im Wege von Verhandlungen mit den zuständigen russischen Stellen im Einzelfalle eine Milderung der wirtschaftlichen Unforderungen erreicht werden kann.

gering geachtet werden sollte, weil sie aus Südamerika kommt. Gerade von Argentinien, dessen Aufschwung während der jüngsten Zeit fast beispiellos ist, könnten auch wir manches lernen.

Schule und Leben

Das klassische Bücherland. Das Volk, das die meisten Bücher erzeugt und absetzt, ist nicht, wie man annehmen sollte, das deutsche, sondern das chinesische. In China ist das Buch so volkstümlich, daß man es überall kaufen kann. Selbst in Schneider- und Schusterwerkstätten findet man mit Büchern wohlbesetzte Regale, die den Kunden, der zur Anprobe kommt oder ein Paar Schuhe bestellt, in die Lage versetzen, die Zeit durch die Auswahl von Büchern für seine Bibliothek auszunutzen. Die chinesischen Bücher sind in der Regel ungebunden und werden in losen Blättern in Mappen verwahrt. Die europäische Gepflogenheit, alte Bücher zu erwerben, ist in China vollständig unbekannt, da eine Veräußerung von Büchern hier gerade als eine Verlästerung angesehen wird. Die große Bibliothek in Tibet enthält eine geradezu märchenhafte Zahl von altchinesischen Werken, die noch nie das Auge eines Europäers gesehen hat. Wenn es einem Gelehrten des Westens gestattet wäre, diese Schätze einmal in Augenschein zu nehmen und hier Studien zu machen, so würde das sicher dazu beitragen, große Lücken, die die Kenntnis der Menschheitsgeschichte aufweist, auszufüllen.

Das Moskauer Kinder-Kino. Das vor kurzer Zeit in Moskau gegründete Lichtspiel-Theater für Kinder beginnt jetzt mit der Vorführung belehrender und zugleich fesselnder Filme, die das kindliche Publikum mit fremden Ländern und Völkern bekanntmachen sollen. Zunächst wird Amerika im Lichtbilde vorgeführt werden, dann soll China folgen. Die Regie will die Bilder von einer Musik begleiten lassen, die der musikalischen Eigenart des betreffenden Landes entspricht.

Die Zahl der obdachlosen Kinder beträgt allein im Gouvernement Odessa 150 000, von denen nur 20 568 in Kinderheimen untergebracht werden können.

Der Film im Zuchthaus. Der gute Erfolg, den man mit der Vorführung von Filmen in amerikanischen Gefängnissen gemacht hat, hat nun auch die englischen Gefängnisbehörden dazu angespornt, einen Versuch zu machen. Vor kurzem fand in dem Dartmoor-Zuchthaus eine Filmaufführung vor 580 Gefangenen statt, die in englischen Blättern als ein ergreifendes Schauspiel geschildert wird. Der Film, der von dem obersten Anstaltsgeistlichen Englands ausgesucht wurde, war ein amerikanisches Drama, in dem geschildert wird, wie eine Verbrecherbande durch die Macht und den Einfluß der Musik gebessert wird. Eine blinde Geigerin, die in ihre Hände fällt, bekehrt sie zum ehrlichen Leben. Die Zuchthauskapelle war zum Lichtspielhaus hergerichtet worden; man hatte alle notwendigen Apparate herbeischaffen müssen. Da saßen nun die Verbrecher in dem Dunkel, nur von 4—5 Wärtern beaufsichtigt, andächtig vor der Leinwand, und es war für sie ein gewaltiger Eindruck, Bilder der Welt zu sehen, der so mancher von ihnen bereits mehr als 10 Jahre entfremdet war. Mehrere saßen schon so lange, daß sie noch nie einen Film gesehen hatten. Vom ersten Augenblick an waren die Zuchthäusler im Banne der Geschehnisse. Herzliches Lachen brach los, und bei den rührenden Stellen flossen reichlich Tränen. Die Filmmusik wurde mit einer Orgel und zwei Geigen ausgeführt, und in den Zwischenpausen spielte ein Orchester von Zuchthäuslern.

Gesundheitspflege

Sonnenlicht als Nahrung. Die Bienen verwandeln dadurch, daß sie eine Larve in ganz besonderer Weise ernähren, eine einfache Arbeiterin in eine Königin. Dies große Geheimnis der Bienenwelt ist noch nicht erklärt worden. Aber in den letzten Jahren hat die Wissenschaft doch immer mehr die entscheidende Bedeutung der Nahrung erkannt, und wir fangen an zu begreifen, daß das, was wir essen, nicht nur unseren Körper, sondern auch unser Schicksal bestimmt. In einem englischen Blatt macht ein Arzt auf eine bedeutsame Entdeckung aufmerksam, die zwei englischen Ärzten gelungen ist. Sie konnten nachweisen, daß das Sonnenlicht selbst ein Nahrungsmittel ist und daß sich in den Speisen, die wir nach uralter Erfahrung zu uns nehmen, Stoffe befinden, die sozusagen aufgespeicherte Sonnenlicht enthalten. Wenn wir diese „Sonnenlicht-Nahrung" nicht zu uns nehmen, dann verkümmern wir körperlich, während andererseits die Zuführung dieses Stoffes in unserer täglichen Nahrung uns kräftig und gesund erhält. Es ist klar, daß diese neue Erkenntnis neue Ausblicke für die Kunst des gesunden Lebens eröffnet. Freilich ist dieses „Sonnenlicht" in der Nahrung, ebenso wie der Stoff in der Bienennahrung, der die Arbeiterin zur Königin wandelt, noch ein Geheimnis. Wir wissen nicht, worin es besteht; wir wissen nur, daß dieser Stoff vorhanden ist. Die Fette unserer Nahrung, wie Butter, Sahne, Talg usw. enthalten diesen Sonnenlicht-Stoff in reichem Maße; am stärksten ist er im Lebertran vorhanden, Margarine und andere Pflanzenfette sind keine Sonnenlicht-Nahrung. Deshalb müssen wir im Winter mehr Butter und Fette essen als im Sommer, weil die Einwirkung des Sonnenlichts von außen geringer ist. Das tun die Eskimos bereits seit undenklichen Zeiten. Die großen Mengen von Fett und Tran, die sie zu sich nehmen, werden durch die lange dunkle Nacht der Polarwelt notwendig gemacht. Wenn unser Körper nicht auf die eine Weise Sonnenlicht erhalten kann, muß es ihm auf die andere Weise zugeführt werden. Nun gibt es freilich auch Menschen, die auf Grund einer geheimnisvollen Veranlagung keine tierischen Fette brauchen; das sind die freiwilligen Vegetarianer; aber das sind Ausnahmen. Was sie sich gestatten können, ist der Mehrzahl der Menschen ohne Gesundheitsschädigung nicht erlaubt. Nun wird zwar auch von der Pflanzenwelt Sonnenlicht aufgespeichert, aber der in ihr enthaltene Stoff ist augenscheinlich für die menschliche Ernährung nicht so vorteilhaft, wie die Sonnenlichtmengen, die durch die tierische Nahrung zugeführt werden.

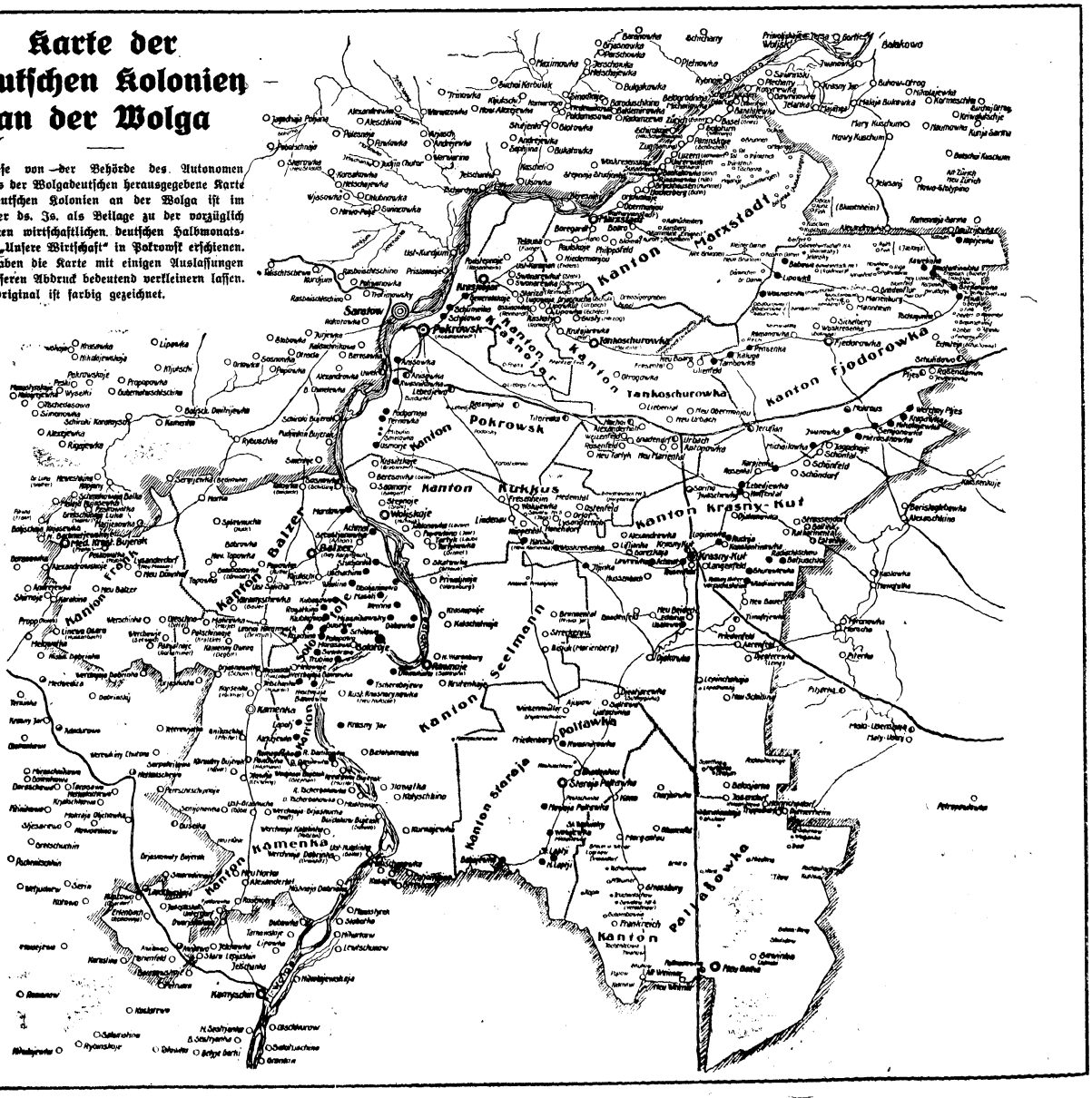
In eigener Sache

In der „Dakota Presse" erschienen seit einem Jahr von Zeit zu Zeit Angriffe gewisser Personen gegen das „Hilfswerk der Wolgadeutschen", in denen ihm Vorwürfe über die angeblich nicht gewissenhafte Erledigung des einen oder anderen Spendenauftrags gemacht werden. Diese Angriffe von ein paar Feinden des Hilfswerks, denen wir natürlich nie etwas recht machen, stehen in direktem Gegensatz zu den ungezählten warmen Anerkennungen unserer Arbeit in anderen Zeitungen und in vielen Briefen an uns. Gelegentlich des ersten Angriffs sandten wir der Dakota Freien Presse unsere Richtigstellung zum Abdruck und Dokumente der eigenen Freunde der Dakota Freien Presse zur Einsichtnahme und eigenen Ueberzeugung daraus zu. Als wir aber feststellen mußten, daß genanntes Blatt unsere Richtigstellungen und Erklärungen nicht abdruckt, unterließen wir natürlich die Widerlegungen und sandten ihr auch keine Dokumente mehr, da wir die ersten trotz Bittens nicht zurückerhalten haben, sie aber für unsere Akten brauchen. In einer ihrer letzten Nummern glossiert die Dakota Freie Presse nun die Ankündigung von „Enthüllungen" über unsere Arbeit in Rußland, die ihr ein gewisser Robert Reuß aus Pokrowsk an der Wolga zuzusenden verspricht. Diese „Enthüllungen" sind in den kommunistischen „Nachrichten" in Pokrowsk abgedruckt gewesen und enthalten außer schmutzigen persönlichen Angriffen auch die Lüge, das Hilfswerk „verdient 100%". Diese sogenannten „100%" sind nichts anderes als die Doppelspenden, die jede in Rußland tätige ausländische Hilfsorganisation gleichzeitig und in gleicher Höhe mit Namen spenden an die Allgemeinheit der Notleidenden zu geben verpflichtet ist. Da dem Angreifer Reuß lediglich unklar ist, woher das ihm unsympathische, weil nicht kommunistische Hilfswerk die Doppelspende für die Allgemeinheit gibt, erfand er das lächerliche Märchen von den 100%, „Verdienst". Wir haben zu den „Nachrichten"-Artikeln, die unsere alte Gegnerin, die Dakota Freie Presse, nachzudrucken verspricht, schon in Nr. 19/37 des „Wolgadeutschen" Stellung genommen. Mit der berüchtigten D. Fr. P., die unsere Widerlegungen ja doch unterschlägt, in den einzelnen Fällen zu polemisieren, liegt außerhalb unseres Arbeitsbezirks und unter unserer Ehre. Wir sind aber gern bereit, etwaigen Interessenten genaueste Auskunft über diese oder jene Beschuldigung zu geben, da niemand erwarten wird, daß wir den kostbaren Raum im „Wolgadeutschen" zu Widerlegungen übelsten Klatsches und tendenziöser Aufbauschungen verwenden. Daß die Angriffe in der D. Fr. P., die übrigens in noch schnöderer Weise auch andere Hilfsorganisationen und hochgeachtete Personen angreift oder angreifen läßt, tendenziös entstellte Undinge sind, brauchen wir unseren Freunden wohl nicht erst zu sagen. Daher nehmen wir heute auch nur deshalb Stellung zu diesen regelmäßigen Begleiterscheinungen jeder öffentlichen Arbeit, weil wir denjenigen Auskunft geben wollten, die „etwas läuten hören".

Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.
Berlin W 57, Yorckstr. 46.

Karte der deutschen Kolonien an der Wolga

Diese von der Behörde des Autonomen Gebiets der Wolgadeutschen herausgegebene Karte der deutschen Kolonien an der Wolga ist im Sommer ds. Js. als Beilage zu der vorzüglich geleiteten wirtschaftlichen deutschen Halbmonatsschrift „Unsere Wirtschaft" in Pokrowsk erschienen. Wir haben die Karte mit einigen Auslassungen für unseren Abdruck bedeutend verkleinern lassen. Das Original ist farbig gezeichnet.



Russen in deutsch. Gefangenschaft

Von Hermann H. Stoepel.

Wie mag es wohl den russischen Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft ergangen sein? wird sich schon mancher unserer Leser gefragt haben. Nachstehend bringen wir die Antwort eines deutschen Redakteurs auf diese Frage. Daß die Russen in Deutschland wie Menschen, nicht wie „sobaki" behandelt wurden, haben uns zahlreiche russische Soldaten selbst bestätigt. So mancher hat auch vorbildliche deutsche Wirtschaftsmethoden nach Rußland mitgenommen.

Die Schriftleitung.

Gefangensein ist ein hartes Los. Für den, der mit Freude in den Kampf gezogen, seinem Vaterlande zu dienen, vielleicht am härtesten. Eine Niederlage im Kleinen. Entnervend, zerrüttend. Und für den anderen, der nur gezwungen ins Feld zog, dem vielleicht der Gedanke an die Gefangennahme gar nicht so entsetzlich schien, der sich dies Geschick vielleicht sogar gewünscht hat, dennoch keine Erlösung. Er lernt erst viel später kennen, was Gefangensein heißt. In Internierungslager gezwängt, von der Außenwelt durch Gitter und Drahtverhaue abgeschlossen, der eine mit der brennenden Wunde im Herzen, der andere vielleicht mißachtet, beide untätig, wochen-, jahrelang. Und was ihnen im ersten Augenblick Erholung schien, gerade dieses Ausruhen, wird im ewigen Einerlei der immer gleichen Tage und Nächte zu einer Qual, gegen die die Gefahr des Krieges verblaßt, die Körper und Geist ermüdet und zermürbt. Nichts ändert das ewige Gleichmaß, als die spärlichen Nachrichten aus der Heimat oder an die Heimat. Die Tage kriechen dahin, die Stunden werden zu Tagen, die sich verzweifelt ausdehnen, bis alle Freiheiten, die eine humane Kriegführung auch den Feinden gestattet, wie Spiele, Sportübungen, Unterhaltungen, sonstiger Art — hatten doch einige Lager ihre eigene Zeitung — nur noch mehr abstumpfen, noch mehr die entsetzliche Qual des Gebundenseins unterstreichen. Der eine lernt diese Furcht vor der Untätigkeit früher kennen, der andere später. Der geistig Regere wird dabei am meisten leiden. Ihm formt sich alles zu Bildern, Phantasiestücken, die seine Einbildungskraft ins Gigantische steigert, mit schreienden, furchterregenden Farbentönen überpinselt, bis er selbst daran zugrunde geht. So läßt es sich verstehen, daß Gefangene aus gebildeten Kreisen sich danach rissen, als gewöhnliche Feld- oder Fabrikarbeiter an die Stellen zu treten, die unsere Dienstpflichtigen verlassen mußten.

In besonders hohem Maße wurden während des Krieges zu friedlichen Arbeiten russische Gefangene herangezogen. Viele von ihnen lebten sich ein, wollten nachher, als sie nach der Revolution wieder entlassen werden sollten, ihre neue Heimat gar nicht wieder verlassen. Andere ersehnten diese Stunde ihrer neuen Menschwerdung mit allen Fasern ihres Herzens. Wenn auch den russischen Bauern seine Tätigkeit befriedigen konnte, der Gebildete, der nur um der Eintönigkeit des Lagerlebens zu entfliehen zugegriffen hatte, mußte ohne inneres Verhältnis zu seiner Arbeit bleiben. Nur so ist zu verstehen, wenn sich Gefangene über schlechte Behandlung beschwert haben. Aber wie glänzend war dieses Leben noch gegenüber dem unserer armen Landsleute, die nach Sibirien weggeschleppt waren. Der Russe, der auf einen Bauernhof gekommen war, konnte sich sogar, wenn der Eigentümer im Felde stand, als ein kleiner Herrscher vorkommen. Ihm fiel die Bearbeitung des Landes zu, er mußte im Stall und auf dem Hof nach dem Rechten sehen, und wenn ihm die Arbeit unter den Händen gedieh, achtete es die Bäuerin nicht für ungut, sich von ihm in wirtschaftlichen Fragen bestimmen zu lassen. Aber auch in den Höfen, die ihren Besitzer nicht zu entbehren brauchten, wurden die Gefangenen gut gehalten. Der Bauer achtete in dem Russen den guten Arbeiter und gestattete ihm gern einige Freiheiten, z. B. Zigaretten u. a., wenn er sah, wie diese Naturkinder für zwei arbeiteten. Da auf den kleineren Höfen meist nur ein Russe war, selten genug zwei und mehr, gehörte der „Muschik" bald zur Familie, ja er speiste meist, wie die Knechte, am selben Tische und schlief nicht schlechter als die anderen. Man war eben auf ihn angewiesen und suchte ihn bei guter Laune zu erhalten; denn das hatte man bald erkannt, wenn er nicht gutwillig arbeitete, tat er überhaupt nichts; oder er tat nur so, als ob er etwas täte. Denn schließlich winkte ihm ja als einzigste Strafe die Rückkehr in das Gefangenenlager. Für den russischen Landwirt, der seine Gefangenschaft genutzt hat, kann diese Schule nur von Vorteil gewesen sein. Er kam hier zum größten Teil, z. B. in Thüringen, wo in einzelnen Flecken der goldenen Aue ein Acker viermal und mehr Frucht trägt, in eine Hochkultur hinein, lernte dem Grund und Boden mehr abringen, als er sich jemals vorgestellt hatte, und wird, wieder in der Heimat, sich dieser Lehrstunden mit Erfolg erinnern. Dieses freie selbstherrliche Leben hatten natürlich die Kommandos auf den großen Gütern nicht. Diese Güter, die gewohnt waren, in der Ernte mit polnischen Hilfskräften zu arbeiten, hielten die neuen Helfer natürlich nicht anders wie die alten. Die Gefangenen wohnten hier in großen gemeinsamen Unterkunftsräumen, wurden ähnlich wie beim Militär aus einer allgemeinen Küche gespeist, die allerdings auch den einheimischen Knechten und Mägden Nahrung lieferte. Sie waren also nicht im geringsten schlechter daran, wie unsere eigenen Landarbeiter. Ja, bei der Ordnung, auf die streng gehalten wurde, kann man sagen, daß einige unbedingt menschlicher in die Heimat zurückgekehrt sind. Nicht anders, wie den Arbeitern auf den Gütern, erging es den Gefangenen in den Fabriken. Ich selbst hatte Gelegenheit, ebenso wie in kleinen Bauernwirtschaften, auch hier mit eigenen Augen zu schauen. So war ein größeres Kommando Russen in einer der größten deutschen Zuckerfabriken, in Stavenhagen in Mecklenburg, beschäftigt. Man hatte hier zwecks Unterbringung geräumige Baracken gebaut, die bei Eintritt der kalten Jahreszeit in ausreichendem Maße geheizt wurden. Hier wurden die Gefangenen zumeist beim Entladen von Bauernwagen oder Eisenbahnloren benötigt. Sie hatten die Zuckerrüben vom Wagen in Spülkanäle zu werfen, wo diese vom Schmutz befreit wurden. Aber auch in der Fabrik selbst konnte man sie an den Kesseln oder auf dem Zuckerboden sehen, auch wurden sie zum Einfüllen der fertigen Rohware in Säcke verwendet. Die Gefangenen, die ich hier sprach, unter anderen einen Rechtsanwalt aus Kiew, fühlten sich recht wohl, wenn auch gerade dieser Akademiker das Herabwürdigende dieser schmutzigen Arbeit nur schlecht verwinden konnte. Ueber das Essen wurde hier nie Klage geführt. Der Direktor dieser Fabrik erklärte mir, daß er nur Arbeiter gebrauchen könnte, die satt wären, und für ihn waren die Russen eben in erster Linie Arbeiter und erst dann Gefangene. Die beste Zeit hatten aber einige Landsturmleute, die hier zur „Bewachung" des Transportes einquartiert waren und sich einen vergnügten Tag machten.

Es ist kaum anzunehmen, daß irgend eine der kriegführenden Nationen ihre Gefangenen humaner behandeln konnte. Solange alles in Fülle vorhanden war, litten auch die Gefangenen keinen Mangel. Als die Blockade uns zur Einschränkung zwang, mußten sich die Gefangenen natürlich ebenso daran gewöhnen, wie wir alle. Die russischen Arbeiter aber, die ich in verschiedenen Gegenden Deutschlands sah, waren alle wohlgenährt und konnten über ihre Behandlung wirklich nicht klagen.

Deutsches Musikleben in Petersburg

Der nachstehende Artikel geht uns in Ergänzung zu zwei schon früher gebrachten Berichten von schätzenswerter Seite aus Petersburg zu. Mit wieviel Liebe unsere Petersburger Deutschen an ihrer Kulturarbeit hängen, zeigen die Ausführungen überzeugend.

Die Schriftleitung.

Petersburg, Ende September.

Wiederum hat das deutsche Musikleben eine Reihe von Veranstaltungen zu verzeichnen, die von immer größerem Erwachen des Interesses für ernste Musik in weiteren Kreisen Zeugnis geben. Es scheint tatsächlich durch diese Veranstaltungen einem stark fühlbaren Bedürfnis Genüge geleistet zu werden, wovon mit beredter Sprache der Erfolg aller Konzerte spricht.

In der großen Petrikirche wurde im August der 95. Psalm von Mendelssohn mit Orchester, Chor und Solis aufgeführt. Es ist dies ein dankbares Werk voller Melodie mit überaus charaktervoller Begleitung und glänzenden Solis. Der deutsche Chor bot eine gute Leistung mit feiner Abtönung der Nuancen und stimmungsvoller Begleitung der Solisten. Besonders packend kam der zweite Chor zur Geltung: „Kommet herzu", mit Begleitung der Bläser, wo die Steigerung in meisterhafter Weise hervorgebracht wurde. Auch die Fuge: „Denn sein ist das Meer" gelang vorzüglich. Der Schlußchor: „Heute so ihr seine Stimme höret", brachte im Verein mit dem Tenorsolo eine wunderbare Stimmung, die durch die Holzbläser noch mehr gehoben wurde. Die Solis lagen in den Händen Herrn Bolschakof's von der akademischen Staatsoper und Frau Ernitz. Herr B. sang seine Partie fein durchdacht mit großartiger Beherrschung der Stimmittel und mit guter deutscher Aussprache. Wie weich und abgetönt klang sein Tenor im letzten Chor, wie wunderbar verhallte sein Piano im Rezitativ und wie mächtig wiederum ertönte die Aufforderung im ersten Chor. Seine Partnerin im Duett Frau Ernitz (Sopran) war ihm nicht gewachsen. Die Stimme, wenn auch klar, ist doch nicht natürlich, weil künstlich in die Höhe geschraubt, daher in ihr auch keine Wärme und keine Präzision zu spüren ist. Auch der Rhythmus ist nicht ganz auf der Höhe, was sich besonders im Duett: „Denn in seiner Hand" sehr bemerkbar machte. Das Orchester spielte, wie nicht anders zu erwarten war, vorzüglich. Außer dem Psalm kamen an diesem Konzerte noch Solonummern zum Vortrag und das Konzert für Orchester von Vivaldi. Letzteres ist meist unter dem Namen eines Orgelkonzerts von Friedemann Bach bekannt und hat diesen Namen fälschlich durch Jahre noch bis vor kurzem geführt, ist auch von Stradal als Klavierkonzert bearbeitet worden, bis sich dann der Irrtum herausstellte und der richtige Autor, ein Zeitgenosse vom großen Bach, in unseren Tagen in seinem geistigen Eigentumsrechte wieder hergestellt wurde. Es ist eine durchaus klar gearbeitete Komposition in italienischem Stil des 17. Jahrhunderts, ein Concerto Grosso, wie sie damals viel komponiert wurden. Es beginnt mit einem D-moll-Dreiklang, der sich prachtvoll bis zu vollem Orchester steigert, um mit einem lang gezogenen Adagio eine Modulation in die glänzende Fuge zu machen. Auf diese folgt ein sehr stimmungsvolles Largo in reinem Instrumentalstil, bei welchem alle Instrumente zu voller Geltung und Gesangsmöglichkeit kommen. Die Schlußfuge ist in heiterem Charakter und schnellerem Tempo, ein würdiger Abschluß des ganzen Werkes. Dieses kam zu vollkommener Ausführung durch das Orchester unter Leitung des Prof. Bertoldy, der überhaupt das ganze Konzert mit der ihm eigentümlichen Energie veranstaltete und mit Temperament leitete. Fritz Grieben bot einige Orgelsolis, wie die C-dur-Phantasie und Fuge von Bach und die Symphonie von Guilmant. Von diesen war letztere eine überaus künstlerische Leistung, sowohl technisch, als auch in bezug auf die Registrierung, die ja bei der Petriorgel eine nicht geringe Kunst verlangt. Die Fuge von Bach war etwas überstürzt, denn dieser Altmeister verlangt Ruhe und Wucht, die bei der Ausführung nicht ganz zum Vorschein kamen. Frau Ernitz mit zwei Arien von Bach gab ihr Bestes, schlug aber mit ihrer Leistung nicht durch. Im ganzen war aber das Konzert wieder ein Ereignis, das vollauf von dem überaus zahlreichen Zuhörer gewürdigt worden ist.

Im September verabschiedete sich unsere einzige Liedersängerin Frau Poldi Haagen von der Petersburger Gesellschaft mit einem Liederabend, über dem eine wehmütige Stimmung lag, da wir natürlich diese einzige Kraft nur ungern, ja mit Schmerzen von uns scheiden sehen. Die Sängerin hatte zu ihrem Abschiedsabende als erste Abteilung Hugo Wolf gewählt, den sie so meisterhaft vorträgt. Wiederum waren es Perlen, die da zum Vorschein kamen. Es ist erklärlich, daß es so wenige Liedersängerinnen gibt, da dazu eine große sehr liebevolle Hingabe an das Lied gehört mit gänzlicher Hintansetzung der Stimmeffekte, wonach sonst die meisten Sänger streben, ohne sich in den Inhalt des Werkes genügend zu versetzen. Und gerade Wolff verlangt ein tiefes Sichhineinversenken in seine Kompositionen, denn es sind nicht Lieder, die er komponiert, sondern Gedichte, die er in Musik umgesetzt hat. Da hat die Stimme nur als Mittel zum Zweck zu dienen und nicht vorzuherrschen. Das ist das Hervorragende in der Leistung der Sängerin. Wir hören tatsächlich Gedichte von Mörike, Geibel u. a., deren Inhalt die Musik und der wunderbare Vortrag der Sängerin illustrierten und ergänzten. Nicht unerwähnt darf die Begleitung bleiben, denn sie ist bei diesen Liedern untrennbar vom Gesang. Sie lag in den bewährten Händen von Prof. Bertoldy, der trotz der Schwierigkeiten, die Wolf dem Begleiter stellt, seine Partie mit wunderbar durchdachter Kunst durchführte und der Sängerin die Möglichkeit gab, ganz nach ihrem Gefühl zu singen, jeder ihrer Intentionen folgend und sein Instrument an den nötigen Stellen hervorhebend. So kam denn Wolf vollkommen zur Geltung durch das wunderbare Künstlerduett, das auf diese Weise den lauschenden Zuhörern geboten wurde. Auch die modernen Komponisten, die noch zu Worte kamen, hatten großen Erfolg, besonders Mattiesen. Nun verläßt uns diese Sängerin und hinterläßt eine nicht auszufüllende Lücke, denn Liedersängerinnen, besonders Deutsche, haben wir hier nicht und bis sich von der neuen Generation eine Sängerin dazu entschließt, Liederabende zu geben, wird wohl noch viel Zeit vergehen.

Am 22. September endlich kam die lang erwartete „Elias"-Wiederholung. Wer der ersten Aufführung beigewohnt hat, wird wohl den großen Unterschied in der Ausführung sofort bemerkt haben. Sei es, daß der Chor sich mehr eingesungen hatte, sei es, daß dank der überfüllten Kirche die ganze Stimmung eine gehobene war, es war diesmal mehr Einheitlichkeit, das ganze Werk wirkte viel dramatischer und packender. Das bezieht sich insbesondere auf die Szene zwischen Elias und der Witwe, desgleichen mit dem Knaben, wo durch die längeren Pausen der dramatischen Handlung mehr Plastik gegeben wurde. Die Baalszene gelang vorzüglich, ebenso die Volksszene mit der Königin, wo in beiden Fällen der Chor durch die Präzision seiner Eintritte wesentlich zum Erfolge beitrug. Einen vorzüglichen Eindruck machte der Chor „Wer bis an das Ende beharrt", der a capella gesungen wurde. Der Tenor von P. Bolschakoff klang in allen Rezitativen und Arien vorzüglich, stellenweise hinreißend. Der Sopran von Frau Poldi Haagen schwebte wie eine Engelstimme über allen Soloquartetten und Terzetten. Besonders weihevoll klang das „Heilig", unterstützt vom Chor und vollem Orchester. Herr Bosse als Elias war natürlich ausgezeichnet. Die beiden Altstimmen, Frau Iljina und Sirenko, glänzten durch die Fülle ihrer Stimmen. Der Chor sang sicher und nuancierte ganz nach Wunsch des Dirigenten. Das Orchester bot eine Glanzleistung. Trotz der Länge des Werkes (zu. 3 Stunden) merkte man beim Publikum, das in Menge gekommen war, keine Ermüdung. Es muß hervorgehoben werden, daß der größte Teil des Publikums aus Nichtdeutschen bestand, die der Aufführung mit spannendem Interesse folgten.

Wiederum ein Blatt mehr im Lorbeerkranz des deutschen Chores und seines unermüdlichen Leiters Prof. Bertoldy.

Der Sport als Erziehungsmittel

Die Armee als „Leibesschule" — Warum der Sport geachtet war — Schulsport nur eine schöne Utopie — Reformgedanken und keine Erfüllung — Wer tritt an Stelle der Schule?

Nicht lange, nachdem die deutsche Armee durch das Versailler Diktat vernichtet war, dachten weitsichtige Volkserzieher daran, daß man an ihre Stelle etwas anderes setzen müsse. Denn für den Politiker, der ein größeres Ziel als die Partei im Sinne hatte, war diese vernichtete deutsche Armee nicht allein das säbelrasselnde, waffenstrotzende Ungeheuer, das zu Deutschlands Unglück in den Witzblättern seiner Feinde eine ständige Figur geworden, sondern es war noch ganz etwas anderes; um zu diesem anderen zu kommen, mußte man alles Militärische erst einmal abstreifen, dann blieb nämlich etwas Großes, in der Weltgeschichte Seltenes übrig, etwas, auf das die Deutschen als Schöpfer dieses Gebildes auch heute noch stolz sein können. Nämlich von anderem Standpunkte gesehen, war diese Militärpflicht nichts weiter als eine dreijährige, für jeden Deutschen obligatorische Beschäftigung mit einer Art von Sport. Das will nun heißen: Drei Jahre lang wurde hier die durch Musterungen in allen Bevölkerungsschichten ausgewählte Elite des Volksganzen mittels turnerischer und sportlicher Uebungen (Geräteturnen, Laufen, Wandern, Schießen u. ä.) durchgebildet, und diese Uebungen verleugneten ihre Wirkungen auf Körper und Geist der Ausgebildeten niemals wieder.

Eine Parallele findet man im altrömischen Staate. Solange der römische Bürger noch der beste Soldat seines Zeitalters war, gehörte ihm die Achtung der ganzen bekannten Welt. Begründet war diese Tatsache in der ständigen Durchbildung des Körpers, in der Züchtung einer Edelrasse, die erst zerbröckelte, als Bekanntschaft mit den nervenaufregenden Genüssen des Orients zu ihrer völligen Degeneration führte. Somit erweist sich die Achtung vergangener Zeiten vor den Soldaten, wie sie vor allen Dingen auf dem Lande ausgeprägt war, als nichts Zufälliges. Ja, man kann psychologisch weiter gehen: Der erotische Erfolg des zweierlei Tuches bei Bürgermädchen und Landdirnen hat unbedingt seinen Ursprung in der unbewußten Hochachtung vor der Kraft des Trägers, zu der sich das Weib in seinen natürlichen Regungen immer wieder hingezogen fühlt. Deutschlands Militär hatte also für das gesamte Volksleben eine bestimmende Bedeutung. Es gelang tatsächlich, nicht ganz taktfeste Naturen durch diese drei Jahre zu fühlen und für eine günstige Weiterentwicklung des Körpers zu sorgen, in dessen zweifelhafteste Epoche eben diese Uebungen fielen.

Als nun diese „Leibesschule" verloren gegangen war, mußte man daran denken, auf anderem Wege die Stählung des Körpers zu erzielen. Wie selbstverständlich verfiel man zuerst auf den Gedanken, daß die Schulen die geeignetsten Institutionen wären. Hier sah es aber, wenn man mit offenen Augen hinblickte, geradezu trostlos aus. Dreißig Stunden, während derer die Kinder in nicht immer gut geheizten Stuben hockten, standen in der Woche ganze zwei Turnstunden gegenüber. Aber auch diese fielen, wie die sowieso zu kurz bemessenen Pausen, noch mehr als ein-

Neue Urteile über den „Wolgadeutschen"

„Der Wolgadeutsche" ist ein Blatt, das viel lesenswerten, unterhaltenden und belehrenden Stoff bringt. Auch insofern wird das Interesse geweckt, daß man denkt, man wollte das Deutschtum an der Wolga selbst einmal kennen lernen.

Studienrat Dr. W. Schneidewin, Hameln.

Mit Spannung erwarte ich immer den „Wolgadeutschen", denn er bietet mir so manche Neuigkeiten und reichen Unterhaltungsstoff für freie Stunden.

Albert Ert, San Isidro, Argentinien.

Diese sehr reichhaltige und gesinnungswarme Zeitschrift sei bestens empfohlen.

B. v. Schrenck, Riga.

Als mir vor kurzem eine Nummer Ihres Blattes in die Hände fiel, war ich angenehm überrascht durch die große propagandistisch deutsche Wirkung. Ich habe mich stets für alle Fragen des Auslandsdeutschtums interessiert und möchte nicht verfehlen, Ihnen für Ihre lebhafte Tätigkeit auf diesem Gebiete meine größte Hochachtung auszusprechen. Durch einige Umstände fühle ich mich besonders von Ihrem Hilfswerk angezogen.

Redakteur Hermann H. Stoepel, „Sport im Bild", Verlag Scherl, Berlin.

„Der Wolgadeutsche" hat schon bei vielen Eingang gefunden und, so Gott will, wird er nach der Ernte noch viel mehr bestellt werden, denn es sind hier viele interessierte Zeitungsleser, sie warten aber mit der Bestellung bis nach der Ernte. Dann haben sie mehr Geld flüssig.

Jorge Dent, Est. A. Saenz, Arg.

Wenn meine neue Bestellung zu spät gekommen und die Zusendung des „Wolgadeutschen" an mich schon eingestellt sein sollte, so bitte ich Sie, mir alle zurückgebliebenen Nummern nachzusenden, denn ich würde sie nur sehr ungern vermissen.

Es ist doch gut, daß „Der Wolgadeutsche" ins Leben gerufen wurde. Ich wünsche ihm weiteste Verbreitung und Glück auf seinem Wege. Die Berichte von Herrn S. Stieglitz und Herrn Pater Schönberger im „Wolgadeutschen" verfolge ich bis ins kleinste. Auch Sie, lieber Redakteur, sind ein geratener Schreiber. Nur so weiter! Viel Glück bei Ihrem Amte!

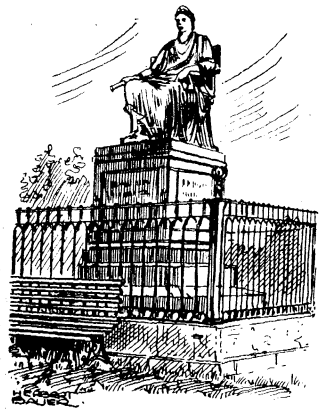
C. Mohr, Col. San Isidro, Argentinien.

Soeben bin ich in den Besitz Ihrer werten Zeitung gelangt und muß gestehen, daß ich mich diesmal ob des Inhaltes kindlich gefreut habe. Hoffentlich gehen unseren Bauern doch noch die Augen auf und erkennen, wer es wirklich gut mit ihnen meint. Nur nicht nachlassen und immer fleißig weiterkämpfen!

D. Grünewald, Cor. Suarez, Col. 2, Argentinien.

Wirb neue Leser für deine Zeitung!

Prüfe alle Blätter, halte am Wolgadeutschen fest!



Das im Jahre 1852 von Kolonisten zu Ehren der großen Zarin, Katharina II., in Katharinenstadt errichtete Denkmal. Entfernt 1920 von der Sowjetbehörde.

mal zwecks Verlängerung einer Diktatstunde aus. Es war hier so gut wie nichts vorhanden, auf dem man weiter bauen konnte. Daß aber an anderen Orten Verständnis für diese Angelegenheit vorhanden war, beweist folgende Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1911:

Obligatorische Waldläufe in der Schule. Das Programm der körperlichen Erziehung in der Schule ist um eine recht dankenswerte Neuerung bereichert worden. Nach einem neuen Schulgesetz werden von jetzt ab die Knaben zweimal wöchentlich in den Wald geführt und in Sportkleidung zu einem sogenannten Waldlauf angehalten, d. h. sie haben im Laufschritt unter sportgerechter Anweisung eine längere Strecke auf schmalen Waldwegen oder auch quer durch den Wald zurückzulegen. Damit lernen die Jungens erstens einmal ordentlich laufen, dann haben sie diese für Herz und Lunge so gesunde Waldesluft, und schließlich gewinnen sie Liebe zur heimatlichen Natur. Dieses begrüßenswerte Gesetz ist aber im Staate — Massachusetts in Amerika erlassen und jetzt zur Durchführung gekommen.

Man sieht also, Anregung gab es auch in Deutschland genug. Leider verpuffte jeder gutgemeinte Rat, und es muß geklagt werden, daß sie an der Stelle, wo sie wirken konnten, nur wenig willige Ohren fanden. Zwar beschäftigten sich die Sachverständigen immer wieder mit der Frage. So Studienrat Dr. Georg Wenderoth, der seinerseits den „Uebergang von der traditionellen Turnstunde zur freien sportlichen Uebung" forderte. Er regte bereits im Jahre 1919 Schülergemeinschaften an, die sich dann als solche bereits bestehenden Sportvereinen anschließen sollten. Damit wäre die sportliche Erziehung der Jugend allerdings in die dazu am meisten berufenen Hände gelangt. Aber auch diese Anregung verhallte im Winde. Drei Jahre später war die Angelegenheit immer noch auf dem gleichen Fleck, das will heißen: eigentlich auf gar keinem. Jetzt beschäftigte sich Oberstudiendirektor Dr. Schaper-Stettin mit der Frage, und er bewies, daß sich andere Länder, die sogar noch die Dienstpflicht besaßen, auf dem notwendig gewordenen Wege vorangegangen waren. Abgesehen von England und Schweden, die als erste Sportnationen gelten müssen — Amerika kann in einigen Sportarten die besten Leistungen aufweisen, aber der Sport ist wohl hier nicht so Allgemeingut — beabsichtigte damals ein noch im Kindesalter stehender Staat, die Tschechoslowakei, den Eintritt in die Beamtenlaufbahn von regelmäßiger Körperübung und einem gewissen bereits vorhandenen Maße von sportlicher Durchbildung abhängig zu machen.

An eine sportliche Durchbildung der deutschen Jugend mit Hilfe der Schule war aber trotz aller reformatorischer Ideen nicht zu denken.

In Verkennung der Sachlage wurde in schultechnischer Beziehung hier zumeist Zwangslosigkeit, wie man sie in den plötzlichen Reformen propagierte, mit sportlicher Freiheit verwechselt. Und doch herrscht nirgends ein größerer, wenn auch freiwilliger Zwang, als gerade im Sportleben. So konnte der Gedanke der sportlichen Ertüchtigung mittels der Schule nirgends rechten Boden fassen, und die vereinzelten Blüten, die er trieb, verdorrten bald im sengenden Sturme des Schemas. Dazu kommt noch, daß in Arbeiterkreisen Sport mit Reaktion verwechselt wurde. Erst später kamen linksstehende Arbeitersportvereine auf, die dann ihr erstes großes Turnfest in Sachsen abhielten. Dies war aber wiederum eine Verkennung der Sachlage. Sport hat nämlich niemals etwas mit Politik zu tun gehabt, und darf es auch nicht. Die meisten Sportvereine von Bedeutung führen wohl die interpolitische und interkonfessionelle Klausel, wenn solches nicht als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Man sah das denn auch ein, und schon auf der Jahresschau „Spiel und Sport" in Dresden fanden sich die Arbeitersportvereine wenigstens in den Rahmen.

Was nun den Sport in den deutschen Schulen anlangt, so ist das Ergebnis aller Bemühungen bisher vielleicht folgendes: Die Turnstunden sind um eine wöchentlich vermehrt, es werden öfter Ausflüge gemacht. All das will aber natürlich gegenüber einer regelmäßigen, dreijährigen Durchbildung gar nichts heißen. Versuche, ein Pflichtjahr für jeden Deutschen einzuführen, das dann in der Hauptsache dem Sport gewidmet sein würde, sind schon im Keime erstickt.

Man muß also zugeben, daß bisher von den staatlichen Gebilden, die in der Hauptsache dafür in Frage kämen, für die Frage des Sportlebens der Jugend gar nichts getan ist. Um so mehr haben sich andere Stellen der Angelegenheit liebevoll angenommen. So z. B. in Berlin Oberbürgermeister Böß. Dann aber in der Hauptsache die Turn- und Sportvereine, die mit ihren Jugendabteilungen schon die schönsten Erfolge errungen haben. Und hier ist der Grund gelegt zu einer völligen Reorganisation des deutschen Volkes.

Herrmann H. Stoepel.

Der Sportverein Auslanddeutscher zu Berlin

Es ist zur Genüge bekannt — Berlin ist und bleibt bis auf weiteres das Zentrum der russischen Emigration. Man rechnet die früheren „Bourgeois" nach Hunderttausenden, man wird auf Schritt und Tritt an ihr Dasein erinnert und vergißt, daß ein Teil dieser „Russen" Auslanddeutsche sind, die vor dem Kriege in Rußland als Kaufleute, Bauern und Intellektuelle gelebt und gewirkt haben. Diese Flüchtlinge und Rückwanderer stehen zu den eigentlich russischen und rußländisch-jüdischen Emigrantenkreisen in keinem allzunahen Verhältnis, sie führen ein selbständiges — auch vom Inlanddeutschen unterschiedenes — Leben und haben ihre eigenen wirtschaftlichen, völkischen und kulturellen Organisationen, Bestrebungen und Nöte — nur mit der Politik wollen und haben sie, im Gegensatz zu sonstigen Emigranten, nichts zu tun.

Unter den verschiedenen Strömungen in den Kreisen dieser rußlanddeutschen „Wanderer" verdient besondere Beachtung die auf sportliche Ausbildung und Organisierung des gesamten Auslanddeutschtums gerichtete Bewegung, die durch die Gründung des „Sportvereins Auslanddeutscher" in Berlin im Herbst 1921 Gestalt gewonnen hat. Es sei hier erwähnt, daß die Führer dieser Bewegung, wie die Herren Dipl.-Gymn. E. Stahff und Dipl.-Ing. A. Bonwetsch u. a. m. dem Wolgadeutschtum angehören und daß die stärkste Anteilnahme und aktivste Mitarbeit ebenfalls in den Kreisen der Wolgadeutschen zu suchen ist.

Auf dem Gebiete der sportlichen Organisation ist die Errichtung des „Amtes für deutsche Leibesübungen im Auslande" durch den Sportverein im Januar dieses Jahres zu erwähnen. Die Hauptarbeit liegt jedoch naturgemäß in der körperlichen Ertüchtigung der Mitglieder, deren Zahl im Verlaufe von kaum 2 Jahren von etwa 10 auf 400 gestiegen ist. In dieser Richtung liegt auch der außerordentliche Wert dieser Bestrebungen. Nur der Sport, die Uebungen und die freie Bewegung in frischer Luft können unserer Jugend unter den heutigen unbeschreiblich schweren materiellen Verhältnissen der Großstadt die Gesundheit, Frische und Energie geben und erhalten, deren sie in ihren späteren Berufsarbeit im eigenen und allgemeinen Interesse dringend bedarf. Die richtige Erkenntnis dieser Tatsache ist und bleibt das Verdienst der wolgadeutschen Kreise Berlins.

Bei der beträchtlichen Zahl von Teilnehmern kann man sich einerseits die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der Leitung, andererseits den „Betrieb" an den Uebungstagen im Deutschen Stadion oder in der Turnhalle vorstellen. Da wird um die Wette geschwommen und gelaufen, da werden schwere Eisenkugeln und Speere geschleudert — in der Halle im Winter wird gerungen und geklettert; Gewichtheben und Faustkämpfe wechseln ab mit schwierigen Uebungen an den reichlich vorhandenem Turngeräten, alles erfordert ein großes Maß von Geschicklichkeit, Ausdauer und Kraft. Regelmäßig abgehaltene Wettkämpfe spornen zu höchsten Leistungen an und geben dem Einzelnen Gelegenheit, seine Kräfte an denen seiner hartnäckigen Gegner zu messen. Erst kürzlich fand ein solcher Wettbewerb statt, bei dem manche gute Leistung gezeitigt wurde. Bei der darauf folgenden, mit einem geselligen Beisammensein verbundenen Preisverteilung hatten auch Außenstehende die Möglichkeit, sich an den turnerischen Vorführungen ein Bild von dem Können und der Disziplin im Sportverein zu machen. Hierbei sei auch erwähnt, daß bereits eine Reihe von Herren und eine Dame des Sportvereins eine Prüfung auf körperliche Leistungsfähigkeit vor der deutschen Sportbehörde mit Erfolg abgelegt und durch Verleihung des Deutschen Sportabzeichens ausgezeichnet worden sind.

Kurz, der Sportverein hat Anerkennenswertes geleistet, und wir wissen uns mit unseren Lesern einig, wenn wir ihm auch für die Zukunft eine gedeihliche Entwicklung und viele Erfolge wünschen.

Adolf Ehrt.

Aus Rußland

Moskauer Preise. Am 1. Oktober kosteten auf den Moskauer Märkten nachstehende Lebensmittel und Waren nach unserer ungefähren Berechnung in Dollar bzw. in Pesos (1 Pud = 16,38 Kilogramm):

Roggenmehl	Pud	0,48	1,44
Weißmehl	„	2,00	6,00
Hirse	„	0,72	2,16
Kartoffeln	„	0,26	0,78
Frisches Kraut	„	0,68	2,04
Sauerkraut	„	0,55	1,65
Hering	Pfd.	0,07	0,21
Rindfleisch	„	0,09	0,27
Schweineschmalz	„	0,20	0,60
Butter	„	0,35	1,05
Eier	Zehntel	0,11	0,33
Sandzucker	Pfd.	0,19	0,54
Tafelsalz	„	0,03	0,09
Seife, einf.,	Stange	0,15	0,45
Petroleum	Pfd.	0,03	0,09
Tabak, mittel	„	1,28	3,84
Blechzeimer	Stück	0,47	1,41
Beil, einf.,	„	0,97	2,91
Nägel, 2 zöll.,	Pud	5,85	16,95
Stiefel	Paar	8,06	24,18
Filzstiefel	„	3,75	11,25
Zitz, gewöhnl., Arschin	„	0,27	0,71
Tuch, schwarz	„	4,32	12,96

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß die landwirtschaftlichen Produkte in einem ungünstigen Verhältnis zu den industriellen stehen, d. h. der Bauer erhält für seine Erzeugnisse verhältnismäßig weniger als der Arbeiter für seine Produkte. Im Vergleich mit den Vorkriegspreisen haben sämtliche Produkte eine enorme Verteuerung erfahren. Gegenüber September haben die landwirtschaftlichen Produkte eine Steigerung von 44—147 Proz., die industriellen von 53 bis 173 Proz. zu verzeichnen.

Eine neue Flagge. Am 7. November, dem Jahrestage der bolschewistischen Revolution, wird die sowjetrussische Flotte eine neue Flagge zum ersten Mal hissen. Diese hat in rotem Felde eine weiße Sonne mit 8 Strahlen, in deren Mitte der bekannte fünfeckige Sowjetstern mit Sichel und Hammer steht.

Besserung im Transportwesen. Nach wirtschaftsamtlichen Daten betrug der Güterverkehr der Eisenbahnen im 2. und 3. Viertel des Jahres 1923 40 Proz. des Vorkriegsverkehrs, während der Durchschnitt in den Jahren 1920, 1921 und 1922 nur 33 Proz. des Vorkriegsverkehrs ergeben hat. Im ersten Halbjahr des Wirtschaftsjahres 1922/23 (Oktober—März) wurden 1 671 000 000 Pud Güter gegenüber 1 108 Millionen Pud in der gleichen Zeit des Wirtschaftsjahres 1921/22 befördert. Die Finanzlage des Transports hat sich nach dem Rechenschaftsbericht des Rates der Volkskommissare ebenfalls erheblich gebessert. Im 2. Halbjahr des Wirtschaftsjahres 1922/23 betrugen die Einnahmen der Eisenbahnen 75 Proz. und die Staatszuschüsse 25 Proz. gegenüber 61 Proz. und 39 Proz. im ersten Halbjahr. Die Lage des Binnenwassertransportes weist gleichfalls eine Besserung auf: seine Einnahmen betrugen im April—Juni 1923 — 88 841 Tausend Warenrubel gegenüber 44 175 Tausend im Oktober—Dezember 1922 und 80 595 Tausend im Januar—März 1923.

Die Ernte in der Ukraine. Die diesjährigen Ernteergebnisse in der Ukraine werden amtlich auf 762,5 Mill. Pud Getreide geschätzt. Nach Abzug des Getreidebedarfs der Bevölkerung für Nahrung, Saaten und Viehfutter wird mit einem freien Ueberschuß von ungefähr 150 Millionen Pud gerechnet. Bis zum 1. Oktober d. Js. sind jedoch nur 35 Millionen Pud Getreide der neuen Ernte erfaßt worden, was 20 Proz. des Getreideerfassungsprogramms ausmacht. In bezug auf die Getreidepreise muß zwischen den Gebieten rechts und links des Dnepr unterschieden werden. In den ersteren sind die Preise verhältnismäßig hoch, in den letzteren, besonders in den südlichen Teilen, niedrig, die demnach die Hauptausfuhrgebiete der Ukraine bilden. In diesen Gebieten halten die Preissenkungen für Getreide seit Juli an, so wurden beispielsweise pro Pud Weizen im Donecgebiet gezahlt: im Juni — 83,3 Goldkopeken, im August — 63, im September 44; für Roggen 38 bezw. 28 und 20 Goldkopeken. Der Selbstkostenpreis für Weizen stellt sich zurzeit pro Pud auf 65 Goldkopeken. Auf den Getreidemärkten in der Ukraine wird vorwiegend Roggen angeboten, geringer ist das Angebot von Weizen und Gerste. Die Erfassung des Getreides durch die verschiedenen staatlichen und genossenschaftlichen Organe, wie z. B. Gostorg, Chleboprodukt, Exportchleb, Wukomsilka u. a. wird in hohem Maße durch den Mangel an Mitteln und Krediten erschwert. Ausgeführt worden sind von der neuen Ernte aus der Ukraine bisher 5,5 Millionen Pud Getreide.

„Die Schere". In Sowjetrußland arbeitet man zur volkstümlichen Erklärung wirtschaftlicher und politischer Fragen gern mit Schlagwörtern. Auch das Bild nimmt in der Propaganda eine bevorzugte Stellung ein. So hat das Plakat eine ungeheure Verbreitung erhalten. An jeder Straßenecke, in jedem Schaufenster, auf den Bahnen, Schiffen, in den Restaurants, in behördlichen Räumen, in Volkshäusern und Theatern, — überall ruft dem russischen Bürger von heute ein Plakat eine Parole zu. Finden Wahlen in die Sowjets statt, so zeigen Bildplakate einen Geldprotzen, der auf einem Geldsack sitzt und keinem etwas abgibt; daneben sind Arbeiter und Bauern dargestellt, wie sie ihrer Beschäftigung nachgehen und den Wohlstand des Landes vermehren. Der Kampf gegen den Kriegsstammel, gegen die Unterdrückung der Nationalitäten, gegen die Kirche, für das Kind, für neue Methoden in der Landwirtschaft, für die Schule — alle haben sie ihre besonderen Parolen und Bildplakate, die in ihrer drastischen Aufmachung manchmal doch recht überzeugend wirken. Die Sowjets betrachten Plakate, Parolen und Schlagwörter als für die Gewinnung der Volksmassen heute als geeignetste Mittel. In letzter Zeit ist ein neues Schlagwort aufgekommen, „die Schere". Wie die Schere gehen die Preise auf landwirtschaftliche Produkte einerseits und auf industrielle andererseits auseinander, d. h. die industriellen Erzeugnisse verteuern sich fortgesetzt und der Bauer erhält für seine Produkte (nach dem Verhältnis der Vorkriegszeit gerechnet) weniger als ihm gebührt. Das Zueinanderbringen der Preise hängt von denen ab, die die Schere in der Hand haben: von den Sowjets.

Das Wahlrecht der Geistlichen. Im Zusammenhang mit den Neuwahlen der Sowjets hat das Volkskommissariat des Innern in einem Rundschreiben an die Provinzbehörden erläutert, daß die Priester der verschiedenen Kultformen, die bekanntlich wie andere Angehörige der Bourgeoisie kein Wahlrecht besitzen, ein solches dennoch erwerben, wenn sie aus ihren religiösen Gemeinschaften austreten.

Spielklubs. In Petersburg findet soeben die Gerichtsverhandlung gegen einen Spielklub statt, die dem Ost-Expreß zufolge die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit in hohem Maß angezogen hat. Die Verhandlungen ergeben ein Bild wüsten Schlemmertums und lassen erkennen, daß der Leiter dieses Klubs, ein gewisser Bachmutow, sich selbst nicht vergessen hat. Er wird in der Presse spottweise als der „Erfinder" bezeichnet, seine Erfindung besteht aber in einem neuen Hazardspiel, dem „Joker". Das Urteil ist noch nicht gefällt, der Zugeimm der Presse läßt ein strenges erwarten. Sehr seltsam berührt es allerdings, wenn ein Petersburger Blatt auf seiner 4. Seite

Unsere geschätzten argentinischen Leser bitten wir, falls sie die eine oder andere Nummer des „Wolgadeutschen" aus irgendeinem Grunde nicht erhalten, sich wegen sofortiger Nachlieferung an unseren Herrn Simon Stieglitz in Buenos Aires, Union Germanica, Moreno 1059, zu wenden.

den Prozeßbericht mit boshaften Glossen gegen Schlemmer und Spieler veröffentlicht, auf der 8. Seite aber die große Anzeige eines Spielklubs mit Ballbetrieb ab 12 Uhr nachts.

Sechzig Tote bei einer Panik. In Kiew erlosch in der Podolischen Synagoge beim Gottesdienst durch Kurzschluß plötzlich die Beleuchtung. In der aufgeregten Menge ertönten Rufe: Feuer! und es entstand eine Panik, in der die Menge zu den Türen stürzte, die verschlossen waren und erst gesprengt werden mußten. Alarmierte Feuerwehr und Patrouillen der städtischen Miliz konnten die Panik bändigen. 60 Tote und über 100 Verwundete waren die Opfer der Panik.

Beamtenabbau. Im Zusammenhang mit dem Abbau des Beamtenetats in Sowjetrußland hat das Allrussische Zentralvollzugskomitee, die höchste Behörde Rußlands, weitere Beamtenentlassungen verfügt, nachdem bereits im Mai d. Js. wesentliche Einschränkungen vorgenommen worden waren. Die Zahl der Beamten des Komitees selbst wird demnach von 801 Beamten auf 270, d. h. um 65 Proz. eingeschränkt. Von den 31 Häusern, die mit Abteilungen des Komitees belegt sind, wurde der größere Teil den Wohnungsämtern übergeben. Es wird hervorgehoben, daß diese Einschränkungsmaßnahmen der höchsten Behörde Rußlands für die übrigen Behörden als vorbildlich zu gelten haben.

Mangel an Zahlungsmitteln. Im Zusammenhang mit der Realisierung der Ernte macht sich in verschiedenen Gebieten Rußlands, besonders im Süden, ein starker Mangel an Zahlungsmitteln bemerkbar. So wird gemeldet, daß in einigen Städten der Ukraine die Tscherwonezgnoten nur gegen besondere Zahlung in Sowjetrubel eingewechselt werden. Infolge der Zahlungsmittelknappheit haben verschiedene staatliche Unternehmen, wie z. B. Trusts, eigene Bons herausgegeben. Das Volkskommissariat für Finanzen hat dies jedoch verboten.

Folgenschweres Unglück in Moskau. Auf dem Neglinny Projesd in Moskau wurde vor kurzem durch eine verheerende Explosion in einem privaten Jagdgewehr-Geschäft ein Haus zerstört. Die Zahl der dabei ums Leben gekommenen Personen wird mit 25, die der Verwundeten mit 100 angegeben. Getötet wurde u. a. die Gattin des Moskauer Korrespondenten der englischen Telegraphen-Agentur Reuter. Als die erste Panik vorüber war, bot sich ein schreckliches Bild dar. Auf der Straße lagen verkohlte Leichen, und aus den oberen Stockwerken stürzten sich verzweifelte Menschen in die Tiefe. Das Haus glich einer Ruine. Die Explosion wird auf unvorsichtiges Umgehen des Besitzers mit einer Lampe zurückgeführt, mit der er die Lagerräume, in die nachts eingebrochen worden war, nach Dieben ableuchtete. Der Besitzer selbst ist der Explosion ebenfalls zum Opfer gefallen.

Der Verkauf einiger ausländischer Zeitungen ist, nach einer Meldung der russischen Telegraphenagentur, vom Rat der Volkskommissare gestattet worden. Verkauft werden dürfen in den Hauptstädten Rußlands einige sogenannte „bourgeoise" französische, deutsche und englische Zeitungen. Die Erlaubnis zur Verbreitung ausländischer Zeitungen in den einzelnen autonomen Gebieten hängt ebenfalls vom Rat der Volkskommissare in Moskau ab. Von der Verbreitung amerikanischer Zeitungen in Rußland ist noch nichts bekanntgegeben.

Kleine Meldungen. Der unter dem Patriarchen Tichon stehende Teil der russischen Kirche ging mit Zustimmung des Konstantinopeler Patriarchen vom 14. Oktober ab zum neuen (gregorianischen) Kalenderstil über. — Die Kollegiengelder an den Hochschulen sind auf 50 Goldrbl. für ein Semester, für Unbemittelte auf 25 festgesetzt worden. — Der Rat der Volkskommissare hat zwecks Förderung der Getreideausfuhr die nach dem Auslande gehenden Getreidemengen von der Hafensteuer, Hungerhilfesteuer und der lokalen Pudsteuer befreit. — Das staatliche Versicherungsamt wird in nächster Zeit in Zusammenhang mit der Gründung von Filialen der russischen Freiwilligen Flotte in Stettin und Königsberg seine Agenturen in diesen Städten eröffnen. Diese Versicherungsagenturen sollen die Versicherung der Ein- und Ausfuhrwaren, die über Stettin, Königsberg und Danzig gehen, übernehmen. — Die landwirtschaftliche Ausstellung in Moskau wurde am 21. Oktober geschlossen. — Die „Lebende Kirche" tritt am 10. Dezember zu einem neuen Kongreß zusammen. — Wie wirtschaftsamtlich gemeldet wird, sind in Sibirien 198 000 Pud Butter für die Ausfuhr bereitgestellt worden. — Auf Eingabe der Getreideabteilung der Moskauer Warenbörse entschied sich das Binnenhandelskommissariat für Getreidenotierungen in Tscherwonzen an der Moskauer Börse. Gleichzeitig wird amtlich bekanntgegeben, daß vom 1. Dezember d. Js. ab die Zölle in Tscherwonez berechnet werden sollen. — Wie offiziös gemeldet wird, sind fest der Wiederaufnahme der russischen Getreideausfuhr 570 000 To. nach Deutschland exportiert worden. — Am 80. Lebensjahr verstarb Lew Tichomirow, einer der Mitbeteiligten bei der Ermordung des Zaren Alexander II., Mitglied des Exekutivkomitees der damals bestehenden Partei „Land und Freiheit", einer der ältesten revolutionären Führer in Rußland.

Deutschland und Rußland

Neue deutsch-russische Konzessionsverhandlungen. Von zuständiger russischer Seite wird dem Ost-Expreß mitgeteilt, daß die russische Konzessionspolitik neuerdings ihr Schwergewicht auf die Vergebung rein produktiver Konzessionen verlegt habe, die nach dem Muster der Landwirtschafts- und Holzkonzessionen von Krupp und der Gruppe Mirth-Haas die Ausbeutung der russischen Bodenschätze bezwecken. Von Handelskonzessionen werden Exportkonzessionen bevorzugt, die sich speziellen

Ausfuhrobjekten widmen und bei denen die Vorkriegserfahrungen der betreffenden Firmen nutzbar gemacht werden können. Nach der Art des Eierexportabkommens mit der Firma Seyfarth in Hamburg werden von der Berliner Sowjethandelsvertretung in dieser Richtung zurzeit Verhandlungen über die Gründung einer gemischt-wirtschaftlichen Gesellschaft zur Ausfuhr von Butter, Geflügel, Daunen und Federn zu Ende geführt. Die grundlegenden Ausfuhrprodukte: Getreide, Naphtha, Faserstoffe, Erze und Holz sollen dagegen Ausfuhrmonopol des Staates bleiben. Auf dem Gebiete der produktiven Konzessionen werden Verhandlungen mit einer Reihe deutscher Firmen geführt, darunter mit dem Julius Faber-Konzern (Stuttgart) über die Produktion optischer Instrumente in Rußland, mit dem Alfons Schick-Konzern (Kolmar) über die Erzeugung von Spiritus in Rußland und dessen Ausfuhr, mit der Firma Wirth u. Berger über Farbenproduktion in Petersburg. Auch wird über die Bildung einer gemischt-wirtschaftlichen Gesellschaft zur Finanzierung des Tabak-, Baumwoll- und Weinbaues verhandelt. Bei den gegenwärtigen Verhandlungen ist als Sitz aller Konzessionsgesellschaften entweder Moskau oder Petersburg in Aussicht genommen, so daß es sich bei diesen Neugründungen um russische Unternehmungen unter Mitwirkung von ausländischem Kapital handelt. Kennzeichnend ist weiter, daß zu Obleuten der in jedem Konzessionsvertrag vorgesehenen Schiedsgerichte ausschließlich russische Gelehrte ernannt werden sollen.

Stinnes in Rußland. Wie der Ost-Expreß aus der Berliner Sowjethandelsvertretung erfährt, hat der Stinnes-Konzern mit der Petersburger Konsumgenossenschaft „Rapo" einen Vertrag über Lieferung von 40 000 Kubikmetern Papierholz nach Deutschland abgeschlossen. Der Gesamtwert der Lieferung, von der 20 000 Kubikmeter schon abgeliefert sind, beträgt 40 000 engl. Pfd. Ferner ist vom Stinnes-Konzern mit der „Rapo" ein Vertrag auf Lieferung von Därmen abgeschlossen worden. Das Geschäft soll von Stinnes in Dollars finanziert werden, mit 33 Proz. des Wertes des Gesamtabschlusses.

Mologa-Holzindustrie-Aktiengesellschaft. Die geplante Gründung der Mologa-Holzindustrie-Aktiengesellschaft zur Durchführung der von der russischen Regierung erteilten deutschen Waldkonzessionen im Gebiet Mologa-Rybinsk ist nunmehr erfolgt. Außer der Gesellschaft für die wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Osten, welche den Konzessionsvertrag abgeschlossen hat, sind an der Gründung dieser neuen Aktiengesellschaft zahlreiche deutsche Firmen beteiligt. Vorsitzender des Aufsichtsrates ist der frühere deutsche Reichskanzler Dr. Wirth und in dessen Stellvertretung der Reichstagsabgeordnete Dr. Haas. Der Vorstand besteht aus Oberregierungsrat Becker, Berlin, und J. Gottlieb, Petersburg.

Aus Deutschland

Zulassung des Sowjetrubels. Durch eine Verfügung des Reichsministers der Finanzen vom 3. Oktober ist das Gesetz vom 15. März 1919 über die Nichtzulassung russischer Geldzeichen in Deutschland aufgehoben worden. Das Gesetz, das von der deutschen Nationalversammlung angenommen worden war, stand im Zusammenhang mit den revolutionären Ereignissen des Jahres 1919 in Deutschland, während welcher bei politisch verdächtigen Personen große Mengen von Sowjetgeldzeichen gefunden worden waren. Das daraufhin angenommene Gesetz verbot die Einfuhr russischer Geldzeichen nach Deutschland, desgleichen die Durchfuhr. Seither durften sie nur bei strengster Ueberwachung durch die Reichsbank in Deutschland kursieren und Zuwiderhandlungen wurden nachdrücklichst bestraft.

Der Rückgang der deutschen Landwirtschaft. Deutschland hat nicht bloß große rein landwirtschaftliche Gebiete verloren, sondern auch im Innern des ihm verbliebenen Gebietes hat die Landwirtschaft einen starken Rückgang aufzuweisen. Die vier Hauptgetreidearten Weizen, Roggen, Gerste und Hafer haben seit 1913 eine Anbaufläche von 2½ Millionen-Hektar eingebüßt. Zugenommen haben dagegen Brache, Ackerweiden, Dauerweiden und Hutungen, auf die 1913 3 418 000, 1922 dagegen 3 906 000 Hektar entfielen. Das Brachland allein erweiterte sich von 588 000 auf 668 000 Hektar. Da nach der Statistik die gesamte landwirtschaftliche Nutzfläche um 1 244 000 Hektar zurückgegangen ist, so ist anzunehmen, daß große Flächen in den Zustand des Oedlandes zurückgefallen sind; gewisse Flächen mögen auch in die forstwirtschaftliche Nutzung übergegangen sein. Nach den Berechnungen von Dr. Auhagen, Professor an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, haben auch die Ernteerträge gewaltig abgenommen. Beim Vergleich der durchschnittlichen Zahlen von 1921 und 1922 mit den mittleren Ernteziffern der Jahre 1909 bis 1913, ergibt sich, daß die Ernte in Doppelzentnern auf den Hektar wie folgt gesunken ist:

Weizen	21,5	17,35
Roggen	18,2	14,35
Sommergerste	20,8	15,55
Hafer	19,8	14,15
Kartoffeln	137,1	124,1
Zuckerrüben	282,8	231,8.

Schon aus diesen Zahlen kann man ersehen, daß die Landwirtschaf tnoch weit davon entfernt ist, ausreichend für die Ernährung Deutschlands zu sorgen.

Von der Wolga

Auftauchen einer Insel im Kaspischen Meer. Am Nachmittag des 9. Oktober stieg im Kaspischen Meer bei Apscheron, zwischen Sugulba und Busowny, zwei Werst vom Ufer ein Wasserstrahl von 10 Faden Höhe in die Luft. Der Strahl hielt 1½ Stunden an, worauf sich an der gleichen Stelle eine kleine Insel von ca. ¼ Dessjatin bildete. Der Wasserstrahl hat eine Menge Steine mit geringem Kupfergehalt aus dem Erdinnern heraufbefördert. Gleichzeitig mit dem Wasserstrahl stiegen auch Flammen empor. Anscheinend hat eine wesentliche Veränderung des Meeresbodens stattgefunden. Die Tiefe an der Stelle der neuen Insel betrug 15 Faden. Wie die „Jswestija" mitteilen, hat sich eine wissenschaftliche Kommission zur neuen Insel begeben.

Kalmücken „setzt euch"! Die Viehverluste der letzten Jahre haben die in Südostrußland nomadisierenden Kalmücken gezwungen, seßhaft zu werden. Die Sowjetbehörden sind bestrebt, ihnen den Uebergang zur Seßhaftigkeit zu erleichtern. U. a. sollen 14 000 Wohnhäuser gebaut werden, wofür die Regierung 200 000 Goldrubel bewilligt hat.

Salzhunger. Im Gouv. Zarizyn wird ein großer Mangel an Salz verspürt. Da die Speisen zumeist ungesalzen bleiben müssen, sind Skorbuterkrankungen vorgekommen. Viel Genüse muß ungenutzt verderben. Der Preis für Salz beträgt in Zarizyn 1 Rbl. 23 Kop. in Gold. Im Zusammenhang mit dem Salzmangel sind wüste Gerüchte entstanden, von denen eines besagt, ein Ausländer habe den naheliegenden Elton-See, der ganz Rußland mit Salz zu versorgen imstande ist, gekauft und verhindere nun die Salzgewinnung.

Traktore in den Kolonien. In den „Nachrichten" lesen wir: „Die verschiedenen Versuche, die in unserm Gebiete mit den vorhanden gewesenen Traktoren gemacht wurden, haben mehr oder weniger zu negativen Resultaten geführt. In erster Linie hat sich als allgemeine Wahrheit herausgestellt, daß das Heizmaterial, Benzin, die Arbeit mit dem Traktor so teuer macht, daß es billiger kommt, das Land mit Pferden zu bearbeiten. In zweiter Linie haben wir konstatiert, daß die bis jetzt vorhandenen Traktore infolge ihrer Schwere und Ungelenkigkeit für unsere Verhältnisse schlecht zu gebrauchen sind.

Nun haben in letzter Zeit die amerikanischen Traktore „Fordson", die auch bei der Prüfung auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung den besten Eindruck gemacht haben, gezeigt, daß sie für unsere Bodenverhältnisse die geeignetsten sind. Da wir annehmen, daß unsere Bauern sich doch allmählich für die Arbeit mit Traktoren interessieren werden, bringen wir hier einige Daten aus dem Saratower Gouvernement, also unserm nächsten Nachbarn, wo sechs Traktoren „Fordson" arbeiten. Dieser Traktor ist sozusagen das letzte Wort der Welttechnik auf dem Gebiete des Traktorbaus. Infolge seiner geringen Ausmaße ist er bei den Wendungen sehr leicht zu handhaben und braucht wenig Heizmaterial. In einer Stunde kann er bei voller Kraftentwicklung leicht 17 Werst zurücklegen und ist außerdem zu allen Arbeiten, die in der Landwirtschaft vorkommen, zu gebrauchen, bis zum Zersägen von Holz und zum Antreiben von allen möglichen Maschinen. Die im Saratower Gouvernement angekommenen Traktore von 20 Pferdekräften brauchen, um eine Dessjatine zu ackern, im Durchschnitt anderthalb Pud Petroleum und sechs Pfund Schmiermaterial. Er kann ohne besondere Remonten 4 bis 5 Jahre arbeiten und kostet in Moskau ohne Zoll 125 Tscherwonzen. (625 Dollar. Die Red.)

Daraus ist zu ersehen, daß er allen an ihn in Rußland zu stellenden Bedingungen vollständig entspricht. In erster Linie ist er ungefähr viermal billiger als alle andern bisher bei uns bekannten Traktore, was für unsere immer noch recht schwachen Kooperative und andere landwirtschaftlichen Vereinigungen beinah ausschlaggebend ist. Ferner ist er wie geschaffen für unser schweres Land. Z. B. hat er das schwere Land im Nowousenker Bezirk ohne die geringste Schwierigkeit umgeackert. Was für unsere Bauern weiter großen Wert hat, ist die einfache und dauerhafte Konstruktion, so daß kleinere Reparaturen von dem Schmied im Dorfe mit Leichtigkeit ausgeführt werden können.

In Saratow ist man fest überzeugt, daß die ökonomischen Grundlagen dieses Traktors ihn in kurzer Zeit an die Stelle der Pferde stellen werden."

Trockenheit auch in diesem Herbst. Wie wir einem uns liebenswürdig zur Durchsicht vorgelegten Brief aus den Kolonien entnehmen, herrscht dort auch in diesem Herbst wieder große Trockenheit. Das Korn mußte an vielen Stellen zweimal eingesät werden, weil es nicht aufging. Wenn nicht alles trügt, steht wieder eine schlechte Kornernte bevor. Die Not wird auch diesen Winter wieder groß sein und viele Bauern wenden sich erneut an ihre amerikanischen Verwandten mit der Bitte um Hilfe. Die Preise steigen unaufgesetzt. Am 1. Oktober war die Saat noch nicht aufgegangen.

Umbenennung der Saratower Staatlichen Universität. Seit dem Ausbruch der Oktoberrevolution sind zahlreiche Straßen, Plätze, Boulevards, Eisenbahnlinien, Schiffe, Bildungsanstalten usw. umbenannt worden. So heißt z. B. die Nikolajewskaja-Bahn zwischen Moskau und Petersburg heute Oktober-Bahn, und viele Wolgadampfer, die früher kaiserliche und ähnliche Namen trugen, heißen heute „Lenin", „Trotzki", „Die kommunistische Internationale" usw. Die in den Rang von Städten erhobenen größeren wolgadeutschen Kolonien Balzer, Katharinenstadt, Seelmann u. a. haben Straßen mit den Namen „Leninskaja", „Uliza Trotskogo", „Oktjabrskaja" usw. Neuerdings ist auch die ehemals kaiserliche Universität in Saratow nach dem Saratower Revolutionär und Schriftsteller Tschernyschewski (1828—1889) in Tschernyschewski-Universität umbenannt worden.

Aus Emigrantenkreisen

Abwanderung russischer Emigranten nach Amerika? Wie der Berliner russische „Rul" schreibt, macht sich in letzter Zeit eine Bewegung für die Auswanderung russischer Emigranten nach Amerika nicht nur in Konstantinopel und Berlin bemerkbar, sondern auch in der Tschechoslowakei. So tragen sich dort Schauspieler, Journalisten und Schriftsteller mit der Absicht, nach Amerika abzuwandern. Verschiedene Schauspieler und Gelehrte haben sich schon früher nach Amerika begeben, wo sie in den dortigen Theatern auftreten oder sich wissenschaftlichen Arbeiten an den amerikanischen Hochschulen widmen.

Nansen-Ausweise für russische Flüchtlinge. Auf Einladung des Oberkommissars des Völkerbundes für russische Flüchtlingsangelegenheiten, Prof. Frithjof Nansen, hat, wie der preußische Minister des Innern in einer Verfügung bekanntgibt, unter Beteiligung des Deutschen Reiches eine Konferenz von Regierungsvertretern über die Frage der Einführung von besonderen Personalausweisen für russische Flüchtlinge stattgefunden. Den getroffenen Vereinbarungen ist das Deutsche Reich beigetreten. Demgemäß sind die deutschen Vertretungen im Auslande davon verständigt worden, daß die von den fremden Staaten ausgestellten Sonderausweise für russische Flüchtlinge (sog. „Nansen-Ausweise") als Paßersatz anerkannt und mit deutschen Sichtvermerken versehen werden können. Wie der Amtliche Preußische Pressedienst weiter hierzu mitteilt, wird im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt und dem Reichsministerium des Innern über die Behandlung der Nansen-Ausweise u. a. folgendes bestimmt: Nansen-Ausweise können diejenigen russischen Flüchtlinge erhalten, die aus Rußland wegen der politischen oder wirtschaftlichen Lage geflüchtet sind oder aus den gleichen Gründen in ihre Heimat nicht haben zurückkehren können oder wollen. Die Ausstellung der Nansen-Ausweise erfolgt nur auf Antrag; zuständig für die Ausstellung sind die Regierungspräsidenten (für Berlin der Polizeipräsident).

Die russische Armee im Exil. So unbestritten die russische Revolution im Innern des Landes auch den Sieg davongetragen hatte, so hat es doch bekanntlich nicht an Versuchen Andersdenkender gefehlt, die Bolschewistenregierung durch bewaffnete Angriffe von außen her zu vertreiben. Man erinnert sich noch an das Vorgehen der Kornilow, Koltschak, Judenitsch, Denikin und Wrangel in den Jahren 1918—21. Im Verlaufe der Kämpfe gelang es den beiden letzteren, von Süden her bis in die Gegend von Orel, Tula, Saratow usw. vorzudringen. Dann brach jedoch der Angriff völlig in sich zusammen; die „weiße Garde" räumte fluchtartig die Ukraine, hielt sich noch kurze Zeit auf der Halbinsel Krim, um schließlich unter dem wachsenden Druck der Roten Armee Rußland ganz zu verlassen. Ein Teil rettete sich nach langen Irfahrten in Vorder-Asien und Nord-Afrika nach Frankreich und Deutschland, der größere Teil jedoch sammelte sich wieder unter General Wrangel und besteht noch heute als „Armee ohne Land" in Jugoslawien. Ueber die Stimmung, die Hoffnungen und die politische Stellung dieses versprengten Teiles des alten Zarenheeres gibt die Rede, die General Wrangel am 10. Oktober d. Js. vor seinen Offizieren gehalten hat, interessante Aufschlüsse. Er nimmt darin Stellung zu der Frage der politischen Betätigung der Offiziere und führt etwa folgendes aus: „Der vor zehn Jahren begonnene Kampf um die Heimat ist noch nicht zu Ende; nur der Tod kann den russischen Soldaten von der Erfüllung seiner Pflicht, die Ehre Rußlands zu verteidigen, befreien. Meine Pflicht ist es, die russischen Kriegskräfte außerhalb der Grenzpfähle

Dort Kampf ums Recht, hier Boxkampf

Von unserem argentinischen Mitarbeiter Heinrich Obholz.

Als wir den nachstehenden Bericht im Manuskript lasen, stockte auch uns der Atem. Zwei Boxkämpfer halten die Welt in Spannung. Amerikanische Sensation!

Welch Klägliches Bild: In den vom Krieg nicht betroffenen Ländern reißt man sich um Karten zu einem Zirkuskampf, im alten Europa kämpft ein Volk um sein nackes Daseinsrecht und verblutet unter den brutalen Hieben an Rhein und Ruhr. Hier, in Europa, Kämpfe um neues Leben, in Amerika — um Zirkuskarten, hier Hunger und Tod, dort Alltag, aufgepeitscht durch kleine Sensationen.

Die Schriftltg.

Alpachiri, Ende September.

Alle Zeitungen sind voll und Außerordentliches wird erwartet. Achtzigtausend Menschen werden diesem Ereignis beiwohnen, zu dessen Ausführung ungeheure Summen Geldes verausgabt worden sind. Aber was soll's denn eigentlich geben? Wird vielleicht ein französischer Minister in der Politik gegen Deutschland Vernunft annehmen? Wird England zur Besinnung kommen, daß der gallische Hahn auch ihm gefährlich werden kann und gerupft werden muß? Wird vielleicht ein nie dagewesener Künstler — Dadaist, Expressionist, Sezessionist, Schnaderatatschist oder ein sonst Sterblicher die Welt mit einer alten Weisheit zum ewigen Frieden führen? Gott, nichts von von alledem! Der Argentinier Luiz Firpo und der Nordamerikaner Jeß Willard sollen sich für schweres Geld die Kinnladen einschlagen; es handelt sich bloß um einen Boxkampf, der „das größte Weltereignis" darstellt. Die größten nordamerikanischen Zeitungen haben zwecks Information ihre besten Reporter zu den zwei Muskelmenschen entsandt, die sich aber in tiefes „Silentium" hüllten und somit der ganzen Welt eine wahre philosophische Seite gezeigt haben! Doch haben sich die Journalisten den Mut nicht nehmen lassen, und wenn die zwei Herkulesse schweigen, so werden vielleicht ihre Zurichter sprechen, und sie haben keine Enttäuschung erlebt — die Herren von der nordamerikanischen Presse —, denn Firpo hat ihnen ein Wort der Beruhigung ins Ohr gelispelt, daß sein Gegner mit ihm trainiert. O, und dieses langersehnte Wort für die letzte Neuigkeit hat sofort die Runde um die ganze Erdkugel gemacht und somit das Erlösungswort für Millionen schmachtender Gemüter und Seelen gebracht. Man hört auch: Firpo zieht sich vor dem Schlafengehen aus und nach dem Aufstehen wieder an. Die ganze Welt ist jetzt glücklich und weiß nicht mehr als: Firpo nimmt den angesagten Kampf an! Doch sein Gegner Willards hat nichts verlauten lassen, und dahinter wird ein Geheimnis vermutet. Vielleicht wird er nicht kämpfen! Oder auch das Gegenteil! Wer kann dieses Rätsel lösen? Das Heil so vieler Menschen, ja das Schicksal unserer Erdkugel hängt davon ab, und das Monstrum von Zurichter hält den Mund verschlossen und kann nicht behaupten, daß sein Mann trainiert!

Dann kamen die Biographien der beiden großen Persönlichkeiten. Jeß Willard! Das ist ein Prachtmensch! Er hat die Körperhöhe von 2 Meter 12 Zentimeter. Gewicht 112 Kilo. Als Viehtreiber, als welcher er sich vor seinen Genossen im Boxen auszeichnete, wurde er durch einen Soundso entdeckt und hat anno 1915 den Weltmeister Johnson besiegt. Nach vier Jahren mußte er seinen Meistertitel an Dempsey abtreten. Das sind doch interessante Begebenheiten im 20. Jahrhundert! — Auch Firpo kann sich sehen lassen. Er hat die Körperhöhe von ungefähr 1 Meter 95 Zentimeter und wiegt etwas unter hundert Kilo. Er hat schon etwa fünfzig Boxer niedergeschlagen. Daß er stärker sei als der Hüne Willards stellt sich in Widerrede.

Das Sprechen, Schreiben und Drahten ging tage- und wochenlang. Dieselben Nachrichtenagenturen, die schweigen, wenn ein Mann von Weltgröße aus diesem Leben scheidet, brachten Spalten voll über jene Vorbereitungen zu einem Kampfe zweier Menschen, die sich von ihren früheren Kameraden, den Viehtreibern im nordamerikanischen Wildwest und im öden argentinischen Süden, bloß durch ihre größere Muskelkraft unterschieden.

Die Zivilisation ist doch ein sonderbares Ding! Die Spanier werden von den Nordamerikanern scheel angesehen, weil sie an den Stierkämpfen Vergnügen finden. Die Spanier aber dürfen die Nordamerikaner nicht scheel angucken, weil sie in Ohnmacht fallen, wenn Menschenblut die Marke färbt. Die Verwendung vierbeiniger gehörnter Stiere für solche Kämpfe ist eine Barbarenrauhsamkeit, die Verwendung zweibeiniger Stiere ohne Hörner ist Sport, und wehe dem, der das einen groben, wilden Unsug nennt!

Der langersehnte Tag kam. Achtzigtausend Menschen versammelten sich in einem großen Raum. Alles war besetzt, und die zuletzt Angekommenen mußten selbst für die schlechtesten Sitz- oder Stehplätze ungeheure Preise zahlen! Wie die Alten in der Vorhölle auf den Erlöser warteten, so war es hier. Endlich betraten zwei Muskelkolosse den „Ring". Nur wenige Minuten später brachte der elektrische Draht die Freudenbotschaft in alle Welt hinaus: Firpo hat gesiegt! Nun hat die arme Seele wieder eine Zeit lang Ruhe, bis der neue Zweikampf Firpo gegen Dempsey zustande kommt. Dann kommt die Menschheit wieder auf den Kopf zu stehen! Es lebe die Zivilisation! Edel, hilfreich und gut sei der Mensch! Kann er selbst seinen lieben Nächsten nicht die Kinnleiden einschlagen, dann möge er sich freuen, wenn andere es tun können! —

Nun kommt der größte Tag aller Zeiten, bei dem Millionen und abermals Millionen Menschenherzen außer Takt geraten und die Gemüter, fürchterlich erregt, dem Ausgange dieses Tages harren. Argentinien hat wohl große Männer wie Rivadavia, San Martin, Sarmiento, Mitre, über die aber Firpo triumphierend hinausragt! Wie ein Komet ist er leuchtend vom Süden nach Norden gezogen, und sein Name war einer der meistgenannten in der Welt. Als nun schließlich die Welt erfuhr, daß sich Firpo mit Dempsey trainieren wird, da zerrissen alle Bande, und Firpo stand allein da! Kein Monarch oder Demokrat sind so genau in ihren Arbeiten verfolgt worden von großen Nationen, wie die dieses großen Mannes. Alexander der Große ist glücklich, nicht mehr unter den Lebenden zu sein, dann, leicht in Versuchung geraten, könnte er wünschen: wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Firpo sein!

Mit atemloser Spannung ist die ganze Uebungsperiode Firpos gegen Dempsey verfolgt worden. Die französische Wilkür an Rhein und Ruhr, der völlige Zusammenbruch der deutschen 60-Millionen-Nation, die Erdbebenkatastrophe in Japan, die jüngste Revolution in Spanien und all die Kleingketen, die unsere Erdkugel bewegen, stellten die großen Vorbereitungen zum nie dagewesenen Kampfe Firpo—Dempsey in den Schatten. Das kommende Ereignis nahm den Hauptteil der Zeitungen ein, und überall, wohin man blickte, der Name Firpo! Als Reklame bediene sich eine große Firma zweier lebensgroßer kämpfender Puppen im Schaufenster, und das Resultat war: durch Andrang so vieler Menschen wurde der Verkehr in dieser Straße unterbrochen. Je näher der Augenblick des klassischen Kampfes kam, um so erregter wurde die Stimmung, und nach dem Zentrum, hauptsächlich nach den Straßen, in denen sich die großen Zeitungen befinden, zogen ungeheure Menschenmassen dahin, wie vielleicht nicht bei Ausbruch des Krieges. Das Zentrum glich einem Ameisenhaufen, wodurch der ganze Wagen- und Straßenbahnverkehr stellenweise unterbrochen wurde. Je näher die Stunde des Weltkampfes heranrückte, desto größer das Gedränge und die nervöse Spannung. Hunderttausend Zuschauer, mit vibrierenden Herzen und in Gemütsaufregung, hatten sich, um dem großen Ereignis zuzuschauen, zusammengefunden. 12 000 Personen, die sich Eintrittskarten für den Boxkampf Firpo—Dempsey verschaffen wollten, machten einen Aufruhr. Die Polizei, die der Wahnsinnigen Aufruhr niederschlagen wollte, würde, o Jammer, überwältigt, so daß erst angekommene Reserven die Unruhe liquidierten. Alles war auf dem Gipfel höchster Aufregung und Spannung, und man lag im Zweifel über die Möglichkeit, daß der Nationalheros geschlagen werden könnte. Mit einem gewaltigen Ruck — dem Erlösungswort „Firpo hat verloren" — wurden die Massen aus ihren Erwartungen herausgerissen. Die aufsteigenden leuchtenden Kugeln kündeten bestimmt den Sieg Dempseys über Firpo an. Daß die Niedergeschlagenheit allgemein war, ist klar, und vom nationalen Standpunkt aus kann man das leicht verstehen. Doch wäre es wünschenswert, wenn dieser Nationalstolz auf eine weit bessere Tätigkeit übergehen würde. Schade, daß Firpo seinem nordamerikanischen Gegner unterliegen mußte. Aber vielleicht hat diese Niederlage auch seine gute Seite, daß man von der maßlosen Ueberschätzung muskulöser Kraft wieder etwas vom Wege kommt und vielleicht andere Tugenden und Tätigkeiten der Menschen und Völker zu schätzen lernt.

Wie die Zeitungen berichten, ist der glückliche Zirkusinhaber in New York in die Lage versetzt, einen Zuschauerraum zu einer Aufnahme von 150 000 Menschen einzurichten!

Durch diese Bogereien, durch diese Riesenunternehmungen, können unsere geschätzten Leser das Interesse beider amerikanischen Nationen erkennen und ihr Urteil über solch ein verblüffendes Ereignis fällen. Die Niederlage Dempseys hätte sicher die Gemüter der Nordamerikaner mehr gedrückt wie die heutige, immer verhängnisvoller werdende Wirtschaftskatastrophe einzelner Staaten und Völker.

Rußlands zu sammeln und zu erhalten. An ihrer Spitze werde ich die Befehle dessen erwarten, der für uns der Oberbefehlshaber geblieben ist. Wir alten Offiziere haben unter dem russischen Zaren gedient und können nichts anderes als Monarchisten sein. Aber wir können es nicht zulassen, daß die Offiziere unter dem Deckmantel der einen, jeden von ihnen teueren Worte: „Für Glaube, Zar und Vaterland!" in politische Kämpfe hineingezogen werden." Im Gegensatz zu dem Befehle Wrangels, daß die zarisch-russische Armee frei von jeder Politik bleiben müsse, vertritt der Höchste Monarchische Rat die Auffassung, daß sich dieser Befehl nicht auf die Monarchisten beziehen könne.

Aus Nord- und Südamerika

Rußlanddeutsche für die Entwickelung Argentiniens willkommen. Die große führende deutsche „La Plata-Post" in Buenos schreibt in einer „Die russische Auswanderung" betitelten Notiz u. a.:

„Nach Argentinien sind seit Beginn des Krieges und der bolschewistischen Revolution große Massen von russischen Einwanderern gekommen. Man kann annehmen, daß bis Ende des Jahres 1922 im ganzen 100 000 Männer in argentinischen Häfen gelandet sind, um sich hier anzusiedeln. Mit ihren Familienmitgliedern, die sie mitbrachten oder nachkommen ließen, läßt sich diese Zahl leicht verdoppeln. Eine große Anzahl dieser Einwanderer ist in der Bundeshauptstadt geblieben, aber viele sind auch ins Innere des Landes gegangen, so nach Coronel Suarez in der Provinz Buenos Aires und nach Basavilbaso in Entre Rios. In der überwiegenden Mehrzahl handelt es sich da um Deutschrussen, denen das Leben in Rußland besonders unerträglich gemacht wurde, und die hier ein willkommenes Element für die Entwicklung des Landes bedeuten."

Vorsicht vor Mädchenhändlern. Wie man aus argentinischen Blättern erfährt, machen sich verworfene Menschen, wie es die Mädchenhändler sind, die Not der in Argentinien eintreffenden jungen Frauen und Mädchen zunutze. Sobald ein Schiff aus Europa im Hafen einläuft, stürzen die Händler wie Hyänen herbei und halten gierig Ausschau. So sollen schon ungezählte Frauen und Mädchen durch die großen Versprechungen der Händler irregeführt und ins Innere des Landes zu unsittlichen Zwecken verschleppt worden sein. Kürzlich kamen in Buenos Aires acht junge Russinnen an, die aber den Dampfer nicht verlassen durften, weil sie nicht nachweisen konnten, wer für ihren geregelten Unterhalt und für ihre Einstellung in einen guten menschenwürdigen Dienst garantiert. Auf den Aufruf verschiedener Blätter nahmen sich einige Familien der Hilfosen an. Das Verbot, das Schiff zu verlassen, kam von der Regierung, die naturgemäß bemüht ist, die jungen Frauen und Mädchen den Händen unlauterer Elemente vorzuenthalten. Aehnlich erging es 16 anderen Mädchen, die nicht an Land gelassen wurden ebenfalls deshalb, weil niemand Gewähr leistete, daß sie nicht Mädchenhändlern in die Hände fallen. Wir haben schon des öfteren vor einer Auswanderung nach Uebersee aufs Geratewohl dringend gewarnt. Das gilt und galt auch für manche Wolgakolonisten, und wir wiederholen diese unsere Warnung erneut aufs nachdrücklichste. Vor jeder Auswanderung mögen sich unsere Landsleute zuerst im Hilfswerk der Wolgadeutschen nach den Verhältnissen im neuen Land erkundigen.

Die großen August-Stürme in Argentinien, die wir schon meldeten, haben ungewöhnlich große Viehverluste verursacht. Die Verheerungen werden uns von unseren Freunden Jorge Denk und Adam Haberkorn in der Pampa erneut kurz geschildert. Unser Mitarbeiter H. Obholz in Alpachiri schreibt uns hierzu in einem längeren Bericht, den wir auszugsweise veröffentlichen, u. a.: In meinem Bericht über die große Sturm- und Schneekatastrophe Ende August d. J. kann ich jetzt noch folgende Einzelheiten hinzufügen. Nach Mitternacht auf den 29. August — den Namenstag der bei einem früheren Ungewitter zur Landespatronin für Unwetter erhobenen Santa Rosa — setzte ein heftiges Schneegestöber ein, das von Regen und reißenden Stürmen begleitet wurde. Viele Gebäude wurden unterwaschen und stürzten ein, andere wurden vom Winde niedergerissen. In der Pampa, die besonders schwer heimgesucht wurde, kamen an vielen Stellen bis 90% des Viehs um. Die junge Saat war vernichtet, sogar Menschenleben sind zu beklagen. Die überall herumliegenden Viehkadaver rufen eine ernste Seuchengefahr hervor, besonders, da die Regierung noch keine ernstlichen Maßnahmen ergriffen hat. — Eine Katastrophe von ähnlichem Umfang hat sich auch in der Provinz Cordoba Est Monte Cristo F. C. C., ereignet, wo die andauernde Trockenheit die Felder kahl legte und ein großes Viehsterben verursachte. Heftige Südsandstürme und Kamp- und Waldbrände vergrößerten noch weiter das Unglück. — Das beste Zeichen für den dortigen Zustand liefert die Tatsache, daß die am 5. September in riesigen Schwärmen erschienenen Heuschrecken ohne Aufenthalt weiterflogen, da sie nichts zu fressen fanden. Auch im Norden sieht es sehr traurig aus. — Die durch diesen Zustand mit herausbeschworene Krisis in der Viehzucht zeigt wieder einmal deutlich, wie wenig Sorgfalt die Estancieros und auch die Kolonisten auf die Sicherung des Viehfutters anwenden. Da es sich gerade bei den letzteren meist um Nutztiere handelt, die bei Kräften gehalten werden müssen und deren Zahl verhältnismäßig gering ist, so dürfte die Winterfütterung keine großen Schwierigkeiten machen. Jedenfalls ist es nur so möglich, dem furchtbaren Viehsterben einen Riegel vorzuschieben.

Ueber die diesjährige Getreideaussaatfläche gibt das Landwirtschaftliche Statistische Amt in Auftrage des Ackerbauministeriums folgendes bekannt: Die Gesamtaussaatfläche der Republik beträgt 1. Weizen 6 895 000 Hektar (4% Zunahme); 2. Lein 1 952 000 Hektar (15% Zunahme); 3. Hafer 1 065 000 Hektar. Zusammen 9 912 000 Hektar. Die Aussaatfläche in den einzelnen Provinzen beträgt: 1. Provinz Buenos Aires: Weizen 2 820 000 Hektar; Lein 370 000 Hektar; Hafer 800 000 Hektar. 2. Provinz Santa Fe: Weizen 1 180 000; Lein 700 000 Hektar; Hafer 35 000 Hektar. 3. Provinz Cordoba: Weizen 2 000 000 Hektar; Lein 430 000 Hektar; Hafer 80 000 Hektar. 4. Provinz Entre Rios: Weizen 390 000 Hektar; Lein 430 000 Hektar; Hafer 80 000 Hektar. 5. Provinz Pampa: Weizen: 880 000 Hektar; Lein 50 000 Hektar; Hafer 65 000 Hektar.

Siedlung und Wanderung

Die Zunahme der deutschen Auswanderung. Die Zahl der deutschen Auswanderer, die im 1. Halbjahr 1923 von deutschen und holländischen Häfen abfuhren, belief sich auf 40 872, davon 23 910 männlichen und 16 686 weiblichen Geschlechts. Die Zahl ist seit dem Kriegsende in steter Zunahme und betrug im ersten Halbjahr 1921 7593, im 1. Halbjahr 1922 11 303. Die Auswanderung erreichte im Juni dieses Jahres einen Hochstand, wie er seit Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mehr beobachtet wurde. Die meisten deutschen Auswanderer gehen nach Südamerika; dagegen sind die Vereinigten Staaten so in den Hintergrund getreten, daß die Zulassungsquote, die 1921 für Deutsche 68 000 betrug, nur zu 28 Proz. ausgenutzt wurde, während z. B. Frankreich 75 Proz., Rußland 84 Proz., Italien volle 100 Proz. ausnutzten. Besonders stark (um 100 v. H. und darüber) hat gegenüber dem zweiten Halbjahr 1922 die überseeische Auswanderung in Württemberg, der Pfalz, in Braunschweig, Thüringen, Hessen sowie in den preußischen Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover zugenommen.

Einschränkung der kostenlosen Erteilung des Visums für Argentinien. Seitens der argentinischen Einwanderungsbehörde wird neuerdings der Begriff „Einwanderer" auf jeden nichtargentinischen Tagelöhner, Handwerker, Industriearbeiter, Landarbeiter oder Lehrer, der das 60. Lebensjahr noch nicht vollendet hat und seine Ueberfahrt in der zweiten oder dritten Schiffsklasse bewertstelligt, beschränkt. Nur an „Einwanderer" in vorstehendem Sinn wird das argentinische Paßvisum kostenlos erteilt. R. W. A.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Die schmähliche Unterdrückung des Deutschtums in Polen nimmt ihren systematischen Fortgang. Die Regierung des Weichsellandes und gewisse polnische chauvinistische Bevölkerungskreise kennen selbst vor der Uebertragung des Nationalitätenhasses auf das kirchliche Gebiet keine Hemmung. Die deutschen Schulen in Polen sind ja schon längst der chauvinistischen deutschfeindlichen Willkür ausgeliefert. Neuerdings zieht die polnische Presse die Register auch gegen die deutschen Geistlichen der katholischen und lutherischen Kirche. In diesem Kampf führt die Verleumdung das große Wort, was ihr völlig skrupellos macht. Auf einer Versammlung in Posen wurde unter dem Einfluß zweier polnischer katholischer Geistlichen beschlossen, den Kardinal-Erzbischof um die Entfernung aller deutschen Geistlichen vom Amt und aus Polen zu bitten. Auch wurde beschlossen, jeden deutschen Geistlichen durch ein Schreiben aufzufordern, nach Deutschland abzuwandern. Alles das geschieht in der gleichen Zeit, in der Verleumder öffentlich zugeben, daß an der persönlichen und seelsorgerischen Ehre der deutschen Geistlichen nichts gezweifelt werden könne. Der Kampf wird also nur deshalb geführt, weil in den Adern der deutschen Geistlichen deutsches Blut fließt. Diese Methode kann nur Empörung hervorrufen. Auf verschiedene Aufforderungen hin hat sich der Kardinal Dr. Dalber nach Rom begeben, um dem Papst das Verlangen nach Entfernung der deutschen Geistlichen zu unterbreiten. Bei dieser Gelegenheit sei an ein Rundschreiben des Papstes an die polnischen Bischöfe vom 16. Juli 1921 erinnert, in dem es u. a. sehr anerkennenswert heißt: „Ihrerseits dagegen dürfen die Bischöfe sind andere Mitglieder der Geistlichkeit die Macht ihres Amtes nicht ausnützen im Dienste öffentlicher Interessen... Sie müssen es als ihre Pflicht ansehen, die Dienste der brüderlichen Nächstenliebe auch ihren Brüdern im Priestertum zu opfern, wenngleich sie auch andere Ueberzeugung auf politischem Gebiet hegen oder anderer Nationalität sein sollten." Es ist kaum anzunehmen, daß Rom heute anders entscheidet. Natürlich verweisen die polnischen Hetzer auf frühere geschichtliche Vorgänge. Aber soll man die Fehler anderer wiederholen? Auf diese Weise nimmt der schmachvolle Nationalitätenhaß nie ein Ende.

Neuerdings hat sich in Polen ein Skandal entwickelt, der jeder, auch der fadenscheinigsten Begründung entbehrt und lebhaft an die Deportation von Verbrechern nach Sibirien im alten Rußland erinnert. Es handelt sich um Massenausweisungen Deutscher aus Graudenz und Thorn. Binnen 3 Tagen mußten die Opfer der polnischen Brutalität Graudenz verlassen haben. Die Wohnungen wurden vom Wohnungsamt beschlagnahmt, die Möbel wurden in einem Zimmer zusammengeworfen, die Zimmer versiegelt, die Männer von der Arbeitsstelle, die Kinder aus der Schule geholt. Alles durch Polizeibeamte versteht sich. Und die Familien wurden zwangsweise über die Grenze des Stadtkreises Graudenz abgeschoben. In den Nachbarkreisen verwehrten die polnischen Ortsvorsteher den Betriebenen die Unterkunft und schoben sie wieder nach Graudenz ab. In Graudenz wurden die Leute beschimpft und wiederum entfernt. Auf diese Weise sind einige Familien dreimal hin und her geschoben worden, darunter Familien mit drei und vier Kindern. In den Nachbarkreisen wurde, wie erwähnt, den Ausgewiesenen die Unterkunft verhindert. Das führte dazu, daß sie im Freien, in Scheunen und Wäldern Zuflucht suchen mußten. Dieselben unmenschlichen Methoden fanden in Thorn und in Culm Anwendung, so daß in der Zeit bis Ende September insgesamt 700 Familien vertrieben wurden. Die Ausgewiesenen hatten durchweg in den Städten Arbeit in Fabriken oder waren selbständige Handwerker, Kaufleute. Soweit die Polizeibehörden es durchsetzen konnten, taten sie alles, um zu verhindern, daß ihren Opfern die Wiederaufnahme der Arbeit unmöglich wurde. Die Ausgewiesenen sind keineswegs Fremde, sondern ausschließlich in Polen geboren, seit Jahrzehnten in den Orten ansässig, aus denen sie jetzt vertrieben wurden. Da ihnen die nötige Einnahmequelle — ihre Arbeit — genommen ist, sind sie jetzt bei Beginn des Winters der bittersten Not preisgegeben. Auf die Straße gesetzt, ihrer Ernährungsquelle beraubt, irren sie heimatlos umher und müßten das Mitleid ihrer Mitmenschen erwecken.

Vorbildliche Minderheitenpolitik Estlands. Der Konseil des estnischen Unterrichtsministeriums hat beschlossen, zur Förderung der Volksbildung, für die Veranstaltung von Kursen, die Gründung von Bibliotheken usw. den russischen Organisationen 527 000, den deutschen 90 000 und den schwedischen 35 000 estnische Mark, entsprechend der zahlenmäßigen Stärke der Minderheiten zu bewilligen.

Kulturelle Arbeit des baltischen Deutschtums. Die Deutschbalten Rigas veranstalten am 3. und 4. November eine großzügige Sammlung, deren Ertrag in erster Linie den deutschen Schulen in der Stadt zugeführt werden soll, die nur aus den Mitteln erhalten werden, die die Opferwilligkeit der baltischen Deutschen zur Verfügung stellt. In diesem Jahr müssen fast 2½ Millionen lettl. Rbl. aufgebracht werden, da neben den Schulen auch die Wohltätigkeitsanstalten der Deutschbalten der Unterstützung bedürfen. Bisher haben derartige Sammlungen stets die notwendigen Summen ergeben und die Lebensfähigkeit des Deutschtums in Lettland bestätigt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Ein neuer Rettungsapparat. Die Erfindung eines Apparates zur Errettung von Menschen vom Tode des Ertrinkens ist einem litauischen Ingenieur gelungen. Sein Rettungsapparat, „Hydrosfer" genannt, besteht aus einem Gürtel nebst Reservoir mit gepreßtem Gas, das in der Tasche getragen wird und mit dem Gürtel verbunden ist. Auf diese Weise ausgerüstete Seereisende usw. haben bei einem etwaigen Unglücksfall nur auf einen am Apparat befindlichen Knopf zu drücken, worauf der Gürtel sich mit Gas füllt und den Sinkenden trägt. Die im Rjemen bei Kowno in Gegenwart einer Komission gemachten Versuche ergaben nach litauischen Berichten vortreffliche Resultate.

Der Bau einer Untergrundbahn in Moskau. Wie wirtschaftsamtlich gemeldet wird, hat die Moskauer Kommunalverwaltung ein Projekt über den Bau einer Untergrundbahn in Moskau ausgearbeitet. Dieser Entwurf wurde schon vor dem Kriege unter Mitwirkung des jetzigen Stellvertreters des Leiters der russischen Handelsmission in Deutschland, Stomoniakow, Starkow, dem damaligen Leiters der Moskauer Straßenbahn, ausgearbeitet. Der Moskauer Magistrat ist nicht in der Lage, diesen Entwurf ohne Mitarbeit von ausländischem Kapital zu verwirklichen. Die Außenhandelsvertretung des Moskauer Sowjets „Mownschtorg" hat in diesem Zusammenhang vorbereitende Verhandlungen bereits aufgenommen.

Deutsch-Russische Luftverkehrsgesellschaft. Wie der Ost-Expreß erfährt, sind von der Deutsch-Russischen Luftverkehrsgesellschaft („Deruluft") im September 38 Flüge (davon 26 regelmäßige Streckenflüge Königsberg—Moskau) absolviert worden. Die zurückgelegte Luftstrecke beträgt 38 660 Kilometer (auf die regelmäßigen Streckenflüge entfallen 31 200 Kilometer). Befördert wurden 100 Passagiere und 1708 Kilogramm Lasten. Abgebrochene Flüge, Beschädigungen und Unglücksfälle sind nicht zu verzeichnen gewesen.

Lautvermittlung durch Lichtstrahlen. Während die drahtlose Telephonie heute für keinen mehr ein Geheimnis birgt, ist das Verfahren, den Klang der menschlichen Stimme durch Lichtstrahlen zu verbreiten, noch so gut wie unbekannt. Die Entdeckung dieses Verfahrens ist dem englischen Gelehrten Rankin zu verdanken, der dem von ihm erfundenen Apparat den Namen Photophon gegeben hat. Bei der jüngsten Versammlung der britischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften hat der Erfinder das Verfahren eingehend erläutert. Die Versammelten sahen an dem Vortragsabend, wie ein intensiver Lichtstrahl sich von dem Gebäude, in dem die Versammlung tagte, löste, in der Luft hin- und herschwankte, um endlich an einem offenen Fenster eines am entgegengesetzten Ende des Platzes gelegenen Gebäudes stillzustehen. Dieser Lichtstrahl übertrug von einem Ende zum andern des Platzes die Worte der Rede, die Rankin hielt, und die so deutlich vernehmbar waren, als wären sie durch den besten Telephonapparat übermittelt. Das Verfahren dieser Uebermittlung ist sehr einfach. Der Strahl einer sehr starken elektrischen Lampe wird durch einen Reflektor projiziert. Die Tonschwingungen der menschlichen Stimme versetzen den Lichtstrahl in Schwingungen, die am äußersten Ende des Strahlenbündels von einem mit einem Gehäuse aus Selen ausgerüsteten Apparat aufgenommen werden. Dieser wandelt die Lichtstrahlen erneut in hörbare Töne, die durch ein Megaphon in die Luft hinausgesandt oder von einem Telephonhörer abgehört werden können.

Verschiedenes

Taufe nach Trotzkis Vorschlag. Im Gegensatz zu den Gebräuchen der orthodoxen Kirche, welche nur die Namen der Kalenderheiligen zuließ, ist jetzt in Rußland die Namengebung für Kinder der freien Wahl der Eltern überlassen. Da sich der neue Brauch nur langsam einbürgert, werden die Fälle, in denen von diesem Recht Gebrauch gemacht wird, von der Sowjetpresse als ein Sieg des Fortschritts gefeiert. So hat z. B. ein Arbeiter in Twer seine Tochter zu Ehren der Revolution im Oktober 1917 „Oktobrine" genannt. Die Arbeiterzeitung des Uralgebietes berichtet von einer Taufe in Jekaterinburg, wo ein Arbeiter an seinem Sohn diese Zeremonie so vollziehen ließ, „wie es Genosse Trotzki vorgeschlagen hat". Den Geistlichen ersetzte der Vorsitzende des Betriebsrates, das Kind wurde „nicht mit den Symbolen des Aberglaubens", sondern mit der roten Fahne gesegnet und erhielt den Namen Lenin.

Was ist eine Trillion? Die Dame Valuta zwingt uns, mit Zahlen zu rechnen, die früher nur in der Astronomie ein bescheidenes Dasein geführt haben. Der Botokude kann nicht auf 2, der Australneger höchstens auf 5 zählen, aber auch alte Kulturvölker haben nicht entfernt unsere hohen Zahlbegriffe gehabt. Für den Griechen ging das einfache Zahlwort nie bis zum Begriff 10 000 (Myriade), dem römischen Bauern bedeutete schon 600 unendlich; nur Indien schwelgte in phantastischen Zahlen, die über jede Anschauungsmöglichkeit hinausgingen. In Europa war der Begriff Million im 16. Jahrhundert noch unbekannt. Heute ist die Milliarde (= 1000 Millionen) durch die neuen Milliardenzeiten für jeden Deutschen eine Selbstverständlichkeit, während der Franzose dafür den Begriff der Billion setzt, die für die Deutschen 1000 Milliarden bedeutet. Eine Billion ist eine Million Millionen, also eine 1 mit 12 Nullen. Die weiteren Begriffe Trillion (1 000 000 000 000 000 000), Quadrillon, Quintillion ergeben sich durch Erweiterungen um je 6 Nullen. Da diese Schreibweise aber ebenso zeitraubend wie fehlergefährlich ist, wird man gut tun, die Potenzzahlen Trillion = 10^{18}, Quadrillion = 10^{24} usw. einzuführen. Daß diese Zahlen früher fürs praktische Leben wertlos waren, geht aus verschiedenen Beispielen hervor. Die Weltgeschichte umfaßt noch nicht einen Zeitraum von 1 Billion Sekunden = rund 32 000 Jahren, und die 10 000 Sextillionen Affen, von denen eine indische Geschichte erzählt, hätten nicht in einer Hohlkugel Platz, die unser ganzes Planetensystem umschließen könnte. Um so trostloser nimmt sich dagegen Deutschlands Finanzelend aus, das solche Zahlen in steigendem Maße für den Alltag nötig macht.

Briefkasten

Herren Alexander Wild, Adam Weimann, Konstantin Schulmeister, Adam Urban, Wilhem Jungblut, Gottfried Weimann, Dr. Robert Herth, Johann Peter Müller, Meinrad Stickart in A. Saenz, Guatrache und Goyena, Argentinien. Herzlichst willkommen in unserem Leserkreis. Es freut uns, daß „Der Wolgadeutsche" Ihnen so gefällt. Werben Sie auch andere Leser. Je größer doch die Zahl der zahlenden Leser, desto besser können wir die Zeitung ausgestalten. Herrn Denk für die Werbearbeit und Herrn Dr. Herth für die Uebersendung der Bestellung sagen wir besonderen Dank. Die Zeitung geht allen Herren vom 1. November an zu. Da das Blatt im nächsten Jahr, wie schon angekündigt, 7½ Pesos kostet, so geht es Ihnen bis zum 1. August 1924 zu. Freundliche Grüße!

Herrn Jorge Denk, A. Saenz, Arg. Vielen herzlichen Dank für die schöne erfolgreiche Werbearbeit. Wir sind auf Ihre Mitarbeit stolz und empfehlen Ihr Beispiel allen anderen. Wer den „Wolgadeutschen" liebt und ihn vor anderen Zeitungen zu schätzen weiß, bekümmert sich auch um seine Verbreitung. Wir haben von Ihnen zweimal Geld erhalten. Einmal 5, dann 3 Pesos, letztere durch Herrn Pater Schönberger. „Der Wolgadeutsche" wird Ihnen bis zum 1. Mai 1924 gesandt. Wegen der anderen Frage geht Ihnen noch ein besonderer Brief zu. Für die Anerkennung der Tätigkeit des Hilfswerks unseren verbindlichsten Dank! Lassen Sie sich durch die Hetzereien anderer nur nicht irremachen! Halten Sie am Hilfswerk nur fest, es wird schon niemand belügen! Dafür sind wir uns zu gut. Und wer wider uns ist, weiß entweder nicht besser oder hat Böses im Sinn.

Herrn Ad. Haberkorn, Alpachiri, Arg. Die 10 Pesos sind eingegangen. Die Zeitung geht Ihnen bis zum 1. 6. 24 zu. Für den kleinen Bericht freundlichen Dank.

Herrn Andreas Götte, Alpachiri, Arg. Willkommen! Geld durch Herrn Haberkorn erhalten. Helfen auch Sie, die Zeitung zu verbreiten. Wir senden Ihnen die Zeitung bis zum 1. 8. 24.

Herrn Enrique Nickel, Villa Iris, Arg. Geld erhalten. Vielen Dank! Ihr Abonnement läuft bis zum 1. 8. 24, da die Zeitung auf das nächste Jahr, wie schon gemeldet, 7½ Pesos kostet.

Herrn Adam Schiebert, Rivadeo, Arg. Ebenfalls herzlich willkommen! Geld durch Herrn Nickel erhalten. „Der Wolgadeutsche" wird Ihnen bis zum 1. 8. 24 gesandt. Haben Sie Freunde, die sich für unser nun auch Ihr Blatt interessieren? Senden Sie uns deren Bestellungen.

Herrn Heinrich Bender, Puigarri, Aldea Cam., Arg. Für das Geld und die Neubestellung der Zeitung freundlichen Dank. Es freut uns, daß Sie dem Blatt treu bleiben. Herr Dummler ist nicht mehr hier, sondern als Sowjetbeamter nach Rußland gefahren. Wegen Stabel werden wir uns erkundigen.

Herrn Valentin Minor, Perdido, Arg. Sie sind ordnungsgemäß eingetragen und die Zeitung wird regelmäßig an Sie abgesandt. Bitte, erkundigen Sie sich doch einmal bei Ihrem Briefträger, vielleicht daß jemand die Zeitung für Sie entgegennimmt. Die fehlenden Nummern haben wir heute nachgesandt.

Herrn Cornelio Mohr, San Isidro, Arg. Unserem lieben Freund und Mitarbeiter Mohr die besten Grüße aus dem geplagten deutschen Mutterland! Für Bestellgeld freundlichen Dank. Sie erhalten den „Wolgadeutschen" bis zum 1. 6. 24. Vielen herzlichen Dank für die temperamentvolle Anerkennung. Ihr Brief war uns eine besondere Freude, man sieht, Sie urteilen scharf, aber richtig. Nur nicht wankelmütig werden im Vertrauen auf das Hilfswerk, und wenn Feinde noch soviel Gift verspritzen. Ja, ja, die Mißgunst der Welt. Wie sagt doch der Russe? Ничего, перемелется — мука будет.

Herrn Juan Renner, Cor. Suarez, Arg. Nach Einsendung des ausstehenden Lesebetrages, den wir erhalten haben, senden wir Ihnen den „Wolgadeutschen" nun weiter zu, und zwar auf den Namen von Herrn Juan Koret, vom 1. 11. 23 bis 1. 8. 24. Frdl. Gruß.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10 Pfg. × jew. Buchhändlerschlüsselzahl (z. Zt. 100 Milliarden). Anzeigenpreis n. Übereink.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Amt Süd 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36881; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. November 1923. - - - Nr. 22/40 des 2. Jahrgangs.

Infolge eines allgemeinen Buchdruckerstreiks in Berlin erscheint diese Nummer verspätet.

In der nächsten Nummer

finden Sie die Fortsetzungen der heutigen Artikel über die beiden Herrscherhäuser Romanow und Hohenzollern, ferner den Schluß der Liste der 1765/66 über Roßlau an die Wolga ausgewanderten wolgadeutschen Vorfahren. Außerdem den Beginn von Schilderungen aus dem Leben der wolgadeutschen Hungerflüchtlinge in den deutschen Heimkehrlagern. Ferner zahlreiche Neuigkeiten, Artikel, Bilder usw.

Land Schmerzensreich

Berlin, Mitte November.

In Schauermärchen aus dem Mittelalter lasen wir in der Jugend von Duldern, die unter der Hand ihrer Henker in Schmerz und Blut zusammenbrachen. Aus der Tiefe der Jahrhunderte leuchtet zu uns ein hehres Haupt am Kreuz, gezimmert von Juden. In den Katakomben Roms schrien die ersten Christen, von den Heiden bis zur Verzweiflung gepeinigt, zu Gott um Kraft zum Widerstand, zum Sieg.

Macht im 20. Jahrhundert die Welt es anders, als jene Henker, Juden und Heiden es getan haben? Leben wir heute in einem neuen Mittelalter? Heute, wo die Menschheit sich brüstet mit „vollkommenen Gesetzen", wo „Völkerbünde" und „Internationale Schiedsgerichte", wo „Friedenspaläste" und „Abrüstungen" tagtäglich in dem Munde derer sind, die Gewalt für Recht ergehen lassen? Ein Schlagwort folgt dem andern, Hohn auf Hohn. Zur brutalen Knechtung Deutschlands tritt die Verleumdung: es *wolle* nicht zahlen, es *wolle* die Kriegsschäden nicht wieder gut machen, *die* Schäden, an denen gerechterweise doch *alle* die Schuld tragen müßten, nicht Deutschland allein. In *Todesängsten, vor den Abgrund gezerrt*, hat es damals, unter dem lautesten Widerspruch im Innern, den „Vertrag" von Versailles unterschrieben: es selbst trage die Schuld am Kriege! Diese unter dem Hohn der „freiheitlichen" Sieger erpreßte Selbstbeschuldigung ist ein Unglück. Geifernd im sadistischen Rausch, schwingt Poincaré die Knute über dem deutschen Volk, sticht er es mit Bajonetten nieder, grinst er schadenfroh über die Zwietracht im Deutschen Reich, das ihm, dem Gewaltmenschen, Opfer über Opfer darbringt, um ihn zu besänftigen. Jedoch: er verlangt auch die *Ehre* Deutschlands. Ist er denn wirklich der Alleinherrscher der Welt? Findet sich nicht eine Großmacht, die ihm verbietet, ein ganzes Volk zu vernichten, nicht eine Hand, die ihn bändigt?

Es geht ihm nicht um die Bezahlung der Kriegskosten. Deutschland soll vom Erdboden verschwinden! Zerrissen und zerstückelt, verblutend, röchelnd, ohnmächtig, *tot* möchte er das *deutsche Volk* sehen, kraftlos *jeden* deutschen Stamm, wo er auch sein möge. Frankreich als Herrscher auch über seine Bundesfreunde!

Von Not zerfressen und gepeinigt, erhebt sich in Deutschland eine Schicht gegen die andere, fremde Hände zerren es zum Bürgerkrieg. Deutsche Necken, gram und verdient geworden im Dienste für das Vaterland, verlieren Beherrschung und Mannszucht, stellen sich in den Dienst von Umstürzlern und versinken in noch tiefere Verzweiflung: über Deutschlands Schmach und den eigenen Zusammenbruch. Mit fester Hand hat die Regierung bisher vermocht, das Gebälk der deutschen Staatseinheit zusammenzuhalten. Was bringt der nächste Tag?

Wir Auslanddeutschen sehen unser Stammland erniedrigt und bespien. Ihr, die Ihr draußen seid, in den argentinischen Steppen, in Nordamerika, an der Wolga — verliert nicht das Vertrauen und die Liebe zum deutschen Vaterland! Bleibt deutsch und treu in eurem Glauben an die Urheimat! Stellt auch Ihr Euren Mann gegen Lügen über Deutschland, die feindliche Propaganda aus Deutschlands Not schlägt. Laßt Euch auch nicht irre machen durch Deutschlands eigene Uneinigkeit, durch etwaige Fehltritte, durch Mißerfolge der einen oder anderen Regierung! Die Besten in Deutschland stehen noch immer für Einigkeit, für Deutschlands Ehre und für Recht ein! Es sind ihrer noch Armeen!

G. S. L.

Die Deutschen Lehrerkurse in Saratow

Das Schulelend in den deutschen Wolgakolonien 1921/23. — Die Aufopferung der Lehrer und Schüler. — Die Notwendigkeit der Ausbildung neuer Lehrkräfte. — Eine Kulturspende des Hilfswerks der Wolgadeutschen in Berlin. — Warum die deutschen Lehrerkurse im russischen Saratow stattfanden. — Die Erfolge der Kurse unter Leitung der Pädagogen Lonsinger und Konstanz.

Als von wolgadeutschen Lehrern und anderen Intellektuellen begründet und geleitet, hat das Hilfswerk der Wolgadeutschen die schwere Lage der Schulen in den deutschen Kolonien an der Wolga in den letzten Jahren besonders schmerzlich empfunden. Die armen, ach, so bittere Wahrheit, daß in Zeiten wirtschaftlicher Nöte die Erziehungsanstalten vor allen anderen an die Beschneidung ihrer Mittel glauben müssen, hatte sich in der Zeit des Bürgerkriegs und der Hungersnot an der Wolga erneut und hart einschneidend geltend gemacht. Am schwersten und trostlosesten war die Lage unserer deutschen Schulen an der Wolga in den Wintern 1921/23. Wer von den Schulkindern zu essen hatte, konnte die Schule nicht besuchen, weil es an warmer Kleidung fehlte. Barfuß und zerlumpt, mit den bösen Merkmalen unbarmherzigsten Hungers im Gesicht, hungerten Tausende deutscher Kinder auf den Straßen. Von 88 000 Kindern schulpflichtigen Alters konnten nur 23 000 die Schule besuchen. Die Schulgebäude selbst erinnerten an zerfallene Ruinen: die Fensterscheiben eingeschlagen, mit Pappe oder Papier verklebt, die Räume vernachlässigt, weil alle Welt mit dem Hunger zu tun hatte, in den Oefen und Rauchfängen flackerte kein lustiges Feuerlein, sondern heulte der eisige Steppenwind eintönig und unheilvoll. Nur wenige Schulen hielten damals im Laufe einiger Winterwochen ihren Betrieb aufrecht, und der Heldenmut der Lehrer, die ihren Posten tagaus tagein mit hungrigem Magen, abgehärmt und vor Frost zitternd, treu blieben, leuchtet als hehres Licht aus den letzten beiden kalten Wintern zu uns herüber. Und die Seelchen der kleinen Schulkinder, die morgens ohne einen Bissen, ohne einen warmen Schluck im Magen ihr Elternhaus und spät nachmittags die kalte unwirtliche Schule verließen, die Seelchen jener tapferen Kinder in den geflickten Röckchen und Höschen sind heiligste Bilder in dunkelster Nacht.

Aber auch der damals gebotene wenige Unterricht hätte nicht sein können, wenn nicht die Kämpen der Volksbildung, die beherzten deutschen Volksschullehrer ihn, wenn auch mit aufeinander gepreßten Lippen, *doch* erteilt hätten. Um die Zahl der *guten* Lehrer ist es bei uns schwach bestellt. Seit 1914 unter härtestem Druck und wie in einer Korkzelle eingeschlossen, seit 1920 größte Entbehrung — konnten sich da ihre Kenntnisse erweitern? Die Zahl der brauchbaren Lehrer mußte erweitert werden, sollte nicht die ganze Schule in den Abgrund getrieben werden. Das Hilfswerk der Wolgadeutschen wollte mithelfen.

Von dem Schulelend aufs härteste ergriffen, beauftragte das Hilfswerk der Wolgadeutschen im vorigen Winter seinen gerade in den Kolonien befindlichen Vorsitzenden, den Mittelschullehrer Herrn Simon *Stieglitz*, mit den wolgadeutschen Sowjet-Schulbehörden Fühlung zu nehmen wegen der Veranstaltung von deutschen Lehrerkursen. Die Finanzierung sollte durch das Hilfswerk erfolgen. Die Fühlungnahme zeitigte jedoch *kein zufriedenstellendes Ergebnis* und so wandte sich Herr Stieglitz an die russische Schulbehörde Saratows und stellte ihr im Auftrage des Hilfswerks folgendes für die geplanten Lehrerkurse zur Verfügung: 123 Pud Roggen, 150 Pud Weizen, 363 Pud Weizenmehl, 50 Dollar und anderes mehr. Die Saratower Schulbehörde, an der einige der sichtbarsten wolgadeutschen Pädagogen wirken und deren tiefes Verständnis für deutsche Schulfragen und deren loyales Verhalten zu deutschen Schulkräften in den letzten Jahren hervorstechen, nahm sich des Vorschlags mit hohem Interesse an und veranstaltete die Kurse im verflossenen Sommer in Saratow. Das Hauptverdienst für das Zustandekommen der Kurse gebührt an erster Stelle dem bekannten wolgadeutschen Pädagogen A. *Lonsinger*, dem Verfasser der verbreiteten Erzählungen „Nor net kopper g'gewa!" und „Hüben und drüben", ferner dem vortrefflichen Pädagogen *Konstanz*. Herr Lonsinger ist in Saratow schon seit Jahren tätig. Beide setzten sich für die Kurse mit Feuereifer ein. Ueber den großen Erfolg liegen uns begeisterte Aeußerungen vor und wir beschränken uns auf die auszugsweise Veröffentlichung eines Briefes des Leiters Herrn Lonsinger vom 24. September d. Js. an das Hilfswerk der Wolgadeutschen. Herr Lonsinger schreibt u. a.:

„Die offizielle Abrechnung erhalten Sie umständehalber erst nach einigen Tagen. Sie werden sich durchaus freuen, denn die zur Finanzierung der Kurse gegebenen Mittel sind nicht verloren gewesen. Die Kurse waren sehr gelungen und haben die Lehrer und uns Lektoren sehr befriedigt. Es wurde innerhalb 6 Wochen Großes geleistet. 224 Vorträge! Wir haben einen für heutige Verhältnisse unerhörten Rekord geschlagen. Wir haben seit der Revolution übermenschlich arbeiten gelernt, wenn es das Interesse der Sache verlangt. Unsere Kurse waren die ersten in diesem Jahr und haben vielen zum Vorbild gedient. 50—60 Zuhörer waren stets anwesend und beteiligten sich rege an der Arbeit. Ich schloß die Kurse mit großer Befriedigung, waren es doch

die ersten wertvollen Kurse für deutsche Lehrer an der Wolga.

Vor der Revolution konnte man an so etwas gar nicht denken, später waren die Zeiten zu bewegt. Heute war es mit Ihrer Hilfe gelungen, den längst gehegten Wunsch in Wirklichkeit umzusetzen. Unsere Schulverwaltung wird dem Hilfswerk den offiziellen Dank für Ihre Hilfe zukommen lassen, doch auch ich füge hier nochmals meinen wärmsten Dank hinzu."

Herr Lonsinger gibt im weiteren an, wie die gespendeten Bargelder und die Gelder aus dem Erlös für das gespendete Mehl und Getreide verwandt worden sind. Der bedeutende Ueberschuß ist für die Gründung einer Schulkooperative nach dem Plan von Herrn Stieglitz, für Kindergärten und zum Ankauf von Schulbüchern verwandt worden.

Mit Freuden und herzlichster Dankbarkeit darf das Hilfswerk der Wolgadeutschen feststellen, daß die Herren Lonsinger und Konstanz und die Saratower russische Schulbehörde sich der Ausbildung wolgadeutscher Lehrer, wie überhaupt des deutschen Schulwesens in so vorbildlicher Weise glühend angenommen haben. Möge die Saat, zu der das Hilfswerk nach bescheidenem Können beigetragen hat, reiche Früchte tragen!

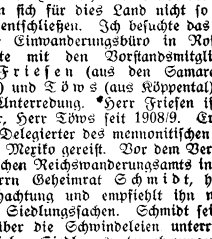
G. S. L.

Briefe aus Kanada

Von unserem Berichterstatter Fr. Bier, Delegierter des Verbandes der wolgadeutschen Bauern.

Hague, Sask., Ende Oktober.

Die Farmer stecken bis über die Ohren in der Arbeit. Es ist eine Freude zu beobachten, wie sie dreschen, säen, stecken. Jedoch ist das Interesse für eine Ansiedlung unter geordneten Verhältnissen in einem andern Land sehr groß. Da die Kundschafter der Mennoniten über Mexiko nicht viel Gutes berichten, kann man sich für dies Land nicht so ohne weiteres entschließen. Ich besuchte das mennonitische Einwanderungsbüro in Rosthorn und hatte mit den Vorstandsmitgliedern Herren *Friesen* (aus den Samarascher Kolonien) und *Töws* (aus Köppental) eine längere Unterredung. Herr Friesen ist seit 1920 hier, Herr Töws seit 1908/9. Ersterer war als Delegierter des mennonitischen Vereins nach Mexiko gereist. Vor dem Vertreter des deutschen Reichswanderungsamts in Mexiko, Herrn Geheimrat *Schmidt*, hat er alle Hochachtung und empfiehlt ihn wärmstens für Siedlungssachen. Schmidt sei auch bestens über die Schwindeleien unterrichtet, die so vielen Siedlungsunternehmungen anhaften. Die wirtschaftliche Lage Mexikos lobt Herr Friesen sehr. Man könne dort



den Inhalt unserer Halbmonatszeitung, lesen Sie Zeile für Zeile, vergleichen Sie den „Wolgadeutschen" mit den Ihnen bekannten Blättern!

Seine Vorzüge:

Gewissenhaft gesichteter Inhalt.

Neuigkeiten aus allen Gebieten des Lebens. Bilder! Buchbeilagen. Kalender. Unterhaltung!

Reiche Berichterstattung

aus allen Kolonisationsgebieten Rußlands. Interessante Meldungen auch aus dem übrigen Rußland.

Besondere Berücksichtigung des Wolgadeutschtums in Rußland, Deutschland, Argentinien und Nordamerika.

Zuverlässigkeit des Inhalts.

Keine Krämerei. Kein Streit.

Achtung vor der Meinung anderer.

Entschiedenes Eintreten für die eigene und die seiner Lesergemeinde.

Jedes Kolonistenhaus,

das ihn schon liest, liebt ihn.

Jeder Leser

werbe neue Leser!

Wer noch nicht

Besteller ist, schließe sich unsern Lesern an!

Bezugspreis: In Argentinien 7½ Pesos, in Nordamerika und Kanada 2½ Dollar auf ein Jahr, in Deutschland 30 Pfennige auf drei Monate.

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"

Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

Wirb neue Freunde! **Wirb neue Leser!** **Sende uns Bestellungen!** **Hilf mit am Werk!**

billig ganz gutes Land, und zwar in den verschiedensten Gegenden erhalten, unter guten Anbau- und Klimaverhältnissen. Politisch jedoch sei Mexiko das zweite Rußland. Es sei neuangesiedelten Mennoniten schon passiert, daß ihnen Haus und Hof von Räuberbanden ausgeplündert wurden. Man müsse dabei die „Hände hoch" halten und mitzusehen. Wer muckst, wird niedergeknallt. Die Räuber verschwänden spurlos in den Bergen, die Regierung sei machtlos. Nicht selten würden auch Eisenbahnzüge von Räubern angehalten, trotzdem die vorderen und hinteren Waggons mit Soldaten besetzt sind. Ungeachtet dessen wollen viele Mitglieder der hiesigen Mennonitengemeinde nach Mexiko auswandern, und zwar besonders aus den Kreisen der sogenannten „Altkolonier", die 1873/74 wegen der dort damals eingeführten Militärpflicht aus Rußland ausgewandert sind. Heute drängt es sie nach Mexiko wegen des in Kanada herrschenden Zwangs der Unterrichtserteilung in den Schulen in englischer Sprache. Friesen meinte, er bedauere diese Leute sehr, denn was sie in Mexiko suchen, fänden sie doch nicht. Die mexikanische Regierung sei stark national und nach soundsoviel Jahren müßten die Leute doch in einen bittereren Apfel beißen, als er ihnen heute hier aufgedrängt wird. Es wäre aber verfehlt, wollte man sich von diesen oder jenen Urteilen beeinflussen lassen. Man muß das Land einmal selbst besuchen und dann urteilen.

Dieser Tage hatte ich auch eine Unterredung mit dem Landagenten der Kanadischen Railway Co. bezüglich einer etwaigen Einwanderung in Kanada. Wie Ihnen schon bekannt ist, hat diese Kompagnie im verflossenen Sommer za. 3000 Mennoniten aus Südrußland nach Kanada gebracht. Sie sind in der Provinz Saskatchewan auf den Farmen als Arbeiter angestellt, während ihre Delegierten zusammen mit den Agenten der Railway Co. Land zur Ansiedlung wählen. Ich habe bisher nicht gehört, daß sie schon Zusagendes gefunden hätten. Das Land in der Provinz Saskatchewan ist sehr eben und von vielen Teichen mit Binsengewächsen durchbrochen. Viele der Teiche trocknen im Sommer aus. Das Brunnenwasser ist nur als Trinkwasser für das Vieh zu gebrauchen und liegt nicht allzu tief. Im Haushalt wird im Sommer Winter- und Kunsteis verwandt, im Winter wird Schnee getaut. Schon auf meiner Fahrt hierher fiel mir auf, daß die Wasserbehälter in den Waggons Eis enthalten. Zuerst maß ich dem wenig Bedeutung bei. Jetzt ist mir der Grund aber klar. Auf den langen Bahnfahrten ist anderes Wasser (z. B. aus Brunnen) nicht erhältlich. Das See- und Teichwasser hat das Aussehen unseres russischen Schneewassers im Frühling im Bauernhof. Es ist eben braun und wenig appetitlich. Trotzdem wird hier großartig baueriert, obwohl nicht gerade allzuviel dabei herauskommt. Die Ausgaben für die Arbeiter, Maschinen, für das Land und an allerlei Abgaben sind zu groß. Die meisten Farmer stecken in Schulden und viele sind bereit, die Bauerei hier zu „schmeißen", wie sie sagen. Sie möchten schon gern irgendwo von neuem anfangen in der guten Hoffnung, dort besser vorwärts zu kommen. Sie nähren sich hier aber gut, d. h. sie essen gut, „wie die Minister", essen 5—6 Gänge, und ich wünschte, Sie in Berlin bekämen wenigstens die Ueberbleibsel. Nach ihnen würde man sich in Berlin die Finger ablecken.

•

Hague, Ende Oktober.

Die Umschau nach Unterkunfts- und Verdienstmöglichkeiten für unsere wolgadeutschen Hungerflüchtlinge in Deutschland lasse ich mir sehr angelegen sein. Dem Auftrage des Hilfswerks und des Verbandes der Wolgadeutschen Bauern gemäß, halte ich für diesen Zweig unserer Arbeit die Augen beständig offen.

In Ergänzung zu meinem letzten Bericht teile ich Ihnen noch folgendes mit: Ansiedeln kann man sich hier ja, aber man braucht dazu viel Geld. Eine Ansiedlung ist jedoch nicht geraten. Die Teuerung ist in Kanada sehr groß. Ich habe eine Anzahl von Fällen kennen gelernt (keine Ausnahmen!), in denen die Leute ihr Hab und Gut öffentlich für Spottgelder versteigern und nach den Vereinigten Staaten übersiedeln, weil sie in Kanada kein lohnendes Fortkommen haben. Kühe und Pferde werden für 8—10 Dollar pro Kopf verschleudert. Obwohl die Leute selbst wie das Vieh arbeiten, kommen sie zu nichts. Einer meiner Bekannten hatte in diesem Jahr 1100 Acker Aussaat, besitzt eine Menge Hornvieh und Pferde, aber es steht dahin, ob er die Prozente für seine Schulden wird bezahlen können. Gelingt es ihm nicht, so will auch er alles hinwerfen und weiterziehen. Und das nach 10—15 Jahren sauerster Arbeit. Andere, ehemals reiche Bekannte sind heute Tagelöhner. Vom Acker wurden 10—25, mitunter auch 30 Buschel Weizen geerntet; die Haferaussaat ergab bis 90 Buschel. Die erste Weizensorte kostet 75 Cents, der Hafer nur 40 Cents das Buschel. Beim Verkauf fallen dem Farmer noch Fracht- und Kommissionsgebühren zur Last, und so hat ein anderer meiner Bekannten für zwei Waggons (4000 Buschel) Getreide gegen 1200 Dollar eingenommen, welche Summe restlos an die Kreditoren zu zahlen ist. Fett und Fleisch stehen wie folgt im Preis: Schmalz 22, Speck 25—35, Fleisch bis 25 Cents das Pfund. Bares Geld ist rar, und wenn die Farmer, wie ich schon schrieb, nach Berliner Begriffen auch „flott" leben, so stecken sie zumeist doch in Schulden. Ausnahmen sind zu zählen. Ein jeder Farmer aber hat sein Automobil und manche Kanadier schreiben diesen Autos die Schuld an der Verarmung des einen oder andern Farmers zu. — Als Gelegenheitsarbeiter finden Zugereiste wohl Verdienst, besonders in der Erntezeit. In diesem Jahr wurden 5—6 Dollar Tagelohn gezahlt. Gegenwärtig ist der Monatslohn für Landarbeiter 25 Dollar. Es ist dieser Verdienst aber mehr als anderes von wirtschaftlichen Schwankungen abhängig. Geht es schlecht, so sitzt man auf der Straße.

Die Deutschen in Beßarabien

Von

Georg Strelisker.

Es ist im kleinen wie im großen. Wo in den deutschen Auslandskolonien Hader und Zwietracht einkesten, war es den fremdnationalen Umwohnern und Nachbarn ein Leichtes, die vorhandene Kraft der Kolonisten zu brechen und zu zermürben, bis deren deutsche Eigenart völlig verfaulte und sie in die Masse der anderen untertauchten. Um so beachtenswerter erscheint es daher, daß die kleinen versprengten Trupps deutscher Auswanderer, die Ende des 18. Jahrhunderts nach Südrußland und Beßarabien gekommen waren, eingesprengt zwischen wesensfremden Völkerschaften, zwischen Russen, Türken, Griechen, Armeniern, Juden, Bulgaren, Rumänen, nogaischen Tataren, Ungarn und Albanesen, Glauben, Gesittung und Volkstum zu bewahren wußten. Eine rumänische Statistik aus dem Jahre 1919 gibt die Anzahl der Deutschen in Beßarabien mit 113 000 an. Hingegen führt der „Deutsche Volkskalender für Beßarabien" 80 Gemeinden mit 47 000 Seelen an, während von 26 anderen, kleineren deutschen Dörfern und Gemeinden die Angabe der Bevölkerungszahl fehlt.

Die Verfahren dieser Kolonisten mußten merkwürdige und oft auch recht widrige Schicksale erleben. Sie sind in der Mehrzahl nicht direkt aus Deutschland eingewandert, sondern kamen auf dem Umweg über Polen, wo sie wohl zuerst eine neue Heimat gesucht, aber nicht gefunden hatten. Nur die Wenigsten konnten ihre Habseligkeiten mitnehmen. Und selbst diese verarmten auf der Wanderung infolge des napoleonischen Feldzuges, so daß viele bloß mit einem Handkarren nach Beßarabien gelangten. Im Anfang mußten sie sich mit Erdhütten oder niedrigen, höchstens zweizimmrigen, sogenannten „Kronshäuschen", begnügen, in denen gewöhnlich zwei Familien zur Not unterkommen konnten. Bis sie sich zu selbständigen Wirtschaftsbesitzern aufschwingen durften, dauerte es Jahre und Jahrzehnte, die sie in der mühseligen Fronarbeit verbrachten. Interessant ist bei den jetzigen deutsch-beßarabischen Wirtschaftshöfen das Fehlen der Scheunen. Aber dies hat seine historische Begründung. Die ersten Siedler, die noch die deutsche Bauart kannten, waren gestorben, ehe sie an die Errichtung eines eigenen Hauses denken konnten. Ihre in der Fremde geborenen Kinder und Enkel besaßen jedoch kein mustergültiges Vorbild. Wenn man schon Mittel zusammenbrachte, so dachte man zuerst an die Errichtung eines Wohnhauses. Zur Aufstellung von Scheunen langte es aber nicht mehr. Die Kolonisten sahen sich daher genötigt, ihre Wirtschaftsweise so einzurichten, daß sie auch ohne Scheunen auskamen. Anfangs wohl fuhren sie, wie sie es von früher gewohnt waren, alles Getreide nachhause, setzten es dort in Ermangelung der Kornscheunen rund um die Dreschtenne in großen Schobern auf und begannen mit dem Ausdreschen erst, wenn das ganze Getreide heimgebracht war. Wenn sie aber damit bis zur Herbstzeit nicht fertig wurden, so mußte der Rest oft bis spät in den Winter hinein ungedroschen liegen bleiben. Es ist klar, daß während dieser Zeit das Getreide infolge der mangelhaften Unterbringung zum größten Teile verderben mußte. Dieser Umstand zwang die Siedler, das jeweils heimgebrachte Korn sofort zu dreschen und das übrige auf dem Felde zu lassen, zumal die Herbsttage in Beßarabien in der Mehrzahl schön und trocken sind. Und diese Gepflogenheit ist bis zum heutigen Tage beibehalten worden, so daß der beßarabische Bauer auch jetzt ohne Scheuer sehr gut auskommt.

Die deutschen Ansiedlungen tragen zum Teil Namen, die zweifellos auf die Herkunft der ersten Kolonisten hinweisen, wie z. B. Leipzig, Frauenthal, Straßburg, Lichtental, Neu-Paris, Friedenfeld, Eingheim, Neuburg und Alexandertal, oder sie haben den früheren türkischen Gemeindenamen beibehalten. Unter diesen ist Tarutino die blühendste Niederlassung. Eine leistungsfähige Industrie, wie sie sich etwa mit der Zeit unter den Siebenbürger Sachsen so schön entwickelt hat, ist bei den beßarabischen Deutschen, die sich in der Hauptsache nur mit der Landwirtschaft beschäftigten, nicht vorhanden, wenn man von zwei bis drei Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, einigen unbedeutenden Tuchfabriken und den kleinen Dampfmühlen absieht, die bloß für den örtlichen Bedarf arbeiten.

Aehnlich liegen die Verhältnisse auch in der Dobrudscha, wo die Zahl der deutschen Ansiedler, die sich in Schwaben, Plattdeutsche und Kaschuben unterscheiden, auf etwa 10 000 Köpfe geschätzt wird. Die ersten Kolonisten zogen um das Jahr 1840 aus Südrußland herüber. Ihr Anführer war ein gewisser Adam Kühn, auch „Vater Kühn" genannt, der aus Deichholländer bei Gnesen stammte. In Beßarabien, wohin sie zuerst gekommen waren, fühlten sie sich nicht wohl und setzten daher ihre Wanderung gegen die Malachei fort. Winter 1842/43 hielten sie sich mehrere Monate bei der rumänischen Stadt Ploesti auf, wo sich aber bereits im nächsten Frühjahr in der Nähe von Silistria angesiedelt. Aber auch hier finden sie keine Stätte des Bleibens, und so ziehen sie weiter gegen Braila, um unweit davon die Kolonie Jakobsonthal zu gründen. Aber immer noch läßt sie der Wanderitrieb nicht ruhen. Und so übersetzen sie eines Tages die Donau, um sich schließlich beim türkischen Dorfe Atpunar bei Macin niederzulassen. Durch Vermittlung des Kaimakam von Babadag wurde ihnen nicht lange darauf ein größerer Platz in einem abgelegenen Tale überlassen, wo sie im Revolutionsjahre 1848 Almagea gründeten. Ich habe von Bukarest aus mehrere solcher Kolonisten besucht und über die große Widerstandsfähigkeit dieser Deutschen gegenüber den Aufsaugungsbestrebungen der umwohnenden Völkerschaften nicht genug staunen können. Allerdings ist ihnen durch die Vernichtung der deutschen Schule seitens der rumänischen Unterrichtsverwaltung, der die Romanisierung nicht rasch genug vonstatten ging, ein schwerer Schlag versetzt worden, ja, es muß schier bezweifelt werden, ob die nächste oder übernächste Generation sich noch ihres Deutschtums bewußt sein wird. Die Siebenbürger Sachsen machen zwar alle Anstrengungen, um den beßarabischen und Dobrudschadeutschen das nationale Bewußtsein wachzuhalten, aber die Rumänen gehen hier mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die nur in den Romanisierungsbestrebungen der Italiener in Südtirol ein Beispiel findet.

Die Schwaben in der Dobrudscha verloren bereits vor dem Kriege ihre deutschen Schulen, und zwar in dem Augenblick, als ihnen nach dem Weltkriege das rumänische Bürgerrecht erteilt wurde. Damals schon war in ihren Schulen der ausschließliche rumänische Unterricht in allen Fächern angeordnet worden. Die deutsche Sprache konnte nur dadurch vor dem völligen Vergessen und Verschwinden bewahrt bleiben, indem man sie in die Kirche hinübertettete, wo nun die Glaubenslehre erteilt und die Vorbereitung zur Einsegnung deutsch vorgenommen wird. Sonntägliche Zusammenkünfte der heranwachsenden Jugend im Pfarrhause ergänzen durch zwanglose Vorträge den spärlichen Unterricht in der Muttersprache.

Manche dieser Ansiedler haben es mit der Zeit zu einigem Wohlstand gebracht, den sie dazu benützen, um ihre Wohnkultur zu heben, die Wirtschaft zu verbessern und ihre begabten Söhne studieren zu lassen. Aber der weitaus größte Teil der Kolonisten hat noch heute mit den Verhältnissen schwer zu ringen, wenn er sich und sein überliefertes Deutschtum erhalten will. Solange die Ansiedler zusammenhalten und zueinanderstehen, bleiben sie stark und unantastbar, wenn aber auch in ihren Reihen die Zwietracht Eingang findet, dann ist es meistens mit ihrer Selbständigkeit und Freiheit zu Ende, und die nächste Folge eine völlige Auflösung. Der alte deutsche Fluch — er geht wieder um! Und so sei jedes Deutschen erste Pflicht, daran zu denken, daß nur seine eigene und die Kraft seines Volkes in der Gesamtheit und Eintracht ihn und seine Nation vor dem Untergang zu retten vermag.

Aus den deutschen Molotschna-Kolonien (Taurien)

In der Moskauer „Arbeit" lesen wir den nachstehenden Bericht aus dem Leben unserer mennonitischen Brüder im Schwarzmeergebiet:

Neue Plagen.

Ein neues Gewitter, daß die Landwirtschaft auf lange hemmen kann, ist im Anzuge. Es sind die Mäuse und Heuschrecken, die schon zur vergangenen Ernte einen beträchtlichen Schaden dem Getreide zufügten. Es scheint wirklich, als ob alle ägyptischen Plagen über Südrußland gekommen wären. Kann ist die eine vorbei, da kommt schon eine andere. Krieg, Bürgerkrieg, ja den Hunger hat der deutsche Bauer überwunden, und nun, wo endlich die Wirtschaft wieder anfängt, langsam aufzublühen, tritt diese neue Plage in der Gestalt von Mäusen und Insekten auf und droht wieder einmal die Mühen des Bauern zunichte zu machen. Viele Kolonisten schauen mutlos in die Zukunft, denn es steigt wirklich ins Unglaubliche, wie schwer diese neue Geißel auf dem Lande lastet.

Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Größe der Plage machen, wenn ich teils selbst vorgenommene, teils von den Ortsbehörden bewerkstelligte Beobachtungen anführe. Es kommen ungefähr 16 bis 25 Mäuselöcher auf einen Quadratfaden. Man kann annehmen, daß je drei Löcher von einer Mausfamilie bewohnt werden, die durchschnittlich 5 Mäuse zählt. Also kommen auf einen Quadratfaden 30 bis 40 Mäuse. Diese verzehren am Tage wiederum bis zwei Pfund Getreide. In zwei Monaten macht dieses drei Pud. Also wird ungefähr die Hälfte des Getreides von diesen Schädlingen zugrundegerichtet.

Unter den abgefahrenen Fruchthäufchen auf dem Felde kann man bis 1½ Körbe Aehren sammeln, die von den Mäusen ausgedroschen wurden.

Die Aussaat des deutschen Bauern ist immer noch gering. Im prozentualen Verhältnis zur Vorkriegszeit sind es ungefähr 33 bis 37 Prozent. Die Ernte bewegte sich immer um den Durchschnitt herum und war schon eine Reihe von Jahren ganz schlecht, und davon geht nun die Hälfte zugrunde!

Man ist mit allen Kräften bestrebt, diesen Uebel zu beseitigen. Es sind auch schon Schritte von der Regierung unternommen. Die von ihr aufgewandten Mittel sind jedoch zu gering. Schon im Frühling dieses Jahres war jeder Bauer verpflichtet, eine gewisse Anzahl von getöteten Steppenmäusen zu stellen, was denn auch durchgeführt wurde.

Außer den Feldmäusen mehren sich von Jahr zu Jahr auch die Heuschrecken. Im vergangenen Sommer waren ihrer so viele, daß man zu ihrer Vertilgung zu den äußersten Mitteln greifen mußte. Es ist leicht erklärlich, weshalb die Heuschrecken in so zunehmender Anzahl auftreten. Früher war das nicht so leicht möglich. Im Herbst wurden die Felder immer umgepflügt, und die in den Boden gelegten Eier der Heuschrecken gingen, den Winterfrösten ausgesetzt, zugrunde. Doch jetzt, wo beinahe die Hälfte des Landes schon vier Jahre brachliegt, steht dem üppigen Gedeihen des Ungeziefers, insbesondere der Heuschrecken, nichts im Wege. Also wäre der beste Vertilgungskrieg die völlige Bearbeitung des Landes. Doch das geht einstweilen noch über die Kraft des Bauern. Er muß nach wirksamen Bekämpfungsmitteln suchen.

Etwas über die Landfrage an der Molotschna.

In der Wirtschaft unserer Molotschna-Kolonien sind, seit die Sowjetregierung im Süden ist, große Veränderungen eingetreten. Zum Unterschiede von den umliegenden Russendörfern, welche das Land nach Seelenzahl besaßen, hatten die Deutschen ihren Einzelbesitz nach Höfen. Die Vollbauern, die in der Mehrzahl waren, hatten jeder zu 60 Deßjatinen Land. Die Halbbauern zu 30 Deßjatinen und die sogenannten Freibauern zu je 12 Deßjatinen. Die Bearbeitungsweise ist und war das Vielfelderfystem, während in den Russendörfern noch an vielen Stellen heute das Dreifelderfystem floriert. Dank dem größeren Landquantum und der guten Bearbeitung schwang sich die deutsche Bauernschaft in die Höhe und wurde wohlhabend. So ist es auch erklärlich, warum die Deutschen so wenig revolutionär sind und sie hart vom Nationalhaß und Neid der umliegenden Russendörfer betroffen wurden.

Dank der Umteilung des ganzen Landes haben die deutschen Gebiete bei Prischib, Halbstadt, Gnedenfeld und Eigenfeld mehr als die Hälfte ihres früheren Landes verloren. Nehmen wir z. B. das Prischiber Gebiet. Es hatte zur Zarenzeit 65 000 Deßjatinen Land. Heute sind 36 000 davon den an Land armen Russendörfern übergeben worden oder werden zur Neubesiedelung verwendet. So sind im Prischiber Gebiet schon eine Reihe neuer Dörfer mit 40 bis 500 Höfen entstanden, z. B.: Ljubinowka, Ischerwonoje, Kochanoje. Meistenteils sind es Auswanderer aus den umliegenden Russendörfern, wie Gr.-Tokmat, Michailowka usw. Hier ist zwar das Land noch nach Seelenzahl eingeteilt, doch hat sich die Landmenge eines Hofes vergrößert; außerdem herrscht fast überall schon das Vielfelderfystem. Dadurch hat sich ihre Wirtschaft schon bedeutend gehoben.

Den Deutschen wurde das Land, laut einem besonderen Erlaß der Ukraine, nach Kulturwirtschaften eingeteilt, welche jede 16 Deßjatinen enthält. Doch wurde auch hier die Seelenzahl in Betracht gezogen. Hatte eine Familie mehr als 6 Mitglieder, so wurde sie mit zwei Kulturwirtschaften bedacht. Die ukrainische Regierung hatte in Betracht gezogen, daß die Deutschen bis jetzt in der Feldbearbeitung an der Spitze marschierten und daß ihre Kulturwirtschaften auch jetzt den umliegenden Russenwirtschaften als Muster dienen könnten. Doch kann man leider von einer wirklichen Kulturwirtschaft noch nicht sprechen.

Der Pferdebestand war früher ungefähr 18 bis 20 000 Arbeitspferde. Außerdem gab es auf fast jede dritte oder vierte Wirtschaft einen Motor, die heute, infolge des Hungers, fast sämtlich verkauft sind. Auf die heutige Landmenge kommen ungefähr 500 bis 700 Pferde, so daß sich der Pferdebestand ungefähr 25 mal verringert hat. Aus diesem Grunde ist die Mehrzahl der Bauern heute nicht imstande, das ihnen zugeteilte Land zu beackern, deshalb ist auch an musterhafte Bearbeitung nicht zu denken.

Im Frühling 1922 wurde das jedem Dorfe zugeteilte Land neu eingeteilt. Darauf wurde es jedem Dorfe anheimgestellt, sich das Land nach Gewannen und Stücken einzuteilen. Viele Wirtschaften, die nach Seelenzahl zwei Kulturwirtschaften bekommen hatten und nicht imstande waren, ihr Land zu bearbeiten, sagten sich von ihrem überschüssigen Teil los. Dieses Land ging dann in den Dorffonds über. Die Steuer auf dieses Land muß von der ganzen Gemeinde bezahlt werden. Die Dorffonds werden zu gemeinnützigen Zwecken benutzt. Die Fondsländer werden zum Unterhalte der Schule, des Dorfsowjets, zur Deckung der Versicherungsprämien, der Aufwendungen für gegenseitige Hilfe usw. besät.

Ein Geschenk

Mit dieser Nummer gelangt ein „Wolgadeutscher Monatskalender" für 1924 als Geschenk der Redaktion zur Versendung.

Unsere Vertreter

Bestellungen auf unsere Zeitung nehmen unsere Vertreter an folgenden Orten entgegen:

In Argentinien

Buenos Aires:
Generalvertreter des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und der „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V." Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

Winifreda und Umgebung:
Adar Schneider, Est. Winifreda, F. C. O.

Galarza und Umgebung:
Friedrich Besel, Est. Galarza, F. C. E. A.

Coronel Suarez und Umgebung:
David Grünewald, Coronel Suarez, Col. 2, F. C. S.

Alpachiri und Umgebung:
Adam Haberkorn und Heinrich Dbholz, Est. Alpachiri, F. C. P.

Lazo und Umgebung:
Peter Uhrig, Est. Lazo, „La Peregrina", Col. San Carlos, F. C. E. A.

Quadrache und Umgebung:
Juan Begler, Est. Quadrache, F. C. P.

Unanue und Umgebung:
Jakob Schwab, Est. Unanue, Col. Santa Maria, F. C. P.

In Kanada

Vibant und Umgebung:
Gottfried Reich, Vibant, Sask.

In den Verein. Staaten von N.-A.

Fresno, Cal.
Geschäftsführer des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und Vertreter des „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V." Friedrich Pfer, Fresno, Cal., bei Prof. Kinzl.

Roßlau in Anhalt als Sammelpunkt „russischer Kolonisten" 1765 und 1766

Von Lehrer Max Wolff, Roßlau.

Wie die Vorfahren der Wolgadeutschen aus Deutschland an die Wolga auswanderten. — Warum wurde Roßlau zu einem Sammelpunkt der Auswandernden? — Herkunft und soziale Lage der über Roßlau ausgewanderten künftigen Wolgadeutschen. — Ihre Unterkunft in Roßlau. — Namenlisten von Auswanderern: a) aus dem Taufregister; b) aus dem Trauregister; c) aus dem Sterberegister. — Schon auf Deutschlands Boden Sorge, Verachtung und Mühsal.

Wen fesselt nicht die Geschichte seines Stammes und seiner Familie? Wer hebt nicht gern den dunklen Schleier über der Vergangenheit?

Die Geschichte ist der große Lehrmeister unseres Lebens. Sie zeigt uns, in welchen Verhältnissen unsere Vorfahren gelebt haben, dank welcher Verhältnisse aus ihnen gerade dieses und nicht jenes geworden ist, welches die Ursache der heutigen sozialen Lage, des kulturellen Standes, des Volkscharakters sind. Sie zeigt uns auch das Gute und Böse dieser Verhältnisse, das Können und Nichtkönnen der Vorfahren, zeigt uns, was wir nachahmen und was wir verwerfen und nicht wiederholen sollen.

Soviel uns auch über unsere Geschichte bekannt ist, es liegt doch noch ein schwerer Nebel über ihr. So ist eine der am heißesten umstrittenen Fragen die, wer unsere Vorfahren waren. Reich oder arm, brauchbares oder unbrauchbares Element? Immer mehr kommen wir zu dem Schluß, daß unsere Vorfahren, die 1764 bis 1770 die deutschen Gaue verlassen haben, zwar arme, aber durchaus brauchbare Männer und Frauen, wenn auch zum großen Teil nicht Ackersleute waren, um die Katharina II. warb.

Da uns Roßlau in Anhalt als Sammelpunkt von deutschen Auswanderern an die Wolga bekannt war und wir aus Katharinas II. Manifest auch etwas von einem „Schwarzen Bären" daselbst wußten, da wir auch gelesen hatten, daß sich junge Weibsleut zur „Verheurathung" mit ledigen Auswanderern melden sollten, baten wir den vorzüglichsten Kenner der Geschichte des anhaltinischen Städtchens Roßlau in Deutschland, den Lehrer Herrn Max Wolff, um die Bearbeitung des Archivmaterials in Roßlau auf verschiedene uns interessierende Fragen hin. Herr Wolff hat sich hierzu liebenswürdigst bereit erklärt und nicht die Mühe gescheut, in alten, verstaubten Büchern über jene Auswanderer nachzulesen, die unsere Vorfahren wurden. Herr Wolff hat hiermit einen ungewöhnlich wichtigen Beitrag zur Geschichte des Wolgadeutschtums geliefert, und wir danken ihm auch an dieser Stelle herzlichst. Weitere Beiträge (eine Schilderung Roßlaus zurzeit der Kolonistenzüge und des „Schwarzen Bären") stehen in Aussicht.

Besonders vermerken möchten wir hinsichtlich der Namenlisten, daß sie eine Reihe von Namen enthalten, die den Wolgadeutschen unbekannt sind. Wo sind ihre Träger verblieben? Und dann noch eins aus dem langen Trauregister ist zu ersehen, daß der Aufruf Katharinas zur „Verheurathung" manchen Ledigen genützt hat.

Die Schriftleitung.

* * *

Im Jahre 1761 bestieg Peter III., ein Neffe seiner Vorgängerin, der Kaiserin Elisabeth, den russischen Thron. Seine Gemahlin war die kluge, weitblickende, aber ruhmsüchtige spätere Kaiserin Katharina II., eine Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst. Schon im selbigen Jahre, am 9. Juli, wußte sie mit Hilfe von Verschworenen, von denen die hervorragendsten die Fürstin Daschkow und die Gebrüder Orloff waren, ihren unfähigen, dem Soldatenspiele, den Weibern und dem Trunk stark ergebenen Gemahl zu beseitigen. Das unrühmliche Ende Peters — er wurde in der Gefangenschaft, etwa 8 Tage nach seiner Absetzung, vom Grafen Alexis Orloff und anderen Mitthätern erdrosselt — kam der jungen Selbstherrscherin aller Reußen sehr gelegen.

Nachdem Katharina durch Umsicht und Geistesgegenwart in den schwierigsten Situationen gezeigt, daß sie der ersten Stelle im Reiche, nach der sie so sehr gestrebt, gewachsen sei, nachdem sie auch einige kleinere Revolten kurzer Hand glücklich niedergeschlagen, wandte sie sich der so bitter nötigen inneren Kolonisation ihres gewaltigen Reiches zu.

Schon im ersten Jahre ihrer Regierung, am 4. Oktober 1762, erließ Katharina einen diesbezüglichen Ukas, dessen Eingangsworte lauten: „Da in Rußland viele öde, unbevölkerte Landstriche sind, und viele Ausländer (der Ukas war in allen Sprachen veröffentlicht. D. V.) um Erlaubnis bitten, sich in diesen Gegenden anzusiedeln, so sind den Kolonisten eine große Menge von Vorteilen zu gewähren" usw.

Betrachtet man die damaligen Zeitläufte, so muß man sich zunächst erinnern, daß der Siebenjährige Krieg kaum beendigt war. In wieviel Not, Sorgen und Schulden waren die armen Bewohner der davon betroffenen Länder gekommen! Allein dem kleinen Ländchen Anhalt-Zerbst wurde schon 1758 durch den preußischen General-Leutnant Grafen Dohna und den General-Major von Wedell eine furchtbar hohe Kontribution auferlegt, die von vielen Grundeigentümern um das Jahr 1800 noch nicht getilgt war. Nach Wäschke, Anhalt-Geschichte, lieferte Anhalt-Köthen 1680 Pferde, 50 436 Zentner Heu, 7487 Schock Stroh, 2000 Wispel (à 24 Scheffel) Roggen, 16 363 Zentner Mehl, 4000 Wispel Gerste, 7300 Wispel Hafer, 300 Stückknechte, 500 Rekruten, 350 Schanzarbeiter und 2100 Holzhauer, wozu noch die Stellung von vielen Hunderten Transportwagen und viele Truppendurchmärsche kamen.

Kläglich berichten die damaligen Missive (Rundschreiben an die Pfarrer. D. V.) von der steigenden Not. Der Zerbster Superintendent D. Johann Daniel Klinge schreibt u. a. am 29. Dezember 1759: „Nur wenige Landprädiger gewinnen kaum für ihre Pferde, Schafe und Hornvieh das benöthigte Heu; die Meisten müssen des überaus gesteigerten Preises ungeachtet, Heu unumgänglich kaufen... Meine Amtsbrüder auf dem Lande sind in die klläglichsten Umstände geraten. Sie haben fast gar keine Besoldung an Gelde, und ihr und ihrer Familie und ihres Gesindes Unterhalt muß vornehmlich von dem Einkommen des Ackerbaues kommen... Die Kantoren und Schulmeister anlangend, bezeuge ich vor Gott, daß kaum der vierthe theil denselben zu reichendes Brotkorn jährlich einnehmen, die übrigen oft mehr als die helfte kaufen müssen. Das Schulgeld wird nur drey Vierthel Jahre gezahlet und beträget gemeiniglich nicht viel, wird auch nicht selten geborget und nicht bezahlet, obgleich der angerufene weltliche Richter es befiehlet usw."

Diese hier an einigen Beispielen geschilderten Verhältnisse in Deutschland waren natürlich in Rußland wohl bekannt. Die russische Diplomatie im Auslande, namentlich in Deutschland, bot nun alles auf, um die Lust zur Einwanderung in Rußland zu steigern.

Besonders entwickelte der kaiserliche russische Gesandte in Regensburg, dem Sitze des deutschen Reichstags, eine umfassende Tätigkeit. Dank seiner Stellung war es ihm hier leicht möglich, die Abgesandten der deutschen Länder zu bearbeiten und für die Pläne Katharinas zu gewinnen. Bald gelang es ihm, die Zustimmung der deutschen Fürsten dazu zu erreichen, daß überall in Deutschland Sammelplätze für russische Kolonisten eingerichtet werden sollten. Gefordert wurde nur die Gewährung von Obdach am Sammelplatze, sowie die notwendigsten Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände gegen Bezahlung.

Auch in den anhaltischen Fürstentümern schuf man einen solchen Sammelplatz. Eigentlich sollte dieser (nach dem Berichte des anhalt. Gesandten von Pfau in Regensburg. D. V.) in dem Städtchen Coswig an der Elbe eingerichtet werden. Es plant war nämlich, die Auswanderer zu Schiff nach Hamburg und dann nach Lübeck zu bringen. Russische Schiffe sollten von hier die Auswanderer nach St. Petersburg überführen.

Aber dem Zerbster Fürsten Friedrich August, er war der Bruder der russischen Kaiserin Katharina und ein sonderbarer Kauz, war Coswig nicht genehm, und er befahl, daß sein Städtlein Roßlau, etwa 15 Kilometer weiter stromab an der schiffbaren Elbe gelegen, als Sammelplatz dienen solle, denn es erscheine ihm zu diesem Zwecke „bequemer".

Auf angegebene Weise ist also auch Roßlau ein Sammelpunkt der russischen Kolonisten geworden. „Aber der Capitain der russischen Colonie", wie das alte Roßlauer Kirchenbuch berichtet, wohnte in Coswig, wie wir bestimmt vom Jahre 1766 wissen.

Welchen Erfolg der eingangs erwähnte Aufruf Katharinas hatte, beweist der vom 2. Mai 1765 datierte Bericht des anhaltischen Gesandten aus Regensburg: „Wie ich vernehme, so sind wirklich 300 Seelen schon hier vorhanden, welche nach Coswick transportiert werden sollen, um daselbst nach Lübeck eingeschifft zu werden". Der Führer der Kolonisten, Florentin mit Namen, langte im Mai 1765 in Roßlau an und sorgte für die weitere Ueberführung seiner Schutzbefohlenen.

Ein zweiter Zug, von etwa 100 Köpfen, kam am 1. Juni 1765 nach Roßlau, und nun folgten in gewissen Abständen, bis zum August 1766, noch mehrere Züge. So schreibt von Pfau aus Regensburg am 13. Juni 1765: „Daß gestern abermahlen ein transport Russisch Kaiserlicher Kolonisten, in 150 Köpfen bestehend, von hier nach Roßlau abgegangen". Und für den 15. März 1766 meldet J. G. von Kotzer, Kapitän bei der russischen Kolonie Katharinenlehn, einen neuen Transport an.

Diese Transporte bereiteten der Regierung des Zerbster Ländchens manche Arbeit und viele Schwierigkeiten. Am liebsten hätte man sich um alles gedrückt. Aber da die Kaiserin Katharina die Schwester des regierenden Fürsten war — derselbe lebte damals wegen vorgefallener Streitigkeiten mit Friedrich dem Großen in Basel — so hatte man doch gewisse Rücksichten zu nehmen. **Die Verpflegung für die Kolonisten war bei den bösen Zeiten nur schwer herbeizuschaffen,** noch weniger ein Vorschuß von 500 Louisdor, welchen der russische Vertreter beim Niedersächsischen Kreise, A. Mussin-Puschtin, beanspruchte. **Endlich machte sich auch ein gewisser Widerwille der Roßlauer Einwohner gegen die armen Kolonisten bemerkbar.**

Der damals „regierende" Bürgermeister des Städtleins Roßlau, Johann Christian Völke, macht in einem Schreiben vom 18. März 1766 die Regierung darauf aufmerksam, daß die Stadt wegen der kaiserlichen Werbung monatlich ein Servis von 12 bis 14 Thalern an die Rekruten und Kommandierten zu zahlen habe, wozu noch das Quartier komme. — Daß nun dazu noch die Kolonisten kämen, die auch Quartier haben sollten, **übersteige die finanziellen Kräfte der Roßlauer Hauswirte. Bleie derselben würden durch die große Anzahl der Einquartierten fast gar nicht mehr in der Lage, ihrer eigenen Hantierung nachzugehen. Auch sei durch Unvorsichtigkeit der Kolonisten der Ausbruch einer Feuersbrunst zu befürchten.**

Da die russischen Gelder eine Zeitlang ausblieben, auch harter Frost die Schiffahrt auf der Elbe hinderte, mußten die Kolonisten länger, als ihnen lieb war, in Roßlau verweilen. **Ueberaus traurige Art waren die Zustände, unter denen diese Armen leben mußten;** auch verharrte die Roßlauer Einwohnerschaft weiter bei ihrer Abneigung. Der damalige Führer der Kolonie, von Köher, schreibt am 13. März 1766: „Die Leute können doch nicht auf der Straße liegen; ich verlange ja nur ein Dach und das nötige Lagerstroh, und daß Brot, Fleisch, Bier und Branntwein zum Verkauf bereit gehalten werden". Die große Not der armen Kolonisten erhellt aus den Worten des Bürgermeisters Völke, **daß die Armen aus Mangel an Geld vor den Türen der Einwohner um Brot, Holz und Stroh betteten.**

Die später ankommenden Züge scheinen keine Bürgerquartiere mehr bezogen zu haben. Man benutzte wohl etwa vom April 1766 ab den **Gasthof zum „Schwarzen Bären" als Massenquartier.** Dies geht nicht nur aus dem folgenden russischen Schreiben, als auch daraus hervor, daß die Ehefrau des Bäckers Hoffmann eine Patenstelle bei der Taufe eines Kolonistentöchterleins übernahm.

Der erwähnte Passus lautet: „Wenn noch unbekannt, daß Ihro Russisch Kaiserliche Majestät Leute, so nehmlich Profession oder Ackerwerk verstehen, annehmen lassen; So wird dieses hiermit bekannt gemacht: Zu Roßlau bey Dessau im Schwarzen Bären werden sie Verpflegung erhalten, auch wird vor alles bestens gesorget werden. Nehmlich der Gastwirth Hoffmann bezahlet jedem Mann täglich vier Groschen sechs Pfennige, dabey frey Quartier und Transport, ingleichen werden **ledige Frauenspersonen zur Verheurathung verlangt und angenommen,** es muß sich aber ein jedes bald möglichst daselbst einfinden, weil der Commissarius binnen 4 Wochen nach Sankt Petersburg abgehet. Geschrieben den 12. April 1766." — Der genannte Kommissar oder „Capitain der Colonie" hieß Ferdinand August von Uechtritz.

Im ganzen scheinen elf Züge von russischen Kolonisten sich in Roßlaus Mauern gesammelt zu haben, wenigstens lassen die Eintragungen im ehrwürdigen alten Roßlauer Kirchenbuche dies als sehr wahrscheinlich annehmen.

Eine große Anzahl der hier in Roßlau zusammengeströmten Männlein und Weiblein als zukünftige russische Kolonisten war **ledigen Standes.** Sie befolgten den freundlichen Rat der russischen Regierung und ließen sich in der Roßlauer Kirche trauen oder „copulieren". Ubrigens sind auch Taufen und Sterbefälle von deutschen Kolonisten im Kirchenbuche eingetragen. Geheimrat Wäschke in Zerbst, der sich vor längeren Jahren mit den russischen Kolonistenzügen beschäftigte, und dessen Aufsuhrungen hier bei dieser Arbeit mit Verwendung fanden, schätzt die **Anzahl der durch Roßlau abgewanderten russischen Kolonisten auf 3440.** Doch fehlen dafür die genauen Beweise.

Dem letzten Zerbster Fürsten waren diese Kolonistenzüge durchaus nicht angenehm, und er **suchte mit allen Kräften zu verhindern, daß Landeskinder sich den Abwanderern anschlossen.** Auf seinen Befehl verfügte deshalb die Landesregierung am 8. Oktober 1765: „Ihr wollet dahin sehen, daß bey Gelegenheit, da die teutsche Emigranten, die nach Rußland gehen, ihrer Sammelungspunkt zu Roßlau haben, keine Leute aus unserem Lande wegzugehen verleitet werden".

So wurde u. a. 2 Zerbstern, Johann Michael Bartel und Johann Bartel, die mit auswandern wollten, dies abgeschlagen mit dem Bemerken: **„Da diese Leute noch bey guten Jahren und Kräften sind und gut arbeiten können, sind solche nicht wohrscheinlich anzusehen". (Steuerzahler ließ man nicht gerne gehen. D. V.)** Doch von 4 Roßlauer Mädchen ersehen wir aus dem alten Kirchenbuche, daß sie russischen Kolonisten Herz und Hand schenkten und mit ihnen auf fremder Erde einen eigenen Herd gründeten. Möchten unsere vier braven Mädel das erträumte Glück — zwar bei harter Arbeit und vielen Entbehrungen — gefunden haben!

Scheinbar sind uns über diese Kolonistenzüge keine Dokumente aus der damaligen Zeit, wie Hinweise in den Roßlauer Ratsrechnungen usw. übertommen. Nur allein das Roßlauer Kirchenbuch als einzige Urkunde bringt in einer dem Unkundigen völlig unverständlichen Form mancherlei Zeugnisse für die Auswanderung der genannten Kolonisten. So ist es noch heute möglich, mit Hilfe des alten Kirchenbuches **eine ganze Anzahl der Namen damaliger Auswanderer festzulegen,** deren nunmehrige Veröffentlichung einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Wolgadeutschtums liefern wird. Außerdem werden diese Namen für die Nachkommen der ausgewanderten Geschlechter ein erhöhtes persönliches Interesse für ihre Familiengeschichte erwecken.

Ich habe nun, auf Einladung der Schriftleitung des „Wolgadeutschen", aus dem betreffenden Roßlauer Kirchenbuche, unter Berücksichtigung der zeitgenössischen Verhältnisse, wie sie sich der modernen Geschichtsforschung darbieten, die geeigneten Auszüge selbst gemacht. Es sei noch darauf hingewiesen, daß man meines Erachtens aus den angegebenen Daten die einzelnen Züge nebst ihrem Aufenthalt im Sammelplatz Roßlau ziemlich genau erkennen kann. **Bedauerlich ist es aber, daß der damalige Kirchenbuchführer die Heimat der Kolonisten nicht angegeben hat.** Ich glaube den Grund zu kennen. Die wenigsten Kolonisten werden kaum in der Lage gewesen sein, die geistlichen Gebühren für die betreffenden kirchlichen Handlungen zu erschwingen. Richtete sich doch meist die Wertschätzung einer Persönlichkeit durch den Kirchenbuchführer nach der Höhe seines „Opfers". Denn nicht selten erscheint als Nachsatz bei der Eintragung einer kirchlichen Handlung der vielsagende Ausdruck: **„Es gab keiner nichts".** Doch darf auch nicht vergessen werden, daß die **Einkünfte der damaligen Kirchenbeamten sehr gering waren.**

Aus dem Trauregister.

Nachstehende Personen sind mit Genehmhaltung eines Hochfürstl. Hochlöblichen Consistorii von den nach Rußland gezogenen Kolonisten in diesem Jahre getrauet worden, nehmlich 1765, den 28. May.

Anton Windhold mit Rosina Gerber — Martin Vogel mit Sabina Fick — Gottfried Adam Stecher mit Maria Anna Hoch — Johann Kaspar Probst mit Anna Margarethe Seybold — Johann Gage mit Barbara Hech — Petrus Köllermeier mit Maria Magdalena Fich — Johannes Suttner mit Dorothea Geigler — Anton Aue mit Magdalena Schönberger — Nicolaus Kleyn mit Catharina Rupp — Jacob Wenrich mit Hannata Mäßuß — Johann Stertzer mit Dorothea Inhoff — Peter Schönberger mit Catharina Lick — Andreas Leißel mit Johanna Demel — Kaßper Bibus mit Anna Maria Meister — Adam Zahn mit Carolina Schreyner — Christoph Wilhelm Schuller mit Catharina Wertzisch — Anton Kaßner mit Barbara Lober — Christian Puß mit Cath. Barb. Baumhemel — Heinrich Wilhelm Geter mit Anna Maria Leber — Franz Peter Bungart mit Anna Maria Müller — Friedrich Jäckel mit Maria Margarete Bulff — Jacob Meyer mit Barbara Hoch — Adam Braun mit Klara Schaub — Jacob Killmeyer mit Maria Christina Pfister — Johann Brenner mit Anna Maria Mattiß — Johann David Appel mit Maria Eva Weber — Johann Adam Huttzer mit Anna Brinhin — Johann Graff mit Anna Maria Offermeier — Johann Gottlieb Gonken mit Maria Antonia Henne.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rußland

Die Ergebnisse der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Moskau werden von der Sowjetpresse dahin zusammengefaßt, daß die sog. Smytschka, der Zusammenschluß zwischen Arbeitern und Bauern erreicht worden sei. Die beiden voneinander so verschiedenen Schichten verständen sich nunmehr ganz und gar, sie sähen sich nun nicht mehr als Feinde an, sondern wüßten vielmehr, daß sie nur zusammen den Sowjetstaat aufrechterhalten können. Ueber die Ausstellung liegen in Deutschland die allerverschiedensten Beurteilungen vor, angefangen mit mitleidigem Achselzucken und endigend mit begeisterten Schilderungen. Für das Ausland hat die Ausstellung nur insoferh Interesse gehabt, als man an ihr erkennen wollte, wieweit Sowjetrußland künftig von wirtschaftlicher Bedeutung für den Weltmarkt zu werden beabsichtigt und werden kann. Die Quintessenz der abfälligen sowie begeisterten Urteile des Auslands ergibt das mittlere und gewiß verläßliche Urteil, daß die Ausstellung mehr als Bild, nicht als Wirtschaftsfaktor, mehr als Parade, nicht als schon vorhandene Leistungsfähigkeit zu bewerten ist. In einem fließen die meisten Urteile zusammen: Sowjetrußland hat den Marsch auf dem Weg der wirtschaftlichen Wiedergeburt entschlossen begonnen und kann hier und da schon kleine Erfolge aufweisen, obwohl der Staat vom Volk noch immer getrennt marschiert.

Wieviel kosten Eisenbahnfahrten? Die Preise bewegen sich heute auf ungefähr der gleichen Höhe wie vor dem Krieg. Eine Änderung im Wagenbestand ist durch die Abschaffung der Wagen 1. und 4. Klasse eingetreten. In Goldrubeln berechnet kosten Karten 3. Klasse von Moskau bis Kiew 8,13, bis Odessa 10,44, bis Tiflis 18,42, bis Irkutsk 31,02, bis Sewastopol 11,70, bis Saratow za. 7 Abl. In den Preis sind die Platzkarten nicht miteingerechnet. Die Preise in der 2. Klasse betragen das Doppelte.

Auf dem Tabakmarkt herrscht zurzeit vollständige Geschäftstille, trotz Herabsetzung der Preise um 30—40 Proz. Eine Zigarette kostet heute 1½—2 Kopeken. Das sind ¾—1 Cent, 3 bis 4 Pfennige oder 2—3 arg. Centavos.

Fortdauer der Auslandshilfe in den russischen Hungergebieten. Beim Zentralen Vollzugskomitee des Bundes der Sowjetrepubliken in Moskau ist eine Kommission für die Auslandshilfe in den russischen Hungergebieten gegründet worden. Unter den jetzt in Rußland noch tätigen Hilfsorganisationen ist die jüdische ausländische „Joint" die größte, die vornehmlich in der Ukraine und in der Krim tätig ist. Sie dehnt ihre Arbeit aus und erweitert auch ihren Arbeitsrahmen. Zurzeit verhandelt sie mit den russischen Behörden wegen einer größeren Konzession in der Krim, zu deren Finanzierung 5 Millionen Dollar zur Verfügung stehen. Auf dem Gebiet des Wiederaufbaues der Landwirtschaft betätigen sich auch Lutheraner, Mennoniten, Baptisten und Katholiken, von denen die Mission der letzteren ein Kapital von 900 000 Dollar besitzt. Zur Hilfeleistung im wirtschaftlichen Sinne hat sich eine weitere jüdische Organisation angemeldet. Die Nansen-Hilfe hat 1200 Deßjatinen in Pacht genommen zur Errichtung einer Muster-Viehzucht. Bisher hat sie 53 Traktoren nach Rußland eingeführt. Die Tätigkeit der Organisationen der amerikanischen und englischen Quäker, denen sich u. a. auch eine wolgadeutsche nordamerikanische Hilfsorganisation anzuschließen beabsichtigt, beschränkt sich vorläufig auf das Gouv. Samara und trägt den Charakter einer landwirtschaftlichen Hilfe. In Petersburg arbeiten die amerikanischen Methodisten, wo sie ein medizinisches Institut und verschiedene Schulen einrichten. Von europäischen und amerikanischen Studentenvereinen werden in verschiedenen russischen Städten 17 500 Studenten mit Geld, Kleidung, Nahrung und Lehrmitteln versorgt.

Die Kurse für ausländische Valuta und Tscherwonezbanknoten weisen im Oktober eine Steigerung auf und zwar ist der Dollar um 72 Prozent, der Tscherwonez um 70 Prozent und das englische Pfund um 66 Prozent gestiegen. Die amtlichen Kurse stellten sich in Sowjetrubeln der Ausgabe 1923 (1 Sowjetrubel 1923 ist gleich 1 Million alter Sowjetrubel) wie folgt:

	1. Okt.	31. Okt.	7. Nov.
1 Pfund Sterling	3 850	6 400	7 125
Dollar	842	1 450	1 570
Tscherwonez	4 100	7 000	7 650

Ein neues Allrussisches Kirchenkonzil. Demnächst wird in Moskau abermals ein allrussisches Kirchenkonzil stattfinden, bei welchem sowohl die altkirchliche Richtung, deren Haupt bekanntlich der Patriarch Tichon ist, vertreten sein wird, als auch die dem Sowjetregime sich anpassende „Lebendige Kirche", innerhalb welcher der Erzbischof Wedenski den größten Einfluß besitzt. Die Hauptaufgabe des Konzils wird in dem Versuch zur Einigung der beiden Richtungen bestehen. Sollte die Einigung gelingen, so wäre sie als ein Sieg der Anhänger der konservativen Richtung zu werten. Aeußerlich hat freilich die Tichon-Kirche nachgegeben, sich z. B. in die Trennung von Staat und Kirche gefunden und auch den neuen (gregorianischen) Kalender trotz kanonischer Bedenken endlich angenommen.

. . . **Die geheimen Aufzeichnungen eines zarischen Publizisten.** In Moskau sind die Geheim-Tagebücher Suworins, des Begründers und langjährigen Herausgebers der deutschfeindlichen Petersburger „Nowoje Wremja" erschienen, die er bis zu seinem Tode insgeheim geführt hat. Suworin, der in seinem einflußreichen Blatt stets als Bundesgenosse der Zarenregierung Politik trieb und als Feind aller zeitgemäßen Reformen in liberalen Kreisen verhaßt war, zeigt in seinen Aufzeichnungen ein anderes Gesicht: der treuherzige Zarendiener von altrussischer Art ergeht sich hier in den gehässigsten und bittersten Betrachtungen über den zarischen Absolutismus und zahllose Beispiele der Bestechlichkeit und Sittenlosigkeit im Zarenhause und in den Kreisen des Hofes und der höchsten Beamten. Es sei hierbei daran erinnert, daß Suworin durch Jahrzehnte die öffentliche Meinung gegen Deutschland und alles Deutsche eingenommen wußte und daß die Kriegsstimmung in Rußland 1914 nicht zum wenigsten von ihm vorbereitet war.

Aus Natur und Geschichte

Ueber den Wert der Geschichte. Jedes Geschehen hat seine Ursache, im Leben der Natur wie im Dasein jedes Einzelnen und der Völker. Ein Sandkorn am Meeresstrand könnte nicht anders liegen als es liegt, ohne daß seit Urbeginn der Welt die Dinge sich anders gestaltet hätten — ein Mensch könnte nicht in anderen Umständen, mit anderen Zielen und Handlungen leben, ohne daß die Geschichte der Menschheit seit Anbeginn einen anderen Verlauf nehmen müßte.

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden. (Goethe.)

Nur eins vermag uns von der Herrschaft des Geschickes zu befreien — das Wissen. Die Erkenntnis der Ursachen gibt uns die Möglichkeit, Wirkungen derselben oder ähnliche Ursachen vorauszusehen, schädlichen Wirkungen vorzubeugen, nützliche hervorzurufen. Wissen ist Macht; Erfahrung gibt Wissen; Erfahrung gewinnt der Mensch nur durch Beobachtung und Versuch. Geschichte ist die Sammlung der Beobachtungen und Versuche der Menschheit. Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes, ist darum eine Quelle der Erfahrung, des Wissens und der Macht des Menschen. Ohne ihre Kenntnis taumeln wir aus einer dunklen Vergangenheit durch lichtlose Gegenwart in finstere Zukunft. Geschichte ist die große Sonne — sie zeigt unseren Ursprung, beleuchtet den Ort unseres Befindens und leuchtet über dem Ziel unserer irdischen Wanderung. Sie läßt uns die Gefahren erkennen, die uns umlauern, die Fehler, die wir vermeiden sollen, die Handlungen, die uns zum selbstgewählten Ziele führen.

Neben diesen wissenschaftlichen hat die Geschichte künstlerische und nicht zuletzt religiöse Werte. Sagen, Märchen, Volkslieder, Werke der bildenden Kunst und allen voran die Bibel sind Früchte und Bestandteile der Geschichte. Sie ist wie ein breiter Kanal, der uns mit der Jahrtausende alten Vergangenheit der Menschheit verbindet. Durch ihn strömt die unermeßliche Flut von Gedanken und Werken, Freuden und Leiden, Erkenntnissen und Irrtümern unserer Vorfahren und erfüllt uns mit Ehrfurcht und Liebe zu ihnen.

Die Geschichte läßt die Toten auferstehen und stellt uns in den gewaltigen Strom des Weltgeschehens. Sie gibt uns den Glauben an die ewige Macht des Geistes und den endlichen Sieg des Guten. Adolf Ehrt.

Anmerkung der Red. Die Geschichte des Wolgadeutschtums lernt man am besten aus dem vorzüglichen Werk des 1921 tragisch umgekommenen Paters Veratz kennen, das sich „Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga" betitelt und soeben in neuer Auflage erschienen ist. Es ist durch uns zu beziehen und kostet: 4 Goldmark, 3 Pesos oder 1 Dollar.

Lenins Fahrt durch Deutschland im April 1917. Vor wenigen Jahren noch ein unbekannter russischer Emigrant, einer der unzähligen revolutionären Verbannten Rußlands, in einem kleinen Häuschen abgeschieden von der Welt und den Menschen in der Schweiz lebend — jetzt der, wenn auch kranke, Herrscher eines der mächtigsten Reiche der Welt. Fürwahr ein beispielloser gewaltiger Aufstieg!

Im Jahre 1870 in einem kleinen Nest bei Kasan als Sohn des dortigen Volksschulleiters geboren, als Rechtsstudent von seinem Bruder, dem letzten Terroristen Rußlands, mit Marxens Ideen bekanntgemacht, erlebte Wladimir Iljitsch Lenin mit kaum 17 Jahren die Hinrichtung seines Bruders nach dessen mißlungenem Attentat auf Alexander III. Seit der Zeit lebte er in elenden Proletarierkammern, gehetzt von einer Stadt zur anderen, unermüdlich für die „Befreiung der Proletarier" agitierend und arbeitend, bis er nach dem Fehlschlag der Revolution von 1905 endgültig die Grenzen Rußlands verlassen mußte. Den Krieg und den Sturz des Zarismus erlebte er fieberhaft vor Tatendurst und doch völlig machtlos und ausgeschaltet in der Schweiz. Vergeblich wandte er sich zusammen mit den anderen politischen Emigranten an die Entente um die Erlaubnis der Durchreise nach der Heimat. Man fürchtete seine und seiner Genossen Agitation gegen den von Kerenski gegen die Mittelmächte fortgesetzten Krieg. Im kritischen Augenblick erstand den russischen Internationalisten ein unerwarteter Helfer im Kaiserlich deutschen Generalstab. In der richtigen Annahme, daß die nach Rußland zurückgekehrten Radikalsozialisten zur Zermürbung des russischen Heeres mehr beitragen würden als deutsche Kanonen und Maschinengewehre, wurden auf Veranlassung der deutschen Heeresleitung den Menschewisten und Bolschewisten in der Schweiz der Plan einer Beförderung durch Deutschland mit anschließender Fahrt durch Schweden unterbreitet. Nach reiflicher Ueberlegung lehnten die ersteren den Vorschlag ab, sie wurden von dem Bedenken bestimmt, man könnte ihnen den Vorwurf der Arbeit als deutsche Agenten im Dienste des deutschen Imperialismus machen. — Nicht so Lenin. Er ging über alle Bedenken hinweg und trat durch die Vermittlung des Sekretärs der Schweizer Sozialistischen Partei, Fritz Platen, mit der deutschen Gesandtschaft in Bern in direkte Verhandlungen. Dieser unterbreitete dem Gesandten den Entwurf eines Planes über die Rückkehr der Schweizer politischen Emigranten nach Rußland, der dahin ging, daß Fritz Platen unter seiner vollen Gefahr und Verantwortung den Waggon mit den Bolschewisten durch Deutschland geleiten sollte. Der Wagen sollte plombiert werden, um jedes Ein- oder Aussteigen während der Fahrt durch Deutschland, die ohne jede Unterbrechung vor sich gehen sollte, unmöglich zu machen. Auch mit den Behörden und Beamten sollte allein und ausschließlich Platen in Berührung treten. Dieser Plan wurde deutscherseits gebilligt und so traten Lenin und Trotzki mit anderen Gesinnungsgenossen am Morgen des 8. April 1917 ihre denkwürdige Fahrt durch Deutschland in einem festverschlossenen Eisenbahnwagen an, eine Fahrt, die sie auf den Herrscherthron Rußlands bringen sollte. Am 16. April trafen sie, von einer ungeheueren Arbeitermasse jubelnd begrüßt, auf dem Finnländischen Bahnhof in Petersburg ein — im Oktober desselben Jahres waren sie Herrscher von Rußland.

Der in den April geschickte Zar Peter I. Im russischen Theaterleben haben Deutsche bis in die neueste Zeit eine bedeutende Rolle gespielt. Bekannt ist z. B., daß vor 301 Jahren, Mitte Oktober 1672, in Moskau zum erstenmal in Rußland ein Theaterstück aufgeführt wurde, und zwar in deutscher Sprache. Das Stück hieß „Tragicomödie von Esther oder die Artagerges'sche Handlung" und war — als erstes Theaterstück in Rußland — von dem Magister Gregory, dem damaligen Pastor an der lutherischen Kirche in der Njemezkaja Sloboda in Moskau, geschrieben worden. Weniger wohl aus eigenem Antrieb, als auf Befehl des damaligen Zaren Alexis, Peters des Großen Vater. Der Zar, der sich die deutschen Gespräche auf der Bühne von einem Dolmetscher ins Russische übersetzen ließ, war anfänglich sehr gegen die Musikbegleitung des Stückes eingenommen. Der Pastor überredete ihn jedoch mit dem Hinweis, daß ein Chor ohne Musik ebenso wenig singen wie ein Tänzer ohne Füße tanzen könne. Das leuchtete dem Zaren sofort ein. Sein Sohn Peter I. hat sich die Pflege der Bühnenkunst ebenfalls angelegen sein lassen. Einmal aber wurde er mit seinem ganzen Hof genarrt. Der deutsche Schauspieler Johann Kunst, der Direktor des von Peter errichteten Moskauer Theaters, hatte für den 1. April 1702 eine „Glanzvorstellung" angekündigt und Peter und seine Leute bereiteten sich mit der üblichen Umständlichkeit und Feierlichkeit dazu vor. Als die Vorstellung beginnen sollte, hob sich der Bühnenvorhang, und man sah ein Brett mit der Aufschrift: „Heute ist der 1. April." Der Scherz wurde aber nicht verstanden, und die Zuschauer warteten auf weiteres. Da erschien plötzlich der Direktor und legte vor allen das Geständnis ab, er habe die geneigten Gäste „nur in den April schicken" wollen. Darob empört, schickte Peter ihn in seiner harten Art mit Schimpf „t tschortu!" (zum Teufel).

Was mit einem „schwangeren" Mann im Mittelalter geschehen wäre. Dieser Tage ist in Belgrad (Serbien) einem 22jährigen Mann durch operativen Eingriff eine sackähnliche Geschwulst aus der Bauchhöhle entfernt worden, die zwei menschliche Embryos, d. h. unentwickelte Früchte, von je 30 Zentimeter Länge enthielt. Seine Mutter hatte ursprünglich Drillinge empfangen, von denen zwei verkümmerten und in den Körper des Ueberlebenden übergingen. Von einer „Schwangerschaft" kann demnach keine Rede sein. In früheren Zeiten, wo das Volk noch nicht aufgeklärt und die Wissenschaft noch in den Kindersschuhen steckte, hätte man den Bedauernswerten vor ein „hochnotpeinliches Halsgericht" gestellt. Noch vor 200 bis 300 Jahren war es eine alltägliche Erscheinung, daß arme hysterische oder mißgebildete Menschen wegen angeblicher Gemeinschaft mit dem Teufel „peinlich befragt" wurden. Auf spanischen Böcken, durch Daumenschrauben, Peitschen und Brennen wurden ihnen Geständnisse abgefoltert, die man ihnen vorher in den Mund gelegt hatte. Auch der berühmte General Collorado, dem sein Zwillingsbruder am Brustbein festgewachsen war — er besaß übrigens Kopf, Beine und Arme, jedoch kein eigenes Herz — lief ernstlich Gefahr, hingerichtet zu werden. Besser erging es schon den weltbekannten siamesischen Zwillingen, die 63 Jahre lang aneinandergewachsen lebten und in einer Doppelehe mit zwei Schwestern 18 gesunde Kinder zeugten. Solche interessanten Fälle von Mißgeburten sind im übrigen außerordentlich selten, wenn auch die Zahl der geheim gehaltenen „Schwangerschaften" und Mißbildungen, die der bekannten aus begreiflichen Gründen bei weitem übersteigt. Wenn nun der „schwangere Mann" in Belgrad im Mittelalter gelebt hätte, als die Wissenschaft noch nicht so Allgemeingut war, wie heute, wäre nicht auch er wegen „Teufelsgemeinschaft" gefoltert oder gar getötet worden? Uebrigens ist er kurz nach der Operation gestorben.

Turgenjews Liebe zu Deutschland. Wer in früheren Jahren aus Westeuropa nach Rußland zurückkehrte und nicht sagen konnte, er sei auch in Deutschland gewesen, galt nur als „halb". So mancher russischer Staatsmann und Schriftsteller, abgesehen von den unzähligen Kaufleuten, die jedes Jahr in Deutschland waren, hat oft lange Zeit in Deutschland zugebracht, und auch heute wieder hat Rußland, als die Sowjetregierung nach Westeuropa vordrang, nach dem Weltkrieg zuerst in Deutschland wieder Fuß gefaßt. Von den russischen Schriftstellern liebte namentlich Turgenjew Deutschland sehr. Es ist heute interessant, zu erfahren, wie 1870 seine Stimmung zu Frankreich war. „Was mich betrifft", schreibt er am 9. September 1870 an seinen Freund Ludwig Pietsch, „so bin ich, wie Sie wohl wissen, ganz und gar deutsch — schon darum, weil der Sieg Frankreichs der Freiheit Untergang gewesen wäre. Daß jener elende Schuft (Napoleon, die Red.) endlich samt seiner ganze Clique in die Kloake herabstürzte, dies erlebt zu haben, ist doch ein wahres Glück." — Turgenjews Freude über einen etwaigen Sturz Poincarés „in die Kloake" wäre gewiß nicht geringer.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

In 5½ Stunden von Königsberg nach Moskau. Mit günstigem, starkem Westwind hat der Flugzeugführer Petersen mit dem Deruluftflugzeug L. 9 eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 220 Kilometern auf der regelmäßigen Luftstrecke Königsberg—Moskau erzielt. Die 1200 Kilometer lange Strecke wurde mit normaler Belastung in der Rekordzeit von 5½ Stunden ohne Zwischenlandung zurückgelegt. — Der Luftverkehr ist am 1. November für den Winter eingestellt worden.

Luftverkehr Noworossisk—Odessa—Batum. Die Deutsch-russische Transportgesellschaft „Deruta" und die „Deutsche Orient-Linie" haben, wie der Ost-Expreß meldet, Filialen in Noworossisk eröffnet. Die „Deutsche Orient-Linie" ist gleichzeitig Vertreter der Firma Junkers, die in Noworossisk eine Flugzeugbasis für die von ihr im Frühjahr nächsten Jahres zu eröffnenden Fluglinien Noworossisk—Odessa und Noworossisk—Batum zu errichten beabsichtigt.

Direkter Güterverkehr Moskau—Petersburg—Murmansk—New-York. Zwischen der russischen Freiwilligen Flotte, der staatlichen Schiffsreederei und der Murmanscher Eisenbahn ist ein Abkommen über direkten Güterverkehr Moskau—Petersburg—Murmansk—New-York getroffen worden. — Im Laufe des Oktobers sind, wie amtlich gemeldet wird, 120 Schiffe im Petersburger Hafen eingetroffen. An erster Stelle steht Deutschland mit 37 Schiffen. Es folgen Finnland mit 23, Norwegen mit 14 Schiffen usw.

Aus Deutschland

Auslandshilfe für Deutschland. Wie tief ist das einst so reiche und mächtige Deutschland gesunken! Hiebgierige Feinde legen ihre Hand auf blühende deutsche Provinzen; der Rhein ist nicht mehr deutscher Strom, im Ruhrgebiet schalten und walten die Franzosen. Die Preise verdoppeln und verdreifachen sich im Laufe eines einzigen Tages. In dumpfer Verzweiflung sieht der Deutsche dem Niedergang des Vaterlandes, seinem eigenen trostlosen Elend ins Gesicht.

Edle Menschen suchen Deutschland zu helfen. Das Ausland, allen voran Amerika und Schweden, aber auch die Schweiz, Holland und Dänemark, schicken Geld und Kleider, nehmen deutsche Kinder zu sich. Der Dank des schwer geprüften Landes ist ihnen gewiß. Und noch andere reichen ihm rettend die Hand. Deutsche im Auslande, die noch ein Herz der Liebe zu ihren Volksgenossen haben, haben sie in diesen bitteren Stunden nicht verlassen. Oesterreich schickt Geld, die Deutschen im Baltikum, selbst so schwer heimgesucht, nehmen deutsche Kinder in Kost und Pflege zu sich. Vor allem aber ist es ein deutscher Stamm, der in alter Treue und reiner christlicher Gesinnung Deutschland zu helfen bereit ist — das sind die Wolgadeutschen Amerikas. Die American Volga Relief Society hat eine große Hilfsaktion ins Leben gerufen. In der „California Post" ist ein edelempfundener, von warmem Verständnis für Deutschlands Not durchdrungener Aufruf an alle Wolgadeutschen und Reichsdeutschen Amerikas veröffentlicht. Darin wird zur reichen Kleiderspende aufgefordert. Die American Volga Relief Society hat sich damit in die ersten Reihen der Hilfsarmee für Deutschland gestellt. Wie einst das Deutsche Reich in den Jahren des furchtbaren Hungers im Wolgagebiet sein möglichstes getan hat zur Linderung der Not der Kolonisten, so empfindet es jetzt mit Stolz und Freude, daß ihm seine Söhne in der Not treu zur Seite stehen. Das Bewußtsein, daß seine Brüder und Volksgenossen ein offenes Herz und warme Liebe für ihn übrighaben, wird dem Deutschen im Inlande die Kraft zur Ueberwindung aller Schicksalsschläge geben. Möge diese lastende Zeit in allen Christen und allen Deutschen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit wachrufen und erhärten!

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Mennonitenansiedlungen im Gouvernement Orenburg. Ungefähr vor 25 Jahren hat sich ein Teil der Mennoniten aus dem Süden Rußlands, den Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien, im Orenburgschen angesiedelt. In einigen Jahren haben diese neuen Ansiedler 22 Kolonien gegründet, die sich wesentlich von den Russendörfern unterscheiden. Die Kolonien der Jekaterinoslawer (Altkolonier) unterscheiden sich von denen der Taurier (Molotschnaer) durch ihre Benennungen: Die Altkolonier Ansiedlungen haben außer den russischen Benennungen noch Nummern, während die der Molotschnaer nur ersteres haben. Die Altkolonier unterscheiden sich von den Molotschnaer außer diesem noch etwas durch ihre Mundart. Jede Kolonie hat ihre Schule, die gewöhnlich das schönste und stattlichste Gebäude der Ansiedlung ist. Im Herbste des Jahres 1907 wurde in der Kolonie Pretoria Nr. 14 eine Zentralschule eröffnet, die heute als Schule der zweiten Stufe besteht. Die jüngere Generation spricht ziemlich gut russisch. Daß sie auch die deutsche, ihre Muttersprache, beherrscht, brauch't nicht erst erwähnt zu werden. Nur ist zu beklagen, daß die Mädchen selten mehr als Dorfbildung erhalten. Heute zählen diese Ansiedlungen ungefähr 6000 Einwohner. Alle Kolonien vereinigt ein Bezirk. Es bestehen im Bezirk zwei Kooperative. Vor dem Welt- und Bürgerkrieg durchlebte diese Ansiedlung eine wahre Blütezeit, jedoch ist sie nach den Kriegswirren und dem Hungerjahr gesunken. Jetzt hebt sich der Wohlstand wieder langsam. Eine Ausnahme macht die Kolonie Zabanojul, die später gegründet worden ist als die andern. Sie hat ihre Existenz nicht behaupten können und ist nach der Moskauer „Arbeit" in diesem Herbst aufgehoben worden: die Einwohner sind auf die Kolonien verteilt worden, ihre Häuser wurden abgebrochen und was brauchbar war, wurde dem Eigentümer zugestellt, damit er sich ein neues Heim gründen kann.

Der Boden ist fruchtbar, obgleich das Land stellenweise Hügel hat. Es wird Weizen, Hafer, Gerste, Welschkorn, Roggen und Hirse gesät. Auch gedeihen erfolgreich Melonen und Arbusen. In den Gärten pflanzt man Rüben aller Art, Kartoffeln gedeihen ebenfalls. Die Ernte ist in diesem Jahr nur schwach gewesen. Vom Sommergetreide hat man durchschnittlich 30 Pud von der Deßjatine geerntet. Das Wintergetreide, der Roggen, war besser: durchschnittlich wurden 60 Pud von der Deßjatine geerntet. Die Gärten haben auch nicht viel gebracht, weil es im Sommer ziemlich trocken war. Dürre sucht die junge Ansiedlung oft heim.

Auskunftei

(Durch unsere Auskunftei hat schon mancher die Adresse verschollen geglaubter Freunde und Verwandten erfahren. Die Auskunftei kann von jedem unserer Leser unentgeltlich in Anspruch genommen werden.)

178. **Johannes Held,** Lager Lechfeld bei Augsburg, Baracke 3 (Deutschland) sucht seinen Schwager John Liehr, früher in Scottbluff, Nebraska, jetzt wahrscheinlich in Chicago.

179. **Frl. Anna Jank,** Harzburg a. Harz, Edelhof bei R. Wilke (Deutschland), sucht Anna Erhart, geb. Koch, die Tochter von Schulmeister Koch aus Oberdorf, die seit 11 bis 12 Jahren in Nord-Amerika ist.

Vom Büchertisch

Zum Kampf gegen die Dürre im Wolgagebiet. Von P. K. Konstantinow. Verlag „Unsere Wirtschaft" in Pokrowsk an der Wolga. 1923. Auf 72 Seiten gibt der Verfasser eine eingehende und höchst lehrreiche Uebersicht über die Arbeitsergebnisse der Krasno-Kuter Landwirtschaftlichen Versuchsstation und einiger anderer Stationen im Südosten Rußlands im Kampf gegen die Dürre im Wolgagebiet. Personen und Arbeitsweise auf der Krasno-Kuter Station sind uns von der besten Seite bekannt, und so können wir feststellen, daß die Ausführungen Konstantinows ernsteste Aufmerksamkeit verdienen. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung und gehört in jedes Bauernhaus an der Wolga. Schade nur, daß es nicht auch deutsch erschienen ist. Die Beobachtungen und Schlußfolgerungen, besonders über die Brachlandbearbeitung, die Zeit der Aussaat und die Aussaat langjähriger Gräser sind so wichtig, daß ihre richtige Popularisierung unter den Bauern an der Wolga einen bedeutenden Schritt vorwärts im Wiederaufbau des Gebiets der Wolgadeutschen bedeuten würde.

Dipl.-Agr. A. L. Bier.

Briefkasten

Herrn Constantin Hermann, Bremen, Kanada. 5 Dollar für Sie und den willkommenen neuen Leser Herrn Graf erhalten. Herzl. Dank für die Werbearbeit! Als Leser für 1924 haben wir Ihnen und Herrn Graf das versprochene Berahs-Buch unentgeltlich gesandt. Für weitere Werbearbeit unsere herzlichsten Wünsche. Brief folgt.

Heimkehrlager. Im Prinzip ist nach dem neuen russischen Landgesetz auch in den deutschen Wolgakolonien die Benutzung von Ackerland in zwei verschiedenen Gemeinden verboten. Ausnahmen werden nur hinsichtlich der Weiden, der Wiesen und der Heuschläge gemacht. — Dies jedoch auch dann nur, wenn alle Wirtschaften des einen Dorfes ihr Ackerland in verschiedenen Dorfgemeinden haben.

Rußlandfreund. In der nördlichsten Ukraine gibt es im Gouvernement Tschernigow 6 deutsche Kolonien: Groß- und Klein-Werder, Pekowesch, Gorodot, Rundewiesche und Kaltschinowka. Heute zählt die Bevölkerung annähernd 5½ Tausend bei zu. 7000 Deßjatinen Land. Jedes Dorf hat eine Schule. — Im Dongebiet gibt es über 50 kleine deutsche Siedlungen zu je 30 bis 60 Höfen. Die Deutschen dort sind sehr fortschrittlich und ihr ganzes Leben hebt sich von der kleinrussischen Umgebung sehr vorteilhaft ab.

X. Y. Z. Sie haben schon recht: in der Reklame und Werbearbeit haben die Sowjets was weg. Aber lesen Sie einmal diese Aufforderung zum Bezug eines kommunistischen deutschen Blattes in Rußland (wörtlich wiedergegeben): „Wer als ein Feind unseres roten Kolonistenblattes, als ein Gegner des kulturellen Fortschritts, als ein Spießbürger, Geizhals oder politischer Nachtwächter verschrien werden will, der antworte nicht auf unsere Herausforderungen!" Dann folgen die Namen von deutschen Dorfbewohnern in den verschiedensten Gegenden Rußlands, die das Blatt bestellen sollen. Nun bestellen Sie mal nicht, nachdem Ihnen indirekt öffentlich gedroht worden ist! Das Blatt will um jeden Preis aber „4000 Leser" haben.

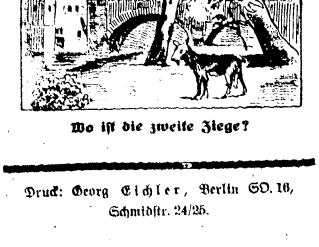
Herrn G. J. Gauß, Puigarri, Argentinien. Frdl. Dank für das Lesegeld. „Der Wolgadeutsche" geht Ihnen weiter bis zum 1. 8. 24 zu. Auch für Ihre Mitteilung über die Ernteaussichten frdl. Dank.

Herren Fr. Meier, San Salvador, Arg., **Enrique Gillig** und **Jorge Weisheim,** Est. Clara, Arg. Herzlichst willkommen im Kreis unserer Leser. Ihre Bestellungen sind uns von unserem rührigen Vertreter Herrn **Pedro Uhrig,** La Peregrina, zugegangen. Sie erhalten den „Wolgadeutschen" vom 1. November 23 bis 1. August 1924. Werben auch Sie neue Leser für unser Blatt, dessen Vorzüge Sie ja kennen. Frdl. Grüße!

Herrn Pedro Uhrig, La Peregrina, Arg. Herzlichen Dank für die neuen Leser! Brief folgt.

Wer gibt preiswert oder gegen Tausch eines schönen deutschen Buches eine deutsch-russische Grammatik (sie kann auch schon gebraucht sein) ab?

Anna Jank, Herzberg a. Harz,
bei R. Wilke, Edelhof.



Wo ist die zweite Ziege?

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16,
Schmidstr. 24/25.

Deutsches Leben in Estland

Früher ein russisches Gouvernement, seit 1919 selbständige Republik, gehört Estland zu den sogenannten Randstaaten, in denen das Deutschtum besonders schwer um Anerkennung und Existenz zu ringen hat. Die nachstehende Schilderung der Lage des Deutschtums in Estland geht uns von nahestehender, gut unterrichteter Seite zu.

Die Schriftleitung.

Als ich vor etwa drei Wochen Estland verließ, stand die Stellungnahme der Deutsch-Baltischen Partei zu der neuen estländischen Regierung im Vordergrund des Interesses. Aus den Ausführungen der Vorsitzenden der Deutsch-Baltischen Fraktion M. Luther heben sich klar die beiden Hauptfragen des Baltendeutschtums hervor: die Autonomie der Minderheiten und die Entschädigung der enteigneten deutschen Grundbesitzer. Im Jahre 1921 wurde den deutschen Gutsbesitzern ihr Grund und Boden bis auf 5 Proz. ohne Entschädigung unter dem Deckmantel einer „Landreform" abgenommen. Seitdem leben die meisten Deutschen in den wenigen Städten des Landes, hauptsächlich in Reval. Nur sehr wenige sind in der Hoffnung auf bessere Zeiten auf dem kläglichen Rest ihres Eigentums zurückgeblieben. Das war ein ganz außerordentlich schwerer Schlag für die Deutschen. Sie besaßen jedoch genügend Kraft und Energie zu einer vollen sozialen Umstellung. Als Aerzte, Rechtsanwälte, Lehrer und Schriftsteller bilden sie, etwa 12 000 Menschen, einen starken deutschen Block, der im politischen und kulturellen Leben der kleinen Republik eine sehr große Rolle spielt. Politisch organisierten sie sich in der oben erwähnten Deutsch-Baltischen Partei, deren neuer Führer — Rechtsanwalt G. Kreß — mit der russischen und der schwedischen Partei des estländischen Parlaments eine Interessengemeinschaft in dem sog. Minderheitsblock gebildet hat. Dieser Block ist die in das Parlament hereinragende Spitze des Verbandes der Angehörigen völkischen Minderheiten in Estland. Er besitzt eigene Vertreter beim Völkerbund in Genf und sucht auch durch unmittelbare Verhandlungen mit der estnischen Regierung für die unabhängige Organisation und Verwaltung der Kulturbedürfnisse der Minderheiten zu sorgen. Augenblicklich führt der Block einen harten Kampf um das Gesetz über die Autonomie der Minderheiten. Zudem wird u. a. auch die kirchliche Selbstverwaltung festgelegt.

Der regen politischen Betätigung entspricht eine nicht minder lebhafte und fruchtbare Kulturarbeit. Die deutschen Schulen, besonders die berühmte Domschule in Reval, entsprechen den höchsten Anforderungen der Pädagogik. Dem deutschen Unterricht werden fast keine Schwierigkeiten bereitet. Sehr viele Esten schicken ihre Kinder in die deutschen Schulen, da sie an Güte die estländischen bei weitem übertreffen. Die Sorge um die Bildung durch die deutsche Gesellschaft ist um so anerkennenswerter, als die erforderlichen Mittel fast ausschließlich von Privatpersonen aufgebracht werden. Dabei werden die wohlhabenden deutschen Kreise durch die Unterstützung vieler Landvertriebenen schon sowieso sehr stark in Anspruch genommen. Die einzige Universität des Landes, Dorpat, ist von estnischen Studenten überfluktet; für ihren Besuch werden keinerlei Zeugnisse verlangt. Die Professoren tragen teils estnisch, teils deutsch, manche sogar russisch vor. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die meisten deutsch-baltischen Studenten in Deutschland studieren. Ihre Zahl beläuft sich auf 500 bis 600. Diese außerordentlich hohe Ziffer wird nur durch die alten Kulturtraditionen und die angeborene Intelligenz der Deutsch-Balten erklärt. Ein anderer Grund für den Andrang von jungen Balten auf deutsche Hochschulen ist ihr stark ausgeprägtes nationales Empfingefühls und vieleiafffD neni eni eni eni den — sie hängen auch mit tausend Fasern des Gefühls und vielen verwandtschaftlichen Banden mit dem alten Vaterlande zusammen.

Ein weiterer Beweis für die Regsamkeit des deutschen Geistes lebens in Estland sind die vielen wissenschaftlichen, künstlerischen und geselligen Vereinigungen. Diese Vereine haben oft ersprießliche wissenschaftliche Arbeit geleistet, insbesondere gilt das von den altertumforschenden Gesellschaften, die reiches Material über die Vergangenheit des Landes zutage gefördert haben.

Das helle Bild, das man vom deutschen Leben in Estland zeichnet, erhält einen dunklen Fleck, wenn man an die Stellung der Bevölkerung, besonders der niederen Klassen, zum Deutschtum denkt. An sich ein sehr arbeitsames, intelligentes, ehrliches und ordnungliebendes Volk, haben doch die Esten aus früherer Zeit einen starken Haß gegen alles Deutsche zurückbehalten, wobei sich ihr Haß in erster Linie gegen den deutsch-baltischen Adel richtet. Nur langsam kann diese Einstellung einer gegenseitigen Achtung und einem gegenseitigen Geltenlassen Platz machen. Die endliche Versöhnung beider Elemente würde zum Wohle des Landes unendlich viel beitragen.

Russischer Wirtschaftsbericht

Die Produktion der Industrie 1913—23. — Die Wirtschaftslage in der Krim, in Sibirien und im Fernen Osten.

O. E. Moskau, Anfang November.

In einer Sitzung des Staatsplanausschusses machte der Statistiker Worobjew interessante Angaben über die Produktion der russischen Industrie in den Jahren 1913 bis 1923. Die Bruttoproduktion, d. h. der Wert der Fertigfabrikate, Produkte, Halbfabrikate und anderer industrieller Erzeugnisse, die auf den Markt gebracht wurden, betrug nach Schätzungen:

1913	5,620	Mill.	Goldrbl.	bei 2 598 000	Arbeitern
1914	5,690	„	„	„ 2 667 000	„
1915	6,389	„	„	„ 2 641 000	„
1916	6,731	„	„	„ 2 926 000	„
1917	4,344	„	„	„ 3 024 000	„
1918	1,941	„	„	„ 2 486 000	„
1919	1,447	„	„	„ 2 035 000	„
1920	1,000	„	„	„ 1 585 000	„
1921	1,100	„	„	„ 1 126 000	„
1922	1,288	„	„	„ 1,257 000	„

Im Zusammenhang mit der großen Spanne zwischen den hohen Preisen für industrielle Erzeugnisse und den niedrigen für landwirtschaftliche Produkte macht sich immer mehr eine Absatzkrise der russischen Industrie bemerkbar, die dazu geführt hat, daß eine Reihe von Syndikaten und Trusts die Preise für ihre Fabrikate herabgesetzt haben. So hat beispielsweise das Textilsyndikat in der letzten Zeit die Preise um ungefähr 10 Proz. herabgesetzt. Da die Absatzkrise anhält, so ist mit weiteren Preissenkungen zu rechnen. Die Absatzkrise wird durch die Schwierigkeiten in der Geldbeschaffung und Krediteinschränkungen seitens der Banken noch mehr verschärft.

Nach Berichten aus der Krim beträgt die Ernte an Getreide 8,5 Mill. Pud. und an speziellen Kulturen (Tabak, Obst, Weintrauben u. a.) — 3,5 Mill. Pud. Trotzdem die Ernte im Vergleich zum Vorjahr günstig ausgefallen ist, deckt sie dennoch nicht den Eigenbedarf der Bevölkerung. Die Ernteerfassung wird durch Kredit- und Geldmangel stark gehemmt. Die Getreidepreise sind sehr niedrig (Weizen 40 bis 70 Goldkopeken pro Pud gegenüber 72 bis 100 Goldkopeken in der Ukraine). Die Preise für Weintrauben und Obst sind gleichfalls niedrig (3 bis 3,5 Goldrbl. pro Pud Weintrauben und ungefähr 2 Goldrbl. pro Pud Obst). Die Handelsumsätze sind nur sehr gering. Am meisten entwickelt ist der staatliche Handel. Die an sich schon schwierige Lage des Handels wird durch finanzielle Schwierigkeiten noch mehr verschärft. 50 Proz. der Einnahmen im lokalen Budget der Krim setzen sich aus der landwirtschaftlichen Steuer, Abgaben der Industrie usw. zusammen. Das Budgetdefizit kann nur durch Zuwendungen von der Zentralregierung gedeckt werden.

Nach wirtschaftlichen Mitteilungen aus Sibirien sind dort die Ernteergebnisse als unter mittel anzusehen. In Südsibirien wurden die Saaten durch die herrschende Trockenheit stark geschädigt. In Mittel- und Nordsibirien sind die Ernteergebnisse günstiger und betragen 60 Pud pro Deßjatine. Die Getreidepreise Sibiriens sind hoch (Roggen 500 bis 600 Rbl. der Ausgabe 1923 pro Pud gegenüber 240 Rbl. in Moskau und 115 Rbl. in Charkow; Weizen — 600 bis 700 Rbl. pro Pud gegenüber 330 Rbl. in Moskau und 240 Rbl. in Charkow). Das landwirtschaftliche Inventar befindet sich in einem schlechten Zustande, da die Bauern wegen der hohen Preise keine neuen Maschinen und Geräte kaufen können. Auf dem Rohstoffmarkt werden vorwiegend Rauchwaren und Rohleder und von den Genossenschaften Butter zur Ausfuhr aus Sibirien bereitgestellt. Im Zusammenhang mit der Einbringung der Ernte ist eine gewisse Belebung des Handels zu verzeichnen, wobei aber die starke Differenz zwischen den hohen Preisen für Industrieerzeugnisse und niedrigen für landwirtschaftliche Produkte auch hier stark hemmend wirkt. Die finanzielle Krise macht sich auch in Sibirien fühlbar. Die sibirischen Banken legen das Schwergewicht ihrer Tätigkeit auf die Finanzierung der Handelsoperationen mit Getreide, Rauchwaren und Rohstoffen. Der Tscherwonez hat sich in Sibirien eingebürgert, wobei aber größere Einwechselungsschwierigkeiten bisher nicht vermieden werden konnten. Die Industrie Sibiriens, hauptsächlich die Textil- und Lederindustrie, arbeitet regelmäßig und ist mit Rohstoffen genügend versorgt. Die Metallindustrie ist allerdings wegen Mangel an Aufträgen in eine sehr schwierige Lage geraten.

Nach Berichten aus dem Fernen Osten sind die Ernteergebnisse im Baikalgebiet unter mittel, dagegen im Amurgebiet über mittel. Nach vorläufigen Schätzungen beträgt die diesjährige Ernte an Hafer 2 Mill. Pud und an Weizen 1 Mill. Pud. Infolge der anhaltenden Regenfälle besteht die Gefahr, daß 30 Proz. der Ernte im Amurgebiet, der sogenannten „Kornkammer des Fernen Ostens" vernichtet werden wird. Die Hafererne soll in Japan, die Weizenernte im Küstengebiet realisiert werden. Die Getreidepreise sind auch im Fernen Osten relativ niedrig. So wird beispielsweise pro Pud Hafer 75 bis 100 Goldkopeken gezahlt (in der Ukraine 56 bis 76 Goldkopeken pro Pud Hafer). Die Ausfuhr aus dem fernen Osten erstreckt sich in erster Linie auf Rauchwaren und Baumwolle. Der Handel liegt vorwiegend in den Händen der Genossenschaften. Große Privatfirmen gibt es in Wladiwostok und Nagaowschtschensk. Die Preise für Industrieerzeugnisse sind in den letzten Wochen infolge der Absatzkrise um 25 Proz. herabgesetzt worden und eine weitere Preisherabsetzung steht bevor. Die finanzielle Lage ist nicht ungünstig. Gewisse Schwierigkeiten bereitet die Währungsfrage. Der Tscherwonez beginnt sich im Geldverkehr einzubürgern, doch wird seine Verbreitung unter der Landbevölkerung infolge Mangels an kleinen Stücken erschwert.

Von der Wolga

Die Balzerer Textilindustrie. Aus Anlaß des 5. Jahrestages (19. Oktober) der Sowjetautonomie des Gebietes der Wolgadeutschen veröffentlichen die Behörden Angaben über die derzeitige Lage der Balzerer Textilindustrie. Danach besitzt sie seit 1921, nachdem sie zuerst von Saratow allein und dann von Saratow und Katharinenstadt gemeinsam geleitet worden war, ihre eigene Leitung in der Gebiets-Textil-Verwaltung, die ihren Sitz in Balzer hat. Ihr unterstehen zunächst unmittelbar die staatlichen, dann auch die freien genossenschaftlichen und privaten Textilunternehmungen. Die Garnverarbeitung (in Pud) und die Gesamterzeugung von Textilwaren (in Arschin) aller Unternehmungen zusammen läßt sich aus folgender allerdings unvollständigen Tabelle ersehen:

	verarbeitet	erzeugt
1913/14 . . .	150 000 Pud,	? Arschin
1920/21 . . .	? „	3 069 042 „
1921/22 . . .	25 642 „	6 037 208 „
	beabsichtigt	beabsichtigt
1923/24 . . .	39 000 Pud	? Arschin

Seit der Einführung der eigenen Verwaltung hat sich die Erzeugung von Textilwaren verdoppelt. Die gegenwärtige Erzeugung stelle 30 Proz. (?) der Vorkriegsproduktion dar. Die Güte der Waren 85 Proz. An der Produktion 1921/22 waren die staatlichen Unternehmungen mit ⅔ beteiligt, die übrigen (vom Staat an Genossenschaften und Privatpersonen verpachteten) mit ⅓. Die Verpachtung begann 1922 mit der Einführung der neuen ökonomischen Politik" (Nöp), die die wirtschaftliche Privatinitiative in gewissen Grenzen freigab. In den staatlichen Unternehmungen sind 75 Proz. sämtlicher Textilarbeiter beschäftigt. Die privaten Unternehmungen zahlen bessere Gehälter. Die Arbeiterverbände beteiligen sich auch an der Kulturarbeit, unterhalten Schulen, Klubs u. dergl. Die Textilunternehmungen haben ihren Sitz zumeist in Balzer, jedoch auch in Beideck, Schilling, Moor, Huck, Messer. Insgesamt wurden hergestellt: 1920/21 3¼ Millionen Arschin, 1921/22 4 Mill., 1922/23 5½ Millionen Arschin.

Saatenstand. Malaria. Zieselmäuse. Der allgemeine Wintersaatenstand im Zentralgebiet des Sowjetbundes ist als befriedigend und teilweise (Gouvernements Pensa, Tambow, Nishni-Nowgorod, Woronesch, Perm) als gut anzusehen. Im Norden hat die Vegetation infolge der eingetretenen Abkühlung aufgehört. Im Gebiet der Niederwolga sind die Aussichten unter mittel. In der Ukraine ist der Saatenstand normal und teilweise recht gut. — Ihre stärkste Ausbreitung hatte die Malaria im Mai und im Juni. Unter den von ihr betroffenen Gouvernements stehen Saratow, Samara, Simbirsk, Gebiet der Wolgadeutschen, Tatarische und Baschkirische Republik in erster Reihe. In den deutschen Wolgakolonien wurden über 400 000 Fälle verzeichnet. In der letzten Zeit hat die Epidemie im großen und ganzen nachgelassen. — Im Gouv. Saratow sind über 900 000 Deßjatinen von Zieselmäusen und über 10 000 von Heuschrecken gefährdet. Der Kampf gegen die Schädlinge wird energisch geführt. Auch das Gouv. Astrachan, das Kalmückengebiet und die deutschen Wolgakolonien sind bedroht. Besonders machen sich in letzteren die Zieselmäuse in den Gärten bemerkbar.

O. E. **Eine deutsche landwirtschaftliche Konzession im Gebiet der Wolgadeutschen.** Die zu diesem Zweck in Berlin gegründete „Deutsch-Russische Agrargesellschaft" hat mit der Wolgadeutschen Bank für landwirtschaftlichen Kredit in Potrowsk einen Konzessionsvertrag über die Ausbeutung von 24 000 Deßjatinen im Gebiet der Wolgadeutschen abgeschlossen. Der Vertrag ist am 23. Oktober vom Rat der Volkskommissare bestätigt worden. Die „Deutsch-Russische Agrargesellschaft" ist hervorgegangen aus der „Finanzvertretung deutscher Grundbesitzer A.-G.". Zu ihren Gründern gehören Dr. M. Freiherr von Rheinbaben (Deutsch-Sagan b. Grossen), W. v. Wedel (Zettitz b. Crossen), Hans-Joachim v. Rohr-Borwerk, Kommanditgesellschaft F. v. Lochow (Pietkus), Eberhardt Graf Kalckreuth (Nieder-Siegersdorf), H. v. Klitzing (Charlottenhof) und andere. Die Wolgadeutsche Bank für landwirtschaftlichen Kredit hatte im Sommer von den Sowjets eine Konzession auf etwa 100 000 Deßjatinen Brachland im Feodorowker und Krasny-Kuter Kanton erhalten mit dem Recht, in diesem Areal weitere Subkonzessionen zu vergeben. Eine solche Sibkonzession stellt der neue Vertrag dar, der auf 36 Jahre abgeschlossen ist.

Gottesdienst in einer wolgadeutschen Erdhütte 1768

Von Joh. Stenzel,
Pfarrer an der Genezarethkirche in Berlin.

In Berlin erscheint demnächst im Selbstverlag des Verfassers ein wertvolles Büchlein, betitelt „Wolgadeutsche Predigten und Lebenserinnerungen sowie Lebensbilder von der Wolga". Verfasser ist unser rühmlichst bekannter Landsmann Herr Pastor Joh. Stenzel, ehem. an der Wolga, jetzt in Berlin. Das Büchlein enthält eine Reihe von Predigten und Schilderungen aus dem Wolgagebiet, die in ihrer Eigenart wie hier noch nicht so farbenreich, umfassend und prachtlich schön in Buchform von Wolgadeutschen für Wolgadeutsche geschrieben wurden. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers bringen wir den nachstehenden Auszug aus dem Vorwort, die stimmungsvolle Schilderung eines Erdhütten-Gottesdienstes, wie sie in den ersten Jahren der Ansiedlung unserer Vorfahren wohl üblich waren.

Die Schriftleitung.

... Was höre ich aus jener kleinen Erdhütte (Semljanka), deren Scheiben einen kaum sichtbaren Lichtschein verraten, für langsam getragene Töne, was sehe ich beim Eintreten durch die niedrige Tür für Menschengestalten dicht gedrängt die Stube füllen? Männer und Frauen, die einen zur Rechten, die anderen zur Linken. Aeltere und jüngere Leute sitzen auf einfach gezimmerten Holzbänken, und vorn am weißgedeckten Tisch mit mehreren Büchern schaue ich drei Männergestalten, von denen der eine das Lied ankündigt: „Gott ist gegenwärtig! Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor Ihn treten; Gott ist in der Mitten!"

Eine junge Frau eröffnet mit wohlklingender Stimme den Gesang, und ohne Zögern fallen die Stimmen ein und folgen ihrer sicheren Führung, ist sie doch daheim eine der besten Sängerinnen gewesen, und nur schweren Herzens entließ sie der Schulmeister, als sie mit ihren Eltern nach Rußland verzog, mit der Mahnung, sie solle nur ja recht viel singen.

Dann griff ein etwa 45 jähriger Mann nach dem Buch auf dem Tisch und verlas den 23. Psalm, über den er mit lautbewegter Stimme als über seinen Lieblingspsalm sprach, den er einst zu seiner Konfirmation bei seinem Pastor in der deutschen Pfalz gelernt und zum Einsegnungsspruch die Worte erhalten hatte: „Wenn ich auch wanderte im finsteren Tal, so fürchte ich kein Unglück, denn Du, Herr, bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich". Zum Abschied sagte ihm sein Pastor: „Peter, du ziehst in ein fernes Land. Wer weiß, wie es dir mit deiner Frau und deinen zwei Kindern dort gehen wird und ob wir uns jemals wiedersehen werden. Doch, wo du auch seist: Ueb' stete Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab".

„Jetzt", meinte Peter, „verstehe ich die Psalmesworte und auch die Abschiedsworte besser als damals in der Heimat."

Die Augen des Redners leuchteten bei den letzten Worten hell auf. Merklich stockte seine Stimme, er unterdrückte seine Tränen und beschloß seine Rede mit einem kurzen: „In Gottes Namen. Amen!"

„Amen!" antworteten die Anwesenden leise.

Und wieder erscholl die klangvolle Stimme der Grete aus dem Waldschwabendorfe, und bald hörte man wie aus einem Munde: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? — Nein, nein, hier ist sie nicht, die Heimat der Seele ist droben im Licht".

„Noch in Lübeck hätte ich umkehren können", so sprach mit Erlaubnis des Aeltesten ein 20 jähriger junger Mann, „wenn ich meines Vaters warnender Stimme gefolgt wäre. Warum habe ich es nicht getan? In meiner Heimat Hessen wäre auch für mich noch Platz genug gewesen, und ich hätte meinen Eltern in ihren alten Jahren Halt und Stütze sein können, so aber verkomme ich hier und sie dort. Werde ich Deutschland, mein Vaterland, jemals wiedersehen? Küssen möchte ich den heiligen Boden. Ich will heim, ich will zurück. Verflucht dieses Land, diese Wüste, unser Grab, wo wir alle verloren sind! Schafft mich zurück in meines Vaters Weingärten! Ach, Gott, erbarme Dich meiner!"

Und schluchzend sprach er die letzten Worte.

Eine atemlose Stille trat ein, bis ein alter, weißer Mann ihm besänftigend zuredete: „Mein lieber Sohn, uns geht es allen so. Hätten wir es gewußt, ja, hätten wir nur geahnt ..., dann wäre keiner von uns hier in diesem Lande. Ja, großes Land, reiches Land, doch zur Heimat wirst du nie".

Ich verließ leise diese Versammlung und hörte noch draußen den Gesang: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann".

Draußen war Nacht, dunkle Nacht voller Unwetter und Gefahr.

Ja, der Mutter Sprache und der Väter Glaube, dazu noch der berechtigte Stolz!

Mit diesen ging es bei den Ansiedlern hinein in die Aufgabe, die ihnen gestellt war: wüstliegendes Land urbar zu machen, Vorbild, Lehrmeister sein — eine harte, schwere Aufgabe, der nur ein Stamm gewachsen war von überströmender Kraft, wetterfest, mit einfachem und natürlichem Wesen, wo nichts abgeschlossen und ausgelebt ist.

Und wenn den ersten Jahrgängen nicht alles gelang, später ging es schon besser, und Anfang Mitte des vorigen Jahrhunderts stand der Wolga-Kolonist auf eigenem, festem Fuß. Was er war, war er geworden, was er besaß, hatte er sich im Schweiße seines Angesichts erworben.

Das Leben hat ihn gemahnt, gestraft, gebessert, und er hatte die Lehre angenommen. Er war nicht mehr der Fremde. Er hatte sich die Steppe und seine Umgebung untertan gemacht. Dabei hat ihm niemand geholfen, er hat das alles aus sich selber geschaffen...

Die Deutsch-Russische Agrargesellschaft ist verpflichtet, im ersten Operationsjahr nicht weniger als 10 Proz. der Landfläche, im zweiten 30, im dritten 80 und im vierten 100 Proz. zu bearbeiten. Sie zahlt der Bank in den ersten beiden Operationsjahren 14½ Proz. der Bruttoproduktion, in den beiden folgenden 17½ Proz. und vom fünften Jahre an 19½ Proz. (im Falle der Kruppkonzession am Don waren die entsprechenden Sätze 10 bezw. 15 und 17½ Proz.). Die Ausbeutung der Bodenschätze im Konzessionsgebiet steht ausschließlich der Sowjetregierung zu. Nach Ablauf der Konzessionszeit ist die Deutsch-Russische Agrargesellschaft verpflichtet, die Konzession mit dem gesamten Inventar der Regierung zu übergeben. Nach Ablauf von 25 Jahren hat die Bank das Recht, die Konzession aufzukaufen. Die Verhandlungen sind in Moskau zu Ende geführt worden, nachdem in Berlin ein Vorvertrag mit der russischen Handelsvertretung zustande gekommen war.

Der 5. Jahrestag der Autonomie des Gebiets der Wolgadeutschen. Am 19. Oktober waren 5 Jahre seit der Gründung der Autonomie der deutschen Wolgakolonien verflossen. Am 19. Oktober 1918 erschien das Dekret des Rates der Volkskommissare über die Einführung der Selbstverwaltung der Kolonien im Rahmen des Sowjetstaates." In ihrer Festnummer geben die „Nachrichten" eine kurze Uebersicht über die schweren Prüfungen der Kolonien in den letzten Jahren. Ferner bringen sie einige Angaben aus Verwaltung, Wirtschaft und Kulturarbeit. In ihren politischen Betrachtungen geben sie der Zuversicht Ausdruck, daß es der Kommunistischen Partei des Gebiets und den Sowjets gelingen wird, zusammen mit der Bevölkerung die Kolonien wirtschaftlich und kulturell zu heben. Viel Hoffnung wird auf einen kommunistischen Umsturz in Deutschland gesetzt.

Wolgadeutsche Bank für landwirtschaftlichen Kredit. Ueber die Ziele und Aufgaben der in Pokrowsk gegründeten Bank gibt eine ihrer Anzeigen wie folgt Aufschluß: „Die Bank wurde gegründet, um die normale Entwicklung der Landwirtschaft des Gebiets der Wolgadeutschen durch die Verabfolgung von Krediten an die Bauernbevölkerung zu unterstützen. Sie stützt sich auf örtliche Mittel und auf solche von außen. Man beabsichtigt, eine ausländische Anleihe in der Höhe von 2 Millionen Goldrubel aufzunehmen. Das Grundkapital der Bank beträgt 300 000 Goldrubel. Es wird durch die Ausgabe von 2500 persönlichen Gründungsaktien zu je 100 Goldrubel und 5000 unpersönlichen Bauernaktien zu je 10 Goldrubel gebildet. Im Spielraum der Beiträge zu dem Grundkapital haften die Aktionäre für die Operationen der Bank. Die Besitzer der Bauernaktien, die persönlich Landwirtschaft betreiben, haben folgende Vergünstigungen: 1. Fristung der Naturalsteuer bis zu 6 Monaten auf die Summe und gegen Garantie der gekauften Aktien. 2. Von dem Reingewinn der Bank erhalten die Bauernaktien 5 Proz. Dividende auf ihr Kapital mit Berechnung in Goldrubel, und nur der Rest des Reingewinns steht zur Verfügung der Aktionäre. Hierbei garantiert die Regierung in den ersten beiden Jahren des Bestehens der Bank den Besitzern von Bauernaktien eine Dividende nicht unter 3 Proz., ebenfalls in Goldrubel berechnet. 3. Bei Liquidation der Bank werden aus den Summen, die den Aktionären verbleiben, in erster Linie die Besitzer der Bauernaktien befriedigt. 4. Vorzugsrechte beim Empfang von Kredit.

Wenn der Aktionär die Fristbedingungen für die Naturalsteuer verletzt, so wird die Steuer von seinem Eigentum auf allgemeiner Grundlage eingezogen. Die Aktien, die er als Garantie für die rechtzeitige Zahlung in der Bank hinterlegt hat, werden nur dann zur Zahlung der Steuern verwandt, wenn eine solche aus seinem Eigentum nicht gedeckt werden kann. Am Grundkapital beteiligen sich: das Volkskommissariat für Landwirtschaft mit 50 000 Rbl., die Staatsbank mit ebensoviel, der Gebietsverband der Konsumgenossenschaften mit 45 000, der Gebietswolkswirtschaftsrat mit 40 000, das Gebietsvollzugskomitee mit 25 000, das Staatslager für landwirtschaftliche Kooperative mit 25 000, der Gebietsverband für landw. Maschinen mit 3000 Rbl. und andere."

Als Vertreter der Bank in Amerika, wo die Anteile der eingangs genannten ausländischen Anleihe abgesetzt werden sollen, gelten: für Nordamerika Alexander Schneider, der sich zurzeit schon in den Vereinigten Staaten befindet, für Südamerika Jakob Deilow, der sich anfangs November nach Argentinien begeben hat. Die Anteile sollen unter den Wolgadeutschen in Amerika verkauft werden.

Wie der Tabakbau in den deutschen Wolgakolonien vernichtet wurde. Viele unserer alten Väter und Mütter, die heute in Argentinien, den Vereinigten Staaten und in Kanada leben, entsinnen sich wohl noch der Zeit, in der der Tabakbau eine nette Einnahmequelle unserer Väter und Großväter darstellte. Ist er aber schon vor dem Kriege nicht mehr groß gewesen, so stellte er 1920 und später nur noch den vierten Teil des Anbaues von z. B. 1887 dar. S. Kappes, der rührige Statistiker unserer Kolonien, hat neuerdings eine Aufstellung hierüber gemacht. Aus ihr ist zu ersehen, daß 36 Kolonien zwischen Pokrowsk und Samara 1887 2421¼ Dessjatinen mit Tabak bepflanzten, 1920 dagegen nur 747, wobei ein Teil dieser Kolonien gar keinen Tabak mehr anbaute. 1887 betrieb Solothurn den stärksten Tabakbau (262 Dessjatinen), 1920 steht Boaro mit 62½ Dessjatinen an der Spitze. Welches ist denn der Grund dieses großen Niederganges, der schon Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzte? Schuld daran war die Zarenregierung, die anfangs der achtziger Jahre eine drückende Tabaksteuer einführte. Unsere Tabakbauern wurden verpflichtet, auf das Pud Tabak eine große Summe (1 Rbl. 60 Kop.) Steuern zu bezahlen. Unter solchen Umständen kehrten unsere Bauern dem Tabakbau allmählich den Rücken; die Regierung hatte sich stark verrechnet. An der russischen Tabakausfuhr nach Finnland hatten auch unsere Kolonien Anteil. Das wurde später jedoch anders. Heute soll dem Tabakbau wieder größere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Verbot von Begräbnisfeiern. In einigen Dörfern hinter Seelmann herrscht der Scharlach. Um die Ansteckungsgefahr zu vermindern, erlassen die Behörden auf Vorschlag der Aerzte ein Verbot, bei der Beerdigung an Scharlach gestorbener Kinder die in den Kolonien üblichen Begräbnisfeiern mit dem leidigen Totenessen zu veranstalten. Dies Verbot erinnert an die Maßnahmen während der Cholerazeit vor zwei Jahren, als an den Beerdigungen an Cholera Gestorbener nur die allernächsten Angehörigen teilnehmen durften. Die „Nachrichten" befürworten das neue Verbot, wobei sie in ihrer drastischen Ausdrucksweise von der „Aufräumung mit den Todesfressereien" sprechen.

Waffenübung. Das „Gebiets-Kriegs-Kommissariat der Arbeitskommune der Wolgadeutschen" erläßt unterm 27. Oktober einen Befehl, wonach die Vorwehrpflicht (Geburtsjahr 1903) sich am 1. November zu einer besonderen Waffenübung zu stellen haben. Solche Uebungen zur militärischen Ausbildung der Jugend dauern gewöhnlich nur einige Wochen und finden in den Außerdienststunden der Gestellungspflichtigen statt.

Aus Emigrantenkreisen

Russen die Landung in Amerika verweigert. Aus Konstantinopel trafen kürzlich in einem französischen Hafen 200 russische Flüchtlinge ein, die dort auf einen amerikanischen Dampfer warteten, auf dem sie nach Amerika reisen wollten. Nach Verlauf einer in nervöser Erwartung verbrachten Woche erhielten sie, wie der „Rul" mitteilt, aus New York die Nachricht, daß ihnen bis zum Juni 1924 die Einreise nach Amerika verboten sei, da die diesjährige Einwanderungsquote für Russen voll sei. Schwer enttäuscht, verhandeln die Emigranten nun über ihre Rückbeförderung nach Konstantinopel.

Unzufriedene und zufriedene Wolgadeutsche. Wie oft haben wir Gelegenheit, Menschen zu beobachten, die in laute Verwünschungen gegen Gott und die Welt ausbrechen, auf deren Gesicht hemmungsloser Verdruß und Aerger zu lesen sind, wenn sie die Nachricht über eine Verschiebung ihrer Abreise nach Amerika, manchmal nur um einige Tage, erfahren! An diese Menschen denkt man besonders, wenn man die nachstehende schlichte Erzählung einer Landsmännin liest, die nicht eine oder 2 Wochen, sondern ihr ganzes Leben lang von ihren Lieben getrennt auf die Reise warten muß. Es ist ein schönes Beispiel echt fraulicher Bescheidenheit, Gemütstiefe und Menschlichkeit. Frl. Anna Jauk in Herzberg (Harz), Edelhof (bei Herrn R. Wilte) schreibt uns: „Bis jetzt hatte ich immer noch große Hoffnung, in das berühmte Dollar-Land reisen zu können und hatte mich auch schon vollkommen darauf vorbereitet. Als ich mich jedoch nach meiner Ankunft in Leipzig beim dortigen Amerikanischen Konsulat vorstellte, wurde mir gesagt, daß ich bis New York wohl fahren könnte, aber es wäre möglich, daß ich von dort zurückgeschickt werden könnte wegen meines künstlichen Beines. Ganz enttäuscht und ratlos stand ich da, weil ich meine Stelle auch schon aufgegeben hatte. Ich schrieb um Rat nach Amerika. Dunkel und traurig lag die Welt vor mir. Das trübe Rußland hatte ich verlassen und war nun glücklich hier im lieben Vaterlande angekommen und nun standen für mich wieder dunkle, trübe Wolken am Himmel. In dieser großen Verzweiflung wurde ich durch meines Bruders Hilfe hier in die Familie Wilte herzlich aufgenommen, wo meine beiden Brüder als Kriegsgefangene drei Jahre ihr Heim gefunden hatten. Wie glücklich bin ich, gerade hier sein zu dürfen. Oft stehe ich träumend an meinem Fenster und lasse meine Gedanken zu den fernen Brüdern eilen. Liebe, nette Menschen umgeben mich hier, die es von Herzen gut mit mir meinen, so daß ich hier ein molliges Heim gefunden habe. Auch eine treue Freundin habe ich hier gefunden, die mich in den schweren Stunden der Enttäuschung so lieb getröstet hat. So habe ich nun den Schmerz überwunden, nicht nach Amerika reisen zu können, und bin glücklich, hier unter solch lieben Menschen weilen zu dürfen."

Aus Nord- und Südamerika

Die Ernte in Entre Rios, Argentinien, verspricht, wie uns unser treuer Leser, Herr G. J. Gauß aus Puigarri, unterm 3. 10. mitteilt, gut zu werden. Der Weizen ist in die Aehren geschossen, der Lein fängt an zu blühen. Der Mais ist stellenweise schon aufgegangen. Die Witterung ist feucht.

Kulturarbeit unter den Wolgadeutschen Argentiniens. In der Kolonie Santa Maria in der Pampa hat das frühere Vorstandsmitglied des Hilfswerks der Wolgadeutschen (Berlin W. 57, Yorckstraße 47), Lehrer Alexander Schmidtlein, unter großen Schwierigkeiten einen wolgadeutschen Kulturverein gegründet, der dem Ausbau kultureller Anfänge und der Anpflanzung neuer dient. Der Verein macht gute Fortschritte. Anfang Juli ds. Js. mit 18 Mitgliedern begründet, zählt er jetzt schon 180 Mitglieder, pflegt aufs eifrigste die allgemeine Bildung, veranstaltet Vorträge, pflegt auch die Musik, den Gesang und die Bühnenkunst. Wie uns Herr Schmidtlein berichtet, plant der Verein den Bau eines eigenen Hauses, für das die Baumaterialien schon erworben sind. Herr Schmidtlein ist vor zwei Jahren vor der Hungersnot an der Wolga geflüchtet, wurde im Sommer 1922 in den Vorstand des Berliner Hilfswerks der Wolgadeutschen gewählt und ist seit einem Jahr in Argentinien, wo er, wie wir erfreut sehen, seinem Lehrerberuf getreu, Bildung zu verbreiten bestrebt ist. Wir wünschen ihm und seinen Mitarbeitern von Herzen Erfolg. Wie Herr Schmidtlein uns weiter mitteilt, ist der Vorsitzende des Hilfswerks der Wolgadeutschen, S. Stieglitz, zurzeit in Buenos Aires, eingeladen worden, am Tage der Einweihung des Vereinshauses einen Lichtbild- und Filmvortrag über die Lage in den deutschen Kolonien zu halten. Der Bau des Hauses ist begonnen worden.

Siedlung und Wanderung

Ein Brief eines dankbaren wolgadeutschen Jungen. Der 14jährige Wolgadeutsche Joh. Ullrich aus Köhler, dessen Mutter und Schwester während der Hungersnot gestorben sind, hat an seinen Onkel und seine Tante vom Schiff aus einen netten Brief geschrieben. Der kleine Johannes, der unseren Lesern aus einem Gruppenbild in Nr. 10 des „Wolgadeutschen" (1923) bekannt ist, wurde zusammen mit anderen Wolgadeutschen von Herrn Simon Stieglitz aus Rußland nach Deutschland gebracht. Von hier sind sie zu ihren Verwandten nach Amerika gereist. Ullrich fuhr Anfang August mit dem Vorsitzenden des Hilfswerks der Wolgadeutschen (S. Stieglitz) nach Argentinien, ebenfalls zu Verwandten. Wir drucken den Brief mit einigen Verbesserungen wörtlich ab:

Lieber Vetter und Wes!

Schönen Gruß an Euch, den Christophel Johannes, ihre Frauen und Kinder. Ich sein jetzt auf dem Schiff schon bei Spanien. Aber ich will von Anfang erzählen. Im Februar sein ich mit Vetter Simon nach Potrowsk bei sei Schwester. Dort sein ich bis April geweest und dann nach Moskau gemacht. Dort sein schöne große Häuser, aber ich mußte immer in der Stub bleiben, drei Wochen waren wir dort. Die fürchteten, daß ich verloren gehe. Die Bolschewike wollte mich nicht aus Rußland herauslassen, aber Vetter Simon hat den Paß doch gekriegt. Von Moskau sind wir gefahren nach Lettland, dort waren wir 24 Stunden in der Quarantäne. Nach dem sind wir nach Riga, dort waren wir wieder bis am Abend, bis der Vetter Simon die Pässe und alles besorgt hatte. Um 10 Uhr haben wir uns auf die Bahn gesetzt, sind wir gefahren bis Berlin zwei und einen halben Tage. Kamen wir an in Berlin um 12 Uhr vormittags, und da haben sie uns ins Hilfswerk gebracht und aus dem Hilfswerk sind wir nach Charlottenburg gekommen (ins städtische Familienheim, die Red.). In Charlottenburg waren wir drei Monat, ich hab oft gesagt: „Wär ich nur in Rußland, da könnt ich wieder auf der Stepp mit den Ochsen leien", denn hier hun ich nichts zu tun gehabt. Am 4. August fuhren wir nach Argentinien. In Charlottenburg war ich in einer großen Stub bei 17 Personen. Das Bett und Lager war gut, das Essen waren wir nicht gewöhnt, aber wir bekamen alle Woch Geld vom Hilfswerk und konnten uns Brot kaufen. Ich hab auch gearbeitet und Geld verdient, das ging auch aufs Essen. Vom Hilfswerk hun ich Munderung (Kleidung) gekriegt: 3 Hosen, 2 Hemden, 1 Kartus (Mütze), 1 Pinschack (Jackett) und Schuh und Strimp. Von Berlin gings mit Vetter Simon nach Bremen. Dort hun ich noch eine wollene Hose und Hemd gekriegt. Dort waren wir einen Tag, dann gings aufs Schiff. Krank (seekrank, die Red.) bin ich noch nicht, geht mir auch ganz gut. Und dann dank ich Gott, daß er mir solch einen Mann geschickt hat, der wo mich bei meinen Vater bringt, denn in der Welt gibt es noch gute Leut!

Johannes Ullrich.

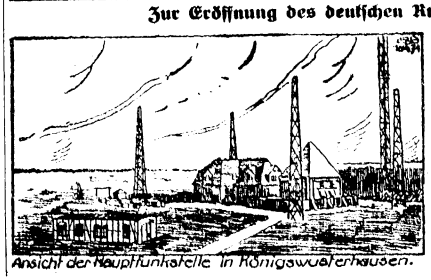
Vorschriften für die Einwanderung nach Argentinien. Die argentinischen Auslandskonsulate haben ein Rundschreiben ihrer Regierung erhalten, in dem die sämtlichen Vorschriften, die von den nach Argentinien auswandernden Personen einzuhalten sind, noch einmal in Erinnerung gebracht werden. Die Konsulate werden strikt angewiesen, das Visum zu verweigern, wenn die durch das argentinische Einwanderungsgesetz vorgeschriebenen dokumentarischen Ausweise unvollständig oder nicht korrekt ausgestellt sind, da anderenfalls den betreffenden Passagieren der Eintritt ins Land verweigert würde. Ferner wird im Rundschreiben auf eine schon im Juli dieses Jahres erlassene Verfügung aufmerksam gemacht, nach welcher die Konsulate Personen, die nach Argentinien auswandern wollen, nach Möglichkeit von einem Vorhaben, sich in den Städten niederzulassen, abbringen und sie zu überreden versuchen sollen, sich auf dem platten Lande anzusiedeln, um sich landwirtschaftlicher Betätigung zu widmen. Propaganda für die Einwanderung soll nicht gemacht werden. Diese Betätigung ist, wie das „Argentinische Wochenblatt" hierzu bemerkt, entschieden sehr angebracht, leider ist es aber vorläufig mit der Aufnahmefähigkeit Argentiniens für landwirtschaftliche Einwanderer aus bekannten Gründen auch nicht sehr weit her, wenigstens solange nicht solidere Grundlagen für eine Besiedelung im größerem Maßstabe gelegt sind.

Schule und Leben

O. E. **Ein russisches Museum für Völkerkunde.** Die Hauptverwaltung für Museen will, einer Anregung Troßkis folgend, in Moskau ein Museum für Völkerkunde begründen, in welchem die Eigenart aller Völkerschaften der Länder des Sowjetbundes zur Geltung kommen soll. Die gesamte ethnographische Abteilung des Rumjanzew-Museums wird ebenfalls in dem neuen großen Museum untergebracht werden. Zurzeit werden die Gegenstände, die während der Moskauer Ausstellung in der Abteilung für Volksleben gezeigt wurden, auf ihre Eignung für das Museum geprüft. Dem geplanten Museum sollen übrigens auch in einem Park charakteristische Hütten, Zelte usw. der einzelnen Volksstämme angegliedert werden. — Im Anschluß hieran ist von Interesse, daß die Hauptverwaltung für Kunst und Wissenschaft eine Ausstellung der Kostbarkeiten des Solowetzki-Klosters angeordnet hat, die auf Befehl der Sowjetregierung vor kurzer Zeit nach Moskau übergeführt worden sind. Es handelt sich um Erzeugnisse des Kunstgewerbes aus dem 15. und 16. Jahrhundert, deren hoher Kunstwert erst jetzt der Oeffentlichkeit zugänglich wird, da das Kloster auf der einsamen kleinen Insel im Weißen Meer kein leicht erreichbares Reisezieel ist. In letzter Zeit wurden Kloster und Insel mehrfach Gegenstand der Aufmerksamkeit, da ein Brand einen Teil des Klosterbaues zerstört hat, eine der Inseln aber von der Sowjetregierung als Verbannungsort für politische Gefangene bestimmt und mit einem Konzentrationslager versehen worden ist.

Ueber die deutsche Schule in der Krim berichtet in der Moskauer kommunistischen „Arbeit" ein staatlicher Schulinspektor. Er schildert den großen Mangel an Lehrbüchern und sagt, man habe in den letzten Jahren Unmengen von Papier und Geld für allerlei Agitationsbroschüren verbraucht, die noch heute verstaubt in den Sektionsschränken liegen. Die Folge davon sei, daß keine Fibel und kein Lesebuch da ist und daß nach Bibel und Gesangbuch unterrichtet werden muß. Die Lage der Schule vergleicht er mit einer Brandstätte. Die wissenschaftlichen Kabinette (physikalische, chemische, auch astronomische) der Schulen sind während des Bürgerkrieges verschleppt oder vernichtet worden. Der Rest ist augenblicklich wenig oder gar nicht brauchbar. Auch herrscht Mangel an deutschen Lehrern, so daß z. B. in den deutschen Schulen der deutschen Kolonien Jürichtal und Okretsch der Unterricht russisch erteilt werden muß (!). Obwohl der Instruktor (ein gewisser Oprotkowicz) die Geld- und Papierverschwendung für „alle möglichen Broschüren" tadelt, flößt er sich o.. dem traditionellen deutschen Charakter der Bibliotheken, in denen „noch bis vor kurzem neben dem treu-deutschen Vaterlandsgeist die faulende bourgoise Ideologie" gewohnt habe. Auch die von ihm ironisch „sozialistisch" genannte Lehrerschaft glossiert er und verschweigt, daß die Sowjetregierung erst in diesem Jahre größere Mengen von Schulbüchern usw. herauszubringen imstande war. Um die Schulen auch Kindern minderbemittelter Eltern zugänglich zu machen, sind vom Staat — 27 Stipendiate gestiftet worden. Zu mehr ist der Staat nicht in der Lage. Oprotkowitz nennt den Schulbesuch nur bemittelter Kinder ostentativ aber „ungesunde Zustände", was ja wohl wahr ist, in diesem Zusammenhang aber wieder an die Ausgaben für „heute verstaubte" Agitationsbroschüren erinnert.

Zur Eröffnung des deutschen Rundfunks



Ansicht der Hauptfunkstelle in Königswusterhausen.

Der Rundfunk vermittelt den ihm angeschlossenen Abonnenten durch einen Schalltrichter Predigten, Reden, Konzerte, Börsen- und allerlei politische und sonstige Nachrichten. Man sitzt zuhause auf dem Sofa und hört auf die Klänge aus dem Schalltrichter, die viele Kilometer weit in der Hauptfunkstelle in die Leitung gesprochen oder gespielt werden.

Neue Urteile über den „Wolgadeutschen"

Der bekannte hessische Schriftsteller Dr. Alfred Bock in Gießen schreibt uns unterm 1. November ds. Js. u. a.:

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Ihre Zeitschrift regelmäßig zusenden wollten. Ich habe darin viele Klänge gefunden, die mich sympathisch berührten, wie ich denn die ganze Organisation und Leitung des Blattes vortrefflich finde."

•

Der Redakteur des Kalenders und Jahrbuches des Deutschen Elternverbandes in Lettland, Herr B. v. Schrenck, Riga, äußert sich über den „Wolgadeutschen" wie folgt:

„Mit lebhaftem Interesse habe ich eine Reihe von Nummern Ihres Halbmonatsblattes „Der Wolgadeutsche" gelesen. Nicht nur in Leben und Arbeiten der vielgeprüften Wolgadeutschen in ihrer alten Heimat und der neuen, jenseits des Ozeans, gibt Ihr Blatt vielseitigen Einblick, in wirtschaftlicher wie kulturellen Hinsicht. Es vermittelt darüber hinaus eine Menge sonstiger Nachrichten über das Deutschtum in Räterußland, über russische Zustände überhaupt, und zwar in so lebendiger, anschaulicher Weise, daß der Leser sich immer gefesselt sieht. Besonders anziehend ist in Ihrem Blatt die Verbindung einer festen, entschiedenen und warmen Gesinnung mit jenem umsichtigen und besonnenen Urteil, das den Realitäten des Lebens Rechnung trägt, zu ihnen aber von höheren, sittlichen und völkischen Gesichtspunkten aus Stellung nimmt. Es scheint mir, daß dem Leitspruch „Folge dem Licht, nutze die Kraft!" der Inhalt und Charakter Ihres Blattes gerecht wird, denn durch seine Spalten geht der frische, emportragende Zug positiver, aufbauender Arbeit und freudigen Vertrauens auf die gute Sache und den Segen von oben, der sie begleiten wird. Das aber ist und bleibt ja für uns alle das Wichtigste in diesen schweren, kampfreichen Zeiten.

Für den tüchtigen, so treu an seinem Volkstum haltenden Stamm der Wolgadeutschen wird Ihr Blatt ohne Zweifel von hervorragender, fördernder und werbender Bedeutung sein.

Daneben habe ich im „Wolgadeutschen" viel Belehrendes und Unterhaltendes aus den verschiedensten Gebieten des Lebens und Wissens gefunden, habe mich zugleich an manchen der eingestreuten kleinen Gedichte erfreut. So kommen, neben dem heutzutage besonders schwer lastenden Ernste der großen Lebensaufgaben auch Frohsinn und Zerstreuung zu ihren Rechte, und das ist gut. Das Leben ist reich, und Frohmut ist wie ein Sonnenstrahl, dem man gastlichen Einlaß geben soll.

Ich beglückwünsche Sie zu den großen Leistungen des „Hilfswerks der Wolgadeutschen", zu den Erfolgen und der Anerkennung, die Ihr gehaltvolles Blatt, das sich in den Dienst einer so schönen Sache stellt, zu verzeichnen hat, und bleibe mit herzlichen Wünschen für ferne feuchtbare Arbeit

Ihr in aufrichtiger Hochschätzung ergebener

B. v. Schrenck.

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 15 Goldpfennige. Anzeigenpreis nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Folge dem Lichte, kurze die Kraft!

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Kurfürst No. 6224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36881; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 1. Dezember 1923. - - - Nr. 23/41 des 2. Jahrgangs.

Deutsch-Russischer Bilderbogen

W. R. Berlin, Ende November.

Während ich diese Zeilen schreibe, geht über die wieder einmal im Zeichen einer Kabinettskrise stehende Reichshauptstadt Berlin ein echter und rechter Winter nieder. Schneeflocken tanzen in Mirladen über die Dächer, häufen sich auf ihnen zu schweren Decken, legen sich strichartig auf die Gesimse der Häuser, gleiten auch lautlos und tausend auf das Pflaster, wo sie von unzähligen Menschenfüßen, Rädern und Pferdehufen zu Matsch getreten werden. Und wie zur alten Zeit sieht man wieder unsere russischen Emigranten hier in warmes Pelzwerk gehüllt. Vieles freilich ist schon alt geworden in den Jahren der Verbannung und ist heute nur noch Erinnerung. Unlängst aber ist mir die Ehre zuteil geworden, neben einem der sichtbarsten Mitglieder der Berliner Sowjetvertretung in dem gleichen Kleidergeschäft einzukaufen: er mit Gattin kleidete sich für — o wieviel Geld! — ganz in Leder und Pelz ein, ich erstand für meine Groschen ein Kleidungsstück, das jener nicht einmal ansehen mochte. Nun ja, es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Vermögensverhältnisse. „Deshalb aber keine Feindschaft nich" sagt der Berliner, wenn er gerade gutmütig gestimmt ist, er blickt aber arg böß', wenn er aus dem Rußland von heute hört, man wolle hier in Deutschland „Weltrevolution" machen. Gewiß, es geht ihm übel, dem Durchschnittsberliner, aber er würde sich fremde Eingriffe in sein Staatsleben denn doch verbitten. Mitleidig aber lächelt er, wenn ihm gesagt wird, in Rußland schreiben futuristische Dichter schon Lieder für die deutschen Arbeiter, wenn sie — wenn nicht heute, so morgen — hinter Barrikaden für die „Weltrevolution" kämpfen werden. Die Reden Sinowjews aber über die Hoffnungen der Sowjetregierung auf einen Umsturz in Deutschland und die unwilligen Aeußerungen Kamenews über die Rückkehr des deutschen Kronprinzen nach Deutschland überhört er ganz, denn er denkt in seiner Berliner Art: „Mensch, bleib du man daheem!" Womit er sagen will, daß ein jeder zuerst einmal bei sich Ordnung schaffen müsse, und daß dann überall Frieden herrschen werde. Was für Deutschland gut oder nachteilig ist, weiß der Deutsche allein; unter fremder Einmischung hat er ohnedies genug zu leiden. Auch die schönsten Berichte über das Rußland von heute erwärmen ihn nicht sonderlich, es müßte denn gerade sein, daß er an seiner Heimat gänzlich verzweifelt ist oder aber sich durch seine Notlage zu Abenteuern hinreißen läßt. Es wird hier in Deutschland ja viel Originelles über Rußland verbreitet. Vertreter von großen Firmen und Konzernen, die Rußland bereisen, berichten begeistert über dessen wirtschaftlichen Aufstieg, seltsamerweise aber stehen die deutsch-russischen Geschäftsverbindungen in gar keinem Verhältnis zu dieser Begeisterung. Der „Aufstieg" — wenn er auch unverkennbar ist — darf doch immer nur im Vergleich mit den trüben Jahren 1919—22 als Aufstieg bezeichnet werden. Und wenn in Moskau Konzerte von Fabrik- und Lokomitivenpfeifen, begleitet von Kanonendonner, veranstaltet, oder wenn im Kaukasus neue Städte nach der Form des fünfzackigen Sowjetsterns angelegt werden —, man kümmert sich hier ebensowenig darum wie um amerikanische Sensationen und Neuigkeiten. Dieweil der Deutsche mit seinen Milliarden und Billionen Papiermark, mit seinem leeren Magen, seiner kalten Wohnung und mit den frierenden Kindern sattsam Sensationen hat. Auch wenn er liest, daß sogar der ruhige sowjetrussische Volksbildungskommissar Lunatscharski Dramen schreibt und in ehemals kaiserlichen Theatern in Petersburg aufführen läßt, in denen auf eine kommunistische Revolution in Deutschland angespielt wird, so ist auch das ihm „schnuppe". Denn in der Zeitungsspalte nebenan liest er, daß in London die russische Prinzessin Trubezkaja — um sich ihr täglich Brot zu verdienen — mit Hüten, Kleidern und Wäsche handelt. Man weiß: Sie ist infolge der russischen Revolutionen und Bürgerkriege verarmt, ebenso wie unzählige anderer Russen, die heute in den Großstädten Europas, Asiens und Amerikas, ja Afrikas, Tagelöhnerarbeiten verrichten, verarmt ebenso, wie heute ja ganz Rußland verarmt ist. Man braucht übrigens gar nicht „in die Ferne zu schweifen" — die russischen Emigranten in Berlin bieten lehrreiche Bilder genug. Hält man die festlichen luxuriösen Empfänge mit teuren Speisen und Getränken in der Berliner Sowjetdelegation daneben, so weiß der Berliner: trotz vielem Geld und Pelzwerk ist das Russentum heute bettelarm, ärmer gewiß, als er, der Deutsche. Und dabei haben nur die wenigsten dieses Geld und dieses Pelzwerk, die anderen — nun, an Elendsbildern ist kein Mangel. Wozu also Russischen nachahmen? Wozu die großen Reden z. B. der Sowjetleute ernst nehmen? Nein, die „Weltrevolution" wird auch im allerarmseligsten Deutschland keinen Boden finden, ebensowenig, wie der russische Bassist Schaljapin durch seinen Wutanfall auf der Bühne der Chikagoer Oper kürzlich Sympathien erringen hat. Im Gegenteil: als er frech wurde, bekam er die Verachtung des Publikums deutlich zu spüren. Zu Hause, in Moskau und Petersburg, ja, dort konnte ihm das ungestraft verziehen werden, dort konnte er Publikum, Theaterdirektion und Kollegen vor seinen weibischen Launen auf die Füße zwingen, Amerika aber hat seine eigenen Traditionen, Gesetze und — Kurmittel. Die hat auch Europa. Und wenn der Berliner in aller Not den Schlager singt:

O Mensch, fei helle,
Bleib' Junggeselle!,

so meint er damit nicht nur, daß man in schwerer Zeit kein noch so liebreizend Weiblein ehelichen darf, sondern auch, daß man sich aus der eigenen politischen und wirtschaftlichen Zwangsjacke nicht dadurch herausschälen kann indem man sich etwa mit „Weltrevolutionen" verheiratet...

Deutsche Kulturarbeit in Rußland

Die deutschen Schulen in Petersburg. — Deutsche Lehrerkonferenzen im Kaukasus und im Schwarzmeergebiet.

O. E. Moskau, Mitte Dezember.

Die in nationaler Hinsicht tolerante Richtung der Sowjetregierung ist den ehemaligen deutschen Kirchenschulen Petersburgs zugute gekommen. Sie haben seit dem Jahre 1918 ihre deutsche Unterrichtssprache, die sie seit Beginn des Krieges mit Deutschland aufgeben mußten, wiedererlangt. Dieser tatsächliche Zustand ist in diesem Jahre von der Unterrichtsverwaltung formell anerkannt worden. Ja noch mehr, die deutschen Schulen sollen die Rolle von Pflanzstätten der deutschen Sprache übernehmen; sie sind verpflichtet, Klassen mit deutscher Unterrichtssprache zu unterhalten und daneben Klassen mit russischer Unterrichtssprache, in welchen dem Deutschen als Fach eine überaus große Stundenzahl zugewiesen ist. Sonst sind diese Schulen in jeder Hinsicht den übrigen, sogenannten Einheitsschulen gleichgestellt und werden vom Staat gleich diesen unterhalten.

Der Stand der **Kenntnisse und Leistungen im Deutschen** ist übrigens seit dem Jahre 1914 **stark zurückgegangen**, was hauptsächlich durch die Abwanderung der Deutschen aus Petersburg zu erklären ist. Die Zahl der Deutschen beträgt jetzt kaum mehr als den fünften Teil des früheren Bestandes (wahrscheinlich ist dieser Ansatz noch zu hoch) und zwar bezieht sich die Abwanderung auf alle Städte und Kreise. Dazu kommt, daß ein nicht geringer Teil der hier Verbliebenen die deutsche Muttersprache, die ja während der Kriegsjahre bei Strafe verboten war, verlernt bezw. die jüngste Generation überhaupt nicht gelernt hat. So kommt es, daß der kleinste Teil der Schüler deutsche Kinder sind; der Zudrang russischer Kinder zu diesen Schulen ist sehr groß.

Von den vier ehemaligen großen deutschen Kirchenschulen, die im Jahre 1914 insgesamt gegen 5000 Schüler und Schülerinnen hatten, bestehen noch drei: **die Reformierte Schule, die Petri-Schule und die Annen-Schule** (die Katharinen-Schule ist im Jahre 1918 eingegangen). Ihre Schülerzahl ist **heute nicht viel geringer**, allerdings entfällt ein bedeutender Teil auf die russischen Klassen. **Die deutsche Sprache steht in den Schulen Rußlands unter den Fremdsprachen überhaupt an erster Stelle. Ueberall ist sie verbindlich für alle Schüler der „Einheitsschule".** Die anderen Sprachen (es kommt eigentlich nur das Französische in Betracht, hier und da das Englische) sind wahlfrei. In den Militärschulen steht es im wesentlichen nicht anders, so daß **die deutsche Sprache eine so vorherrschende Stellung in der russischen Schule einnimmt, wie nie zuvor.**

* * *

Ende August wurde in Georgenfeld eine Konferenz der Lehrer aus den deutschen Kolonien Aserbeidschans abgehalten. Aus dem Bericht über das verflossene Schuljahr ergibt sich, daß in Helenendorf, Georgenfeld, Annenfeld, Traubenfeld, Grünfeld, Eigenfeld und Alexejewka zusammen 49 deutsche Klassen mit 1160 Schülern und 44 Lehrern vorhanden waren, wobei auf Helenendorf allein 18 Klassen, 529 Schüler und 24 Lehrer entfielen. Im letzten Jahre war eine bedeutsame Mehrleistung gegenüber dem Vorjahr zu verspüren. Die durch das Fehlen von Lehrer und Lehrmittel bedingten Mängel wurden großenteils behoben und die Regierungsvertreter, die die einzelnen Schulen besuchten, sprachen sich alle anerkennend über die Leistungen aus. — Eine andere Konferenz deutscher Lehrer fand Mitte September in Margenau (Schwarzmeergebiet) statt. Anwesend waren 78 Lehrer aus den Gebieten Halbstadt und Gnadenfeld. U. a. wurden Kommissionen gebildet zur Ausarbeitung von Lehrplänen unter Berücksichtigung des Regierungsprogramms. Im Frühjahr 1924 soll eine Ausstellung von Schülerarbeiten veranstaltet werden, die die Leistungen in der Arbeitsschule, im Werkunterricht, Zeichnen, Malen, sowie Sammlungen von Pflanzen, Materialien usw. veranschaulichen wird. Erfreulicherweise ist das Analphabetentum in den Kolonien fast ganz verschwunden, wennschon einige Eltern ihre Kinder aus Not dem Schulbesuch nicht zuführen können. Ein ziemlich großer Prozentsatz der schulpflichtigen Kinder besitzt fast keine Kleidungsstücke, die Regierung versprach zu helfen.

Das neue russische Sowjetrecht

Von Adolf Ehrt.

Ohne zu ihm Stellung zu nehmen, bringen wir nachstehend eine kurze Wiedergabe des Sowjet-Rechtes.

Die Schriftleitung.

Die Oktoberrevolution des Jahres 1917 brachte für Rußland nicht nur eine grundsätzlich andersartige Struktur des sozialen Lebens und des wirtschaftlichen Aufbaus, sondern durchtränkte und gestaltete auch das gesamte Gebiet der russischen Kultur mit den Prinzipien und Zielen der marxistischen Weltanschauung. Während man die Literatur und Kunst, Wissenschaft und Technik den veränderten herrschenden Ideen vorläufig nur anzupassen suchte, ging man gleich von vornherein an die Aufgabe heran, diese neuartigen Kräfte in der Form einer umfassenden neuen grundlegenden Gesetzgebung für die „Diktatur des Proletariates" dienstbar zu machen. Im Gegensatz zum bürgerlichen Recht im edleren Sinne, das auf dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz beruht, ist das neue russische Sowjet-Recht eine Waffe des Proletariats, in erster Linie der städtischen Arbeiterschaft, in seinem Kampf um die Beherrschung der anderen Volksklassen, d. h. der Besitzenden, sei es nun das Unternehmertum, d. h. die sog. Bourgeoisie, oder der Landbesitz.

Das Sowjet-Recht ist bewußtes und bis zum letzten Paragraphen konsequent durchgeführtes Klassenrecht. Das Proletariat ist Gesetzgeber und Nutznießer des Rechts. Es teilt die Menschen in zwei unbedingt feindliche Lager: die Arbeiter und die Kapitalisten, während jeder andere natürliche, berufliche, ständische oder traditionelle Unterschied unter den Menschen von ihm als nicht ausschlaggebend betrachtet wird. Es entkleidet den Menschen seiner Besonderheit und nimmt seinem Wesen die Eigenart. Für das Sowjet-Recht ist der Mensch nur eine wirtschaftliche Einheit, die dem Staat, also der Gesamtheit, nutzbar zu machen ist. Es fällt nicht schwer, diese Grundsätze des neuen russischen Rechtes in den Gesetzen für die einzelnen Gebiete des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens herauszufinden.

Für den Aufbau des russischen Sowjet-Staates ist das im August 1922 erlassene Wahlrecht von grundlegender Bedeutung. Prof. Engel, Dekan der sozial-wissenschaftlichen Fakultät an der Staatsuniversität zu Petersburg, sagt darüber folgendes: „Das Sowjet-Wahlrecht hat eine revolutionäre Aufgabe zu erfüllen: den gesamten Regierungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsapparat des Staates in den Dienst der Werktätigen zu stellen. Soweit man überhaupt in einem Klassenstaate vom allgemeinen Wahlrecht reden darf, kann das Sowjet-Wahlrecht ohne Zweifel mit viel größerer Berechtigung (als das bürgerlich-demokratische) als ein System des allgemeinen Wahlrechts bezeichnet werden. Man darf hierbei allerdings vor allem nicht jenen Umstand in Erwägung ziehen, daß sich das Sowjet-Wahlrecht nicht auf die Bourgeoisie erstreckt."

Das neue russische Wahlrecht ist nicht allgemein, ist öffentlich und indirekt. Wahlberechtigt sind die über 18 Jahre alten Werktätigen ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität, Religion und Ansässigkeit. Ausgeschlossen sind, außer der Bourgeoisie, die wegen gewinnsüchtiger oder ehrloser Delikte Verurteilten und die Geistlichkeit. Die Stimmabgabe erfolgt öffentlich; es werden Delegierte gewählt, die ihrerseits Vertreter bestimmen, so daß zwischen den Wählern und der Volksvertretung kein unmittelbarer Zusammenhang besteht.

Dient das Wahlrecht dem Aufbau des Sowjet-Staates, so hat das Strafgesetzbuch der R. S. F. S. R. die Verteidigung des revolutionären Staates gegen „verbrecherische und sozialgefährliche Elemente" zum Ziel. Verbrecherisch im Sinne des Strafgesetzbuches ist jede sozialgefährliche Handlung, welche die Grundlagen der Sowjet-Ordnung und die zum Kommunismus überleitende Rechtsordnung gefährdet.

Neben dem Strafgesetzbuch besteht in Rußland auch ein Bürgerliches Gesetz, das in seinen ersten Paragraphen allen Bürgern der R. S. F. S. R., soweit ihre Rechte nicht gerichtlich beschränkt sind, die bürgerliche Rechtsfähigkeit verleiht. Hervorzuheben ist die Regelstellung des Familien- und Erbrechts sowie das Arbeitsrecht und das Landnutzungsrecht.

Als Grundlage der Familie wird die wirkliche Abstammung angesehen; zwischen ehelicher und unehelicher Verwandtschaft besteht kein Unterschied. Die rechtliche Stellung der Eltern, d. h. der in die Geburtsregister eingetragenen Personen, in bezug auf die Kinder ist völlig gleich. Beide, Vater und Mutter, dürfen ihre Rechte nur im Interesse der Kinder anwenden und sind, wie auch umgekehrt die Kinder und überhaupt Verwandte, zu gegenseitiger Unterstützung, und hinsichtlich der Kinder zu deren Unterhalt bis zur mit dem 18. Lebensjahr eintretenden Volljährigkeit verpflichtet. Die Annahme an Kindesstatt wird aufgehoben.

Als gesetzlich wird nur die Zivilehe betrachtet. Der Ehemann hat keine Gewalt über die Ehefrau;

Abonnement erneuern!

Unsere gesch. Leser in Deutschland gestatten wir uns darauf hinzuweisen, daß nun auch für sie die Zeit der Bestellung des „Wolgadeutschen" auf das erste Vierteljahr 1924 gekommen ist. Wir sprechen hierbei die Zuversicht aus, daß unsere Leser, die uns das Jahr 1923 hindurch liebevoll begleitet haben, uns auch im bevorstehenden neuen Jahre treu bleiben werden. Eine herzliche Bitte fügen wir hinzu: Bringen Sie, wenn Sie den „Wolgadeutschen" der weiteren Verbreitung würdig erachten, neue Leser mit! Denn: je mehr Leser wir haben, desto besser können wir den „Wolgadeutschen" ausgestalten. Wieviel wissenswertes Material aus den Sie und uns interessierenden Gebieten muß unveröffentlicht bleiben, weil es an Papier und an Geld mangelt. Sie dienen sich, geehrter Leser, selbst, wenn Sie mithelfen, unsere Leserzahl zu vergrößern.

Ueber die Wirtschaftsnot zu sprechen, erübrigt sich. Wir sehen uns gezwungen, das Lesegeld für das erste Vierteljahr 1924 mit

45 Goldpfennigen

festzusetzen. Das sind jedoch nicht mehr als 7½ Pfennig für die Nummer. Wir bitten unsere gesch. Freunde, uns das Lesegeld für ein Vierteljahr rechtzeitig, möglichst ohne Verzögerung (wenn nicht wertbeständig, so nach dem Tageskurs) zu übersenden. Zur gefl. Bedienung legen wir für unsere Leser in Deutschland der heutigen Nummer eine Zahlkarte bei.

Wir sind nicht in der Lage, unsere Zeitung kostenlos abzugeben und senden sie deshalb nur an zahlende Leser.

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

die Ehe schafft keine Gütergemeinschaft. Aendert einer der Ehegatten seinen Wohnsitz, so ist der andere Teil nicht verpflichtet, ihn zu begleiten. Beim Tode eines der Ehegatten erbt der überlebende Teil zu gleichen Teilen mit den direkten Nachkommen des Verstorbenen und den Personen, die arbeitsfähig und unbemittelt sind und mindestens ein Jahr vor dem Tode des Erblassers ihren Unterhalt von ihm bezogen haben. Der Erblasser kann seinen Nachlaß, dessen Gesamtwert 10 000 Goldrubel nicht übersteigen darf, durch Testament unter die oben angeführten gesetzlichen Erben nach Gutdünken verteilen bzw. einen oder mehrere von der Erbschaft ausschließen. Erbteile in höherem Wert als 10 000 Goldrubel unterliegen der Verfügung durch den Staat.

Nach seinem Gegenstand und seinen Grundsätzen ist insbesondere das Arbeitsrecht für das neue Sowjet-Recht charakteristisch. Es erstreckt sich auf alle für Lohn Arbeitenden, sowie auf alle Institutionen, Haushaltungen und Privatpersonen, die fremde Arbeit für Lohn in Anspruch nehmen. Im allgemeinen soll das Prinzip des freien Arbeitsvertrages gelten, bei Mangel an Arbeitskräften jedoch sowie bei anderen Ausnahmefällen können alle Bürger zur Arbeitspflicht zwangsweise herangezogen werden. Die Arbeitsverträge werden als Kollektivverträge zwischen Gewerkschaft und Arbeitgeber oder als Personalverträge geschlossen. Im Kollektivvertrag werden die Arbeits- und Lohnbedingungen für bestimmte Wirtschaftsgruppen oder auch einzelne Unternehmungen festgelegt. Der Personalvertrag, der ohne und bei Bestehen eines Kollektivvertrages geschlossen werden kann, ist ungültig, wenn er für den Arbeitnehmer ungünstiger ist, als der entsprechende Kollektivvertrag; ein Personalvertrag kann auf Verlangen der Gewerkschaft gelöst werden.

Die Arbeitszeit darf 8 Stunden, bei gesundheitsschädlicher Arbeit 6 Stunden nicht übersteigen; Nachtarbeit und Ueberstunden sind für Jugendliche und schwache Frauen verboten.

Für alle gegen Lohn arbeitenden Personen ist die „Soziale Fürsorge" geschaffen. Sie hat folgende Aufgaben: Hilfeleistung und Unterstützung bei zeitweiliger oder dauernder Arbeitsunfähigkeit und Arbeitslosigkeit, Hilfeleistung bei Krankheit, für Kindernährung, Witwen- und Waisenunterstützung. Für die Soziale Fürsorge werden entsprechende Abzüge vom Arbeitslohn gemacht.

(Schluß unter besonderer Berücksichtigung des Landrechts folgt.)

Das Parteiwesen in Deutschland

Von W. Nowack.

In der parlamentarisch regierten Deutschen Republik spielen die politischen Parteien eine überaus wichtige Rolle. Von einzelnen Lesern mehrfach nach den Zielen der Parteien in Deutschland gefragt, bringen wir nachstehend eine Uebersicht über das deutsche Parteiwesen aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters Herrn W. Nowack, eines vorzüglichen Kenners der deutschen Politik. Die Schriftleitung.

Deutschland ist von jeher ein in viele Stämme, Gruppen und Parteien zerklüftetes Land gewesen. Und daher ist bei keinem anderen europäischen Volk die wirkliche Einigung zu einem großen Ganzen später erfolgt als gerade bei dem deutschen. Aber auch nach dieser Einigung bestehen im Volk noch so zahlreiche Parteigruppierungen, wie sie die fortentwickelten Staaten der Welt nicht mehr kennen. Am besten erkennt man die vielfachen Parteien an der Zusammensetzung des Reichstags, obwohl dieser — das sei hier ausdrücklich bemerkt — keineswegs alle in Deutschland bestehenden Parteien umfaßt. So sind gewisse Wirtschafts- oder Bauern- oder Landesparteien nicht im Reichstag vertreten. Der Einfluß dieser Parteien ist aber auch in den Landesparlamenten, in denen sie vertreten sind, gering. Und es ist klar, daß in der heutigen Zeit, wo alles zur Vereinheitlichung und zur Umfassung des ganzen Reichsgebietes hindrängt, auch diese kleinen, auf partikularistische und Sonderinteressen eingestellten Parteien keine Aussicht auf Fortschritt und Entwicklung haben.

Nach der Revolution im November 1918 und für die Wahlen zur Nationalversammlung im Februar 1919 bildeten sich neue Parteien. In Wirklichkeit ist das aber zu viel gesagt, denn tatsächlich blieben die Parteien im Grunde genommen dieselben, die vor und auch während des Krieges bestanden hatten, nur wurden die Namen geändert und die Parteiprogramme erhielten eine neue Bearbeitung unter Anwendung der neuesten Schlagworte und Verarbeitung der neuen Ideen und Ereignisse. Bei allen Parteien ist eine große Zahl der Abgeordneten aus früheren Zeiten wiederzufinden.

Vor allem sind es drei Gesichtspunkte, die in der Zeit nach der Revolution von 1918 die deutschen Parteien beeinflußt haben: der Sozialismus, die Frage ob Monarchie oder Republik und drittens die Stellungnahme zum Versailler Vertrag. Was den letzten Punkt anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß der Versailler Vertrag von allen Parteien prinzipiell verurteilt wird und zwar von den rechtsstehenden Parteien ausschließlich aus nationalen Gründen und von den Linksparteien auch noch aus dem Grunde, weil sie in diesem Unfriedensvertrag die Gründe zu weiteren Kriegen und — wie sich bisher ja auch richtig gezeigt hat — der Unmöglichkeit der Befriedigung Deutschlands und Europas sahen.

Der Sozialismus ist im Augenblick stark in die Verteidigungsstellung gedrängt worden. Er ist im Grunde nur noch das Programm der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und findet auch bei dieser in ihrem neuen Görlitzer Programm keineswegs mehr die Auslegung und Darstellung, wie sie bis 1920 geschah. Alle anderen Parteien, die weiter rechts stehenden bürgerlichen und die links stehenden Kommunisten, lehnen den doktrinären Sozialismus ab, ohne etwa weitgehenden sozialen Regungen unzugänglich zu sein.

Während die sozialistische Frage ja nun allerdings auch vor dem Kriege schon bedeutungsvoll war, allerdings erst mit dem Augenblick der Revolution ganz in den Vordergrund gerückt ist, ist die Frage Monarchie oder Republik überhaupt erst mit dem Augenblick der Revolution in den Vordergrund getreten. Bis dahin gab es in Deutschland wohl kaum unbedingte Republikaner, wenn auch der Drang nach einer starken und stärkeren Volksvertretung und insbesondere einer parlamentarischen Regierung sehr ausgesprochen war. Nach dem so wenig rühmlichen Ende der Monarchie und der Flucht des Kaisers und des Kronprinzen fand sich allerdings eine sehr große Zahl Republikaner zusammen, die auch vornehmlich durch ihre Erfahrungen und Kenntnisse anderer Länder zu ihrer Ueberzeugung gebracht worden waren. So wurde dann das neue Deutschland eine Republik, und der Wunsch weitester Volkskreise — der Sozialdemokraten, der Demokraten, weiter Kreise des Zentrums und der Deutschen Volkspartei — ist es, daß diese Staatsform Deutschland erhalten bleibe. Während die rechtsstehenden Parteien ebenso entschieden für die Monarchie eintreten und sie auf jede nur mögliche Weise wieder herzustellen sich bemühen, gibt es noch eine dritte, diesen Kreisen allerdings nicht ganz fernstehende, Gruppe von Politikern, die erklären, daß die Frage der Staatsform für Deutschland heute eine „Sonntagsfrage" sei. Sie wollen also nicht richtig Farbe bekennen, stehen aber ihrer ganzen übrigen Einstellung nach den Monarchisten näher als den Republikanern.

Ehe wir nun zur Besprechung der einzelnen Parteien in ihrer Bedeutung, Zusammensetzung und ihren Zielen kommen, sei noch auf eine seit kurzem bestehende eigenartige Situation hingewiesen: der deutsche Reichstag enthält nämlich die Vertreter zweier Parteien, die vor nunmehr 10 Tagen durch den Militärbefehlshaber als Inhaber der öffentlichen Gewalt aufgelöst worden sind. Es sind das die Abgeordneten der Deutsch-Sozialen (Deutschvölkischen) Partei, die auf der äußersten Rechten steht, und die Kommunisten. Während aber die Parteien aufgelöst sind, sind die Abgeordneten noch vorhanden. In der Tat ein recht eigenartiger Zustand.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Leiden der wolgadeutschen Hungerflüchtlinge im Heimkehrlager in Frankfurt a. d. Oder

Von unserem Sonderberichterstatter Adolf Ehrt.

Eine rauhe preußische Provinzstadt — langweilig und schmucklos in dem grauen Einerlei ihrer Mietshäuser. Reichswehr, Beamte und Krämer bilden die kleine Bevölkerung der kleinen Stadt Frankfurt a. d. Oder. Vom Bahnhof bis zu den Kasernen fährt man auf einer Spielzeug-Straßenbahn in 15 Minuten durch den ganzen Ort. An einer endlosen, mit Stacheldraht gekrönten Ziegelsteinmauer vorbei, durch eine Bahnunterführung hindurch — und man erblickt auf einem kahlen, flachen Hügel ein paar dunkle Baracken. Ein trostloses Bild — links der Rangierbahnhof, dahinter gelbe, kastenartige Kasernenbauten, rechts ödes Stoppelfeld und in der Ferne die Baracken auf dem Hügel, wie kleine Pilze auf einem großen Pilz, darüber der fahle Wolkenhimmel eines Spätnovembertages. So sah ich zum ersten Mal das Heimkehrlager bei Frankfurt a. d. O.

Auf einer geduldigen schmutzigen Chaussee kam ich zum Lagerhügel. An seinem Fuß steht eine Reihe halbfertiger, schmucker Bauernhäuser — die vertriebenen Grenzlanddeutschen aus Polen, dem Ruhrgebiet usw. bauen sich hier ein neues Heim. „Vielleicht geht es auch unseren Wolgadeutschen nicht gar zu schlecht", dachte ich. „Die Regierung scheint sich ja um sie zu kümmern. . ." Später sah und hörte ich, daß sie notgedrungen hauptsächlich um ihren aufgebauschten Papiergeldsäckel besorgt ist.

Endlich stand ich vor dem Haupttor des Lagers, wenigstens deuteten die beiden vermoderten schiefen Balken an, daß hier die Ueberreste eines festen Tores aus der Zeit, da das Heimkehrlager noch Gefangenenlager gewesen ist, im Begriffe standen, den Weg alles Irdischen zu gehen. Warum übrigens die Umtaufe des Lagers in „Heimkehrlager" erfolgte, ist mir unklar geblieben. Gefangene befreit man nicht durch schöne Namen. — Gleich daneben steht, oder besser zerfällt, eine alte Bretterbude, die von innen und außen als Abort benutzt wird. Ein würdiges Gegenstück zu der Jammergestalt des „Haupteingangs". Nach beiden Seiten zieht sich ein verrosteter, alterschwacher Drahtzaun, selbst die halbverhungerten Lagerkötter springen verächtlich über ihn hinweg. Ich folgte ihrem Beispiel aus Furcht, das Tor könnte über mir zusammenstürzen. Und befand mich an der Hinterfront einer Barake. Der etwa 5 Meter hohe und 50 Meter lange verwitterte und schmutzige Holzbau sieht mit seinen kleinen angelaufenen Fenstern wie ein altes schmutziges Weib mit tränenden Augen auf die herbstlichen Felder. Nie kann ein Sonnenstrahl in die Baracke dringen — die Fensteröffnungen sind zu hoch unterm Dach angebracht. Zwischen je drei Fenstern führt auf ebener Erde eine knarrende, niemals dicht schließende Tür ins Innere. Aus dem flachen Dach starren schief und krumm die engen Blechschornsteine wie verzweifelte Arme in die kalte, neblige Luft. Unter den Fenstern liegen kümmerliche Gemüse- und Kartoffelbeete, einen Schritt breit, zwei Schritte lang. Hier wird der Unrat in einen großen übelriechenden Haufen zusammengeworfen, hier spielen die Kinder, hier klopft abends der „Mann" an das Fenster seiner „Braut". An den Türen zeigten sich neugierige Gesichter, ich schritt weiter. An der Tischlerei, der Schmiede, dem Postgebäude, an Küchen- und Büroräumen vorbei, kam ich auf der schnurgeraden, arg vernachlässigten „Hauptstraße" des Barackendorfes zur Lagerdirektion. Nach bescheidenem Anklopfen trat ich in ein kleines, stark geheiztes Zimmerchen. Hinter einem großen Schreibtisch thronte ein kleines Fräulein. „Na, was gibt's denn?" wandte sich die junge Dame an mich; sie hatte mich inzwischen lange genug warten gelassen. Offenbar hielt sie mich „nur" für einen Heimkehrer. Schweigend überreichte ich ihr einen Brief, den mir die Redaktion des „Wolgadeutschen" für solche Fälle wohlweislich mitgegeben hatte. Die Wirkung war erstaunlich. Mit holdem Augenaufschlag bat mich die Junafrau, im Nebenzimmer Platz zu nehmen. Der Direktor des Lagers werde gleich kommen, meinte sie entschuldigend, er habe gerade eine „sehr wichtige Besprechung". Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, denn zufällig hörte ich aus einem nebenan geführten Gespräch, daß dort gerade Frühstückszeit sei. Im Nebenzimmer wurde ich von einem liebenswürdigen Herrn sehr freundlich empfangen. Durch Zufall wurde ich hier Zeuge einer interessanten Sitzung. Es wurde über verschiedene Gesuche um Kleidung entschieden. Ich bemerkte dabei, daß die Angestellten der Direktion zwei Gesichter haben und haben müssen. Sie können freundlich und liebenswürdig sein, sobald jedoch die Not mit ihren harten Forderungen vor ihnen erscheint, bedecken sie ihre Menschlichkeit mit der starren Maske des sich streng an seine Vorschriften und Pflichten haltenden Beamten. Und wenn so viele Wolgadeutsche im Heimkehrlager, verbittert durch ihre jahrelange ausweglose Not, ihrem Ingrimm gegen die Direktion in harten Worten Luft machen, so müssen sie auch bedenken, daß die Direktion nur das ausführende Organ einer unpersönlichen Einrichtung, des Staates, ist. Der deutsche Staat ist ärmer als der letzte Bauer an der Wolga, er hat nur Schulden und Pflichten. Das deutsche Volk jedoch ist noch reich genug, um die achthundert heimgekehrten Brüder nicht in der alten Heimat verkommen zu lassen.

Aus den Verhandlungen erfuhr ich, daß nunmehr gar keine Kleider mehr an die Lagerinsassen verabfolgt werden sollen. Da diese kein Geld haben, um sich Garn zu kaufen, werden sie sehr bald in bloßen Lumpen umherlaufen müssen. Trotz des besten Willens seitens der staatlichen, städtischen und privaten Fürsorgeorganisationen ist gerade auf dem Gebiete der Bekleidung im Lager eine Atmosphäre des schlimmsten Elends entstanden. Arme können Armen nicht helfen. Auf die Kleidernot wirft folgender Fall ein grelles Schlaglicht, er möge statt wortreicher Allgemeinurteile und Klagen zur Charakteristik der Bekleidungsverhältnisse im Heimkehrlager unter den Wolgadeutschen dienen: Ein Familienvater mit Frau und acht Kindern selbst seit Monaten im Krankenhaus liegend, völlig mittellos, erhält von den beantragten Sachen nur einen Mantel — keine Schuhe, die seine Mutter zum Holzholen im Walde anzieht, muß er der alten Frau abnehmen; Wäsche besitzt er nicht. . .

Nach Erledigung der kurzen Formalitäten beim Direktor machte ich mich wieder auf den Weg. Mein Streben war, den Mann zu finden, den ich aus meinen Gesprächen mit den Flüchtlingen und den Verhandlungen in der Direktion als den eigentlichen Führer und Vater der wolgadeutschen Heimkehrer kennengelernt hatte. Ich meine damit Herrn Dr. V. Rothermel. Wenn auch die Stellung und die Verdienste dieses Mannes als unmittelbare Ausflüsse seiner stets hilfsbereiten und energischen Natur und seiner lauteren Gesinnung keines Lobes und keiner Anerkennung bedürfen, so ist es doch eine der vornehmsten Pflichten eines Berichterstatters, die Oeffentlichkeit mit solchen Persönlichkeiten bekannt zu machen. In meinen Ausführungen werde ich noch Gelegenheit haben, auf das segensreiche Wirken dieses Mannes zurückzukommen, denn er ist die bewegende Kraft und der herrschende Geist unter den Wolgadeutschen des Heimkehrlagers.

Natürlich konnte ich ihn nicht ohne weiteres finden und wandte mich daher an zwei umherlungernde Burschen, die offenbar an einem großen Ueberfluß an Zeit zu leiden hatten. Nach alter guter Regel begann ich die Unterhaltung damit, daß ich ihr Wohlwollen durch eine Zigarettenspende für mich zu gewinnen versuchte. Es gelang mir über Erwarten gut die armen Kerle hatten schon seit Tagen ihre Pfeife „kalt" rauchen müssen. Der Tabak erschloß ihre Herzen und löste ihre Zunge. Sie wurden gesprächig und erzählten unbeholfen und kindlich-offenherzig ihre Geschichte. Nur Naturkinder können mit solch unberührter Hoffnungsfreudigkeit die Vernichtung alles Gewesenen und die Trostlosigkeit des Gegenwärtigen schildern. Zum Schluß schenkte mir einer von ihnen einen alten Zehnrubelschein. „Da, nimm, Kamerad, damit Du an uns zurückdenkst". Damit war die Verbindung hergestellt. Von diesem Augenblick an ging ich sozusagen aus einer Hand in die andere. Besonders die Saratower freuten sich, in mir einen Landsmann zu finden und mit mir über die „schönen Zeiten" sprechen zu können. Ich sah und hörte viele tapfere, standhafte Männer und Frauen, die trotz aller Not, trotz der völligen Ungewißheit und Trostlosigkeit der Gegenwart nicht in seliger Schwärmerei über das Vergangene versanken und den Glauben und Willen zur besseren, arbeiterschaffenen Zukunft behalten haben. Aber viele, sehr viele — besonders aus dem Kreise der Jugend — waren gezeichnet von der Zersetzung, Erschlaffung und Verkommenheit, der Folge eines jahrelangen arbeitslosen unter den denkbar schlechtesten und primitivsten Wohnverhältnissen verbrachten Lagerlebens. Es sei fern von mir, mich zum moralischen Richter der armen Menschen aufzuwerfen, aber es muß einmal offen gesagt werden, die wolgadeutschen Flüchtlinge haben zum Teil einen erschreckenden Mangel an Selbstbeherrschung, sittlichem Halt und gegenseitiger Hilfsbereitschaft gezeigt. Das Mißtrauen zueinander der zügellose Eigennutz und die Ungebundenheit der Triebe tragen einen großen Teil der Schuld an der gegenwärtigen sittlichen Verwahrlosung der wolgadeutschen Heimkehrer.

(Fortsetzung folgt.)

Räubergeschichten aus Litauen

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Kowno, im November.

Jetzt, wo der Spätherbstregen gegen die Fenster peitscht und der Sturm die letzten Blätter von den Bäumen schüttelt, wo der Samowar leise in der Ecke summt und das Herdfeuer seinen fahlen Schein über den Raum wirft und die Gestalten in riesengroßen Schatten an die Wand zaubert. Jetzt ist die richtige Zeit für Räuber- und Gespenstergeschichten. Dort zu Füßen der Hütte liegt der Grabhügel der Königin Bona. Weiße Nebel steigen aus der Dilja und schleichen an den steilen Hügelwänden empor. Im ungewissen Mondlicht kann man die Königin erkennen, wie sie umringt von ihren Damen und Mannen auf das alte Kowno hinabschaut und auslugt, ob die Zeit ihrer Erlösung noch immer nicht gekommen ist. — Aus der Ferne vom Militärmuseum her ertönen Trompetenfanfaren; es ist Abendparade vor dem steinernen Denkmal, das den für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gefallenen Kriegern gewidmet ist, die Schildwachen präsentieren das Gewehr und die Königin Bona grüßt sie stumm aus ihrer Nebelhöhe.

Dort weiter im Schatten der Dunkelheit liegt der Vitautasberg, sagenumwoben, er ist nach dem großen König Vitautas benannt, der die Tataren besiegte, und unter dessen Herrschaft Litauen zur größten Macht gelangte. — Das Herdfeuer in der Hütte flackert und die Leute träumen und erzählen.

Kowno wird seit seiner Abtrennung von Rußland eine moderne Stadt. Ueberall erstehen neue Häuser, Theater und Restaurationen werden eröffnet, und das elektrische Licht dringt bis weit hinaus über den Njemen nach Alexota und auf den grünen Berg. Aber noch weiter hinaus gibt es in Kirschgärten versteckt Häuser und Hütten, zu denen die Zivilisation noch kaum gedrungen ist, und die doch dank der entsetzlichen Wohnungsnot, überfüllt sind. In der Dunkelheit muß man den Weg dahin sehr genau kennen, sonst versinkt man in einer Lehmgrube oder stolpert über Stacheldraht und Pfähle, auch darf man sich nicht fürchten, aber wovor sollte man sich fürchten? Kowno hat eine vortreffliche Polizei, und Räuber gibt es in der litauischen Hauptstadt nicht. Man kann sicher in finsterer Nacht durch die entlegensten Straßen gehen . . . nur Nebelgestalten huschen über die Hügelwände, und die Eichen- und Ahornbäume flüstern im Abendwind Sagen von Litauens einstiger Größe und Pracht.

Am Abhang steht eine einsame Hütte. Sieben Menschen, die auch dort ihre Schlafstelle haben, sitzen um das Feuer. Der frühere Gendarm erzählt: Räuber haben den Schnellzug bei der Station Detsevan angehalten und die Reisenden ausgeplündert, ganz wie in Amerika, nun ist die Bande in den Wäldern verschwunden, nun ist es schwer, sie dort zu fassen, da sie schon lange nach Rußland oder ins Wilnagebiet entkommen sein können. 1920 war dort in den Wäldern das reine Räubernest, wir Gendarmen hatten viel zu tun, mein Kommando allein hat nicht weniger als 1200 Räuber und Deserteure gefangen. Die Menschen waren durch Krieg und Revolution wild geworden und kannten nur noch Blut und Raub. Die Miliz allein konnte mit ihnen nicht fertig werden. Fast durch einen Zufall haben wir damals die Bande des Prusas ausgehoben. Wir wußten, daß die Räuber in den Wäldern bei Kretingen hausten und konnten sie trotz aller Mühe und Wachsamkeit nicht fassen. Wenn die Kaufleute aus Memel zum Markt kamen, so konnten sie nur in Gruppen reisen, weil sie sonst ausgeplündert wurden, oft fanden wir die ausgeraubten Leichen von Juden und Bauern am Waldrande liegen, aber von den Mördern keine Spur. Mein Pansowitz, bei dem ich mich eingeritten hatte, ein ruhiger, erster Mann, beklagte sich bitter über das Räuberunwesen und verschwendete in unserem Dienste Tage und Nächte als Rundschafter, richtete aber nicht mehr als wir aus. Eines Nachmittags bemerkte ich hinter der Scheune ein frisch gegrabenes Loch, ich fahre mit dem Säbel hinein und fische eine goldene Uhr und Kette heraus. Ja, da wußte ich plötzlich, wo ich die Mörder zu suchen hatte, ich eilte in mein Zimmer, um mein Gewehr zu holen, aber die Frau hatte mich gesehen und war mir nachgeschlichen. Meine Rettung war ein Spiegel, der in der Ecke hing. Wie ich mich herunterbeuge, sehe ich, wie sie ein Beil hebt, um mir mit einem furchtbaren Schlage den Schädel zu spalten; ich kann gerade noch zur Seite springen und die Lampe gegen sie schleudern. Sie war wie eine Tigerin, und es dauerte lange, bis ich sie fesseln konnte. Wie es kam, weiß ich nicht, aber der Mann war gewarnt worden, er kam nicht mehr nach Hause, nur pfiff mir eine Kugel über den Kopf und schlug in die Wänden. Am begann eine lange Jagd in den Wäldern. Am dritten Tage erst fingen wir den Prusas, gerade, wie er über die Grenze nach Rußland zu entkommen suchte. 26 Mordtaten wurden ihm nach-

gewiesen und wahrscheinlich hat er noch einige mehr auf dem Gewissen gehabt. Vor dem Kriegsgericht zeigte er gar keine Reue, weder nannte er seine Mitschuldigen, noch verriet er, wo er die geraubten Schätze vergraben, er hatte, wie er meinte, die Partie verloren, und es hatte keinen Sinn, darüber noch Worte zu verlieren. Ja, das war ein richtiger Räuber, kein lumpiger Strauchdieb, für den auch eine Kugel zu schade ist, er liebte sein Handwerk! Am Morgen, als wir ihn zum Erschießen führten, war er ebenso ruhig und würdig als er zu Hause am Tische zu sitzen und auf die Räuber und auf die Bosheit der Menschen zu schimpfen pflegte. Die Frau kam mit sechs Jahren Zuchthaus davon. Sie wird jetzt bald freikommen, wahrscheinlich das Gestohlene ausgraben und als reiche Bauernwirtin ihr Leben beschließen. Litauen ist heute kein Feld mehr für Räuber, und deshalb haben wir früheren Gendarmen auch nichts mehr mit ihnen zu tun!

Als Pastor im „rauhhärigen Krasnojar"!

Von Joh. Stenzel, Berlin*), Pfarrer an der Genezareth-Kirche.

. . . 1905 kam ich als Nachfolger des Probstes Blum nach Krasnojar, wo ich bis 1914 verblieb. Eine große, stolze Kolonie, mein liebes Krasnojar, auch ein ganz anderer Menschenschlag als draußen in den Steppen, wie denn der ganze Karaman mit Schwed, Stahl, Rosenheim, Enders, Fischer, Reinwald, Schulz, Reinhardt, Uebach, Schäfer, — einen von den Jerusalemer Gemeinden grundverschiedenen Anstrich aufweist; da ist das „gelehrte Schwed", — aus ihm gingen viele Schulmeister, Schreiber, Lehrer und sogar ein Pastor hervor; dort das große Reinwald, von dem man sich zu erzählen wußte, daß es sich in keiner Frage jemals einigen konnte, und auf den Gemeindeversammlungen, meinte man, gehe es oft zu „wie auf der Wolfsjagd"; und noch dazu das „rauhhärige Krasnojar"! Doch ich will mit der Aufzählung dieser Kosenamen aufhören, um es nicht mit dem ganzen Karaman zu verderben, sondern nach wie vor dessen Freund zu bleiben, wie ich es damals gewesen bin, als ich, infolge Weggangs von Pastor Kufeld, das Reinhardter und später, als Pastor Busch Rosenheim verließ, auch dieses Kirchspiel zeitweilig zu bedienen hatte.

Nur ungern gab ich zu Anfang 1914 meine Stelle in Krasnojar auf, um der Schulung meiner Kinder halber nach der Stadt Orenburg zu ziehen. Nur ungern: Die in Krasnojar verbrachten acht Jahre haben tiefe Spuren in meinem Leben hinterlassen. Die Leute waren mir gegenüber stets, wie ich sie mir nicht besser wünschen konnte; nur schien in den ersten Jahren meine strenge Konfirmandenzucht denen nicht ganz zu gefallen, deren Kinder von mir der schwachen Kenntnisse wegen von der Konfirmation für ein Jahr zurückgewiesen oder, wie der schlimme Ausdruck hierzu lautet, „zurückgestoßen" wurden. Doch bald haben es die Konfirmanden mit ihrer Sache ernster genommen, und wir wurden gute Freunde. Sie haben mir die an ihnen geübte Strenge nicht genug zu danken gewußt. In ihren kindlichen Antworten, aber mitunter auch spitzen Bemerkungen verrieten sie Mutterwitz. Einer von ihnen hat mir bei der Erklärung des Spruches: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen" auf die Frage: „Fritz, also was lernen wir aus diesem Spruch, darf man saufen?" schlagfertig geantwortet: „Ja, Herr Pastor, aber nur feiertags". Ein anderer, bei dem es mit dem Erlernen der Gebote recht schwer hielt und ich ihn in der Schule deshalb einige Male vor hatte, um ihm über seine Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, mit der Bemerkung, daß er, wenn er die Gebote nicht gut verstände, nicht konfirmiert werden könnte, fing mich bei folgender Gelegenheit ab: zusammen mit einigen anderen Konfirmanden half er mir in unserem Garten beim Aufgraben der Erde. Als ich, der Arbeit ungewohnt, hinter den Jungens, die flott vorwärts gruben, etwas zurückgeblieben war, wandte sich mein junger Held an mich mit den Worten: „Gelt, Herr Pastor, Ihnen geht es mit dem Graben wie mir mit den Geboten". Der Junge hatte recht, und ich habe mich gehütet, ihm später im Konfirmandenunterricht irgendwelche Vorwürfe zu machen.

Mit Ehren sei auch einiger Alten in Krasnojar gedacht, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, so des alten Kirchenratsmitgliedes Peter Meier, der mir „auf der Bank vor dem Tor" in kühlen Abendstunden manches seiner Erlebnisse aus früheren Zeiten erzählte, als die Wolga-Kolonien noch der strengen Verwaltung des deutschen Kontors in Saratow unterstanden, der stets aus seinen reichen Erfahrungen jedem einen guten Rat zu erteilen wußte, da er als früherer Kolonieschreiber am Karaman mit den geschriebenen und ungeschriebenen Gemeindegesetzen vertraut war. Da sehe ich den alten „Vetter Hans-Karl Steingerwald", seiner kleinen, geblickten Gestalt und seines mageren Aussehens wegen von den Jüngeren mit dem Namen „altes Mistholz" genannt, wie er feiertags, seinen steifen schwarzen Hut auf dem Kopf, seine Besuche machte, und nimmt man noch den alten Johann Pfeil hinzu, der einen mit seinem Gedächtnis und seinen Kenntnissen überraschte, dann hatte man den Krasnojarer Kirchenrat vor sich, der seine Sache mit Gewicht und Erfolg vor der Gemeinde vertrat.

Doch der allerältesten einen hätte ich fast vergessen, den alten Schulmeistergehilfen Schmunk, wie er mit seinem Stock nach und aus dem Schulhause durch die Straßen des Dorfes ging, wie er, wer weiß, wie viele schon, die Leichen zum Kirchhof begleitete, wie er stets liebe- aber auch würdevoll den Schulmeister von Amts wegen vertrat. Ein großer Tag für ganz Krasnojar war es, als die Gemeinde ihren „alten, lieben Schmunk" zum Dorf hinausbegleitete, dorthin, wo er so oft an den Gräbern gestanden hatte. Und neben ihm der zweite Gehilfe: Salomon Groh. Wer von den Schulkindern kannte ihn nicht, wenn er, seines fehlerhaften Augenlichtes wegen, mehr quer als gerade seinen Weg mit langen Schritten durch die Straßen nahm; und wenn er dann noch an das Abfragen der Schulaufgaben kam, wehe dann dem, der nicht getan hatte, was seine Schülerpflicht gewesen, die Strafe, und noch was für eine, ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß, war ihm sicher.

Doch wenn erst der eigentliche Schulmeister, Alexander Lichtner, die Schule betrat, dann schien es, zumeist natürlich den Jungens, denn die sind auch am Karaman, wie allerwärts, immer fauler und ungezogener als die Mädchen, als sei der jüngste Tag am Himmel. Man wußte immer nicht recht, wo sich seine Fähigkeiten mehr verbergen bei diesem schwarzen Mann mit der Brille auf der Nase, ob in den Fingern, ob in dem Kopf. Ein durch und durch befähigter Mensch, ein gut vorgebildeter Lehrer, ein überaus vollkommener Orgelbeherrscher und ein geschickter Chorleiter. Noch höre ich das prächtige Spiel, wie er singt und klingt, der machtvolle Sänger- und Bläser-

*) Mit frdl. Genehmigung des Verfassers aus dem Vorwort zu dessen schönem Büchlein **„Wolgadeutsche Predigten und Lebenserinnerungen sowie Lebensbilder von der Wolga"**, soeben im Selbstverlag des Verfassers (Berlin-Neukölln, Saalestraße 40) erschienen. Das sehr empfehlenswerte Büchlein ist vom Verfasser selbst sowie durch uns zu beziehen. Preis: 1 Dollar, 3 Pesos oder 4 Goldmark. Bei Abnahme von 5 Exemplaren 10 Proz. Rabatt, von 10 Exemplaren 15 Proz., über 10 Exemplaren 20 Proz. Nord- und südamerikanische Bezugsquellen werden in der nächsten Nummer mitgeteilt.

Roßlau in Anhalt als Sammelpunkt „russischer Kolonisten" 1765 und 1766

Von Lehrer Max Wolff, Roßlau.

(Fortsetzung aus voriger Nummer.)

Den 29. May.

Matthias Pohß mit Anna Maria Bucher — Johann George Herrmann mit Anna Maria Berg.

Den 3. Juny:

Valentin Rübsame mit Catharina Hubert.

Den 24. Juny.

Stephan Dittmann mit Maria Klewitz — Stephan Gärtner mit Engel Jakobi — Johann Reisach mit Elisabeth Magdalena Kantebuder — Johann George Zier mit Margarethe Wolf — Joseph Franke mit Veronica Regina Seilemitzk — Joseph Hecht mit Catharina Meseler — Joseph Sowalter mit Maria Anna Caßpar — Johann Dometri mit Anna Maria Jacobi.

Rußisch Kolonisten sind copuliret den 17. September:

Conrad Becher mit Jungfrau Christiana Elisabeth Lohrenz — Andreas Böhme mit Jungfrau Dorothea Christiana Herklingsch.

Den 22. September:

Johann Heinrich Karl Eckart mit Sophia Elisabeth Backe — Johann Justinus Hille mit Charlotte Wilhelmine Kühne — Johann Heinrich Sachße mit Charlotte Sophia Wilhelmina Knittel.

Den 23. September:

Johann Wittenbeck mit Sophia Christina Schreiber — Johann Jacob Wels mit Johanne Sophia Leo — Johann Christian Schumacher mit mit Anna Elisabeth Hahnen, eine Witwe.

Den 24. September:

Friedrich Wilhelm Drimet mit Magdalena Margarethe Bräutigam.

1766, den 16. Januar:

Ist der nach Rußland ziehende Kolonist Johann Friedrich Regler mit Anna Sophia Hese cop.

Nachfolgende Rußische Kolonisten sind copuliret worden:

Den 31. Marty (März):

Friedrich Pazold mit Jungfr. Elisabeth Feßel — Martin Feßel mit Johanna Catharina Dorothea Lorber — Meister Joh. Christoph Kramer mit Maria Justina Müller.

Den 3. April:

Johann Christian Agner mit Maria Elisabeth Liedecke — Herr Joachim August Heinrich Jütte mit Jungfr. Charlotte Friederika Weichel.

Den 4. April:

Johann Siegmund Kiesling mit Charlotte Anna Maria Förster — Gottfried Thiele mit Anna Maria Richter — Johann Jacob Arendt mit Maria Dorothea Erlich — Andreas Krögel mit Sophia Böttger.

Den 6. April:

Johann Christoph Handschuh mit Johanna Louise Knopf — Johann Leonhardt Meyer mit Johanna Luise Hahnewaldt — Jacob Zwengard mit Catharina Jahn — Carl Gröter mit Johanna Maria Pfeil — George Stolze mit Maria Dorothea Müller — Johann Karl Hübner mit Anna Dorothea Schmied — Johann Gottfried Klemann mit Anna Elisabeth Retz — Johann Gottfried Göricke mit Johanna Sophia Lehmann — Andreas Gros mit Maria Catharina Specht — Johann George Staff mit Maria Elisabeth Hanke — Johann Christian Werner mit Sophia Elisabeth Freßdorf — Johann Christian Hanke mit Dorothea Sophia Karst — Peter Anton Belsch mit Dorothea Elisabeth Winkler — Johann Gottfried Borsdorff mit Johanne Louise Tunder — Johann August Holde mit Eva Dorothea Meyer.

Den 7. April:

Gottfried Werner mit Rosina Catharina Heidenreich — Christian Friedrich Schuster mit Maria Sophia Hedicke — Gottfried Carl mit Maria Elisabeth Fliegel (Flügel!), welche aus Roßlau ist! — Johann Lohrens Kilz mit Maria Elisabeth Wegner.

Den 8. April:

Johann Michael Hummel mit Elisabeth Vogt — Johann Gottlob Himmelreich mit Maria Elisabeth Schröder — Monsieur Violette mit Mademoiselle Mariana Antoniana Zerzog — Erdmann Breyer mit Catharina Elisabeth Liebrecht — Heinrich Müller mit Maria Sophia Hentze — Gottlieb Schumann mit Maria Sophia Liebrecht — Samuel Goricke mit Johanna Christiana Uhlemann — Johann Gottfried Meyferth mit Dorothea Elisabeth Ost — Andreas Jacob König mit Catharina Dorothea Neumann — Ludwig Pille mit Maria Regia Lehmann — David Deich mit Johanna Christiana Henrijette Zöllner — Johann Carl Franke mit Christiana Sophia Teller — Meister Conrad Christoph Riemer mit Christiana Charlotte Spreß.

Den 9. April.

Johann Friedrich Peck mit Christiana Augusta Hintze — Johann Heinrich Liebrecht mit Christiana Siebert — George Wilhelm Kirchner mit Margaretha Hentze — Martin Friedrich mit Barbara Elisabeth Wiese — Daniel Stichler mit Maria Gebhardt — Andreas Quindt mit Charlotte Sophia Löber — Heinrich Wilhelm Retze mit Anna Elisabeth Löber — Christoph Leigs mit Henrijette Wilhelmina Friederika Zöllner — Christoph Schesch mit Maria Catharina Schmied — Gottlieb Reß mit Maria Christiana Graff — Christian Töpper mit Dorothea Poppe — Andreas Kornemann mit Maria Stöber — Johann George Kellermann mit Johanna Maria Wagner — Johann George Krimmel mit Anna Magdalena Dittman aus Roßlau.

Den 10. April:

David Krieger mit Maria Elisabeth Rückemeister — Christoph Lübdecke mit Anna Sophia Breyer — Lebrecht Jost mit Dorothea Sophia Härtel — Johann Gottlieb Krause mit Sophia Friederika Schröter — Mstr. Johann Andreas Weydenhahn mit Jungfr. Maria Sophia Müller, Mstr. Müller Schuhmachers aus Roßlau Tochter! — Christoph Balzer mit Christiana Sophia Ebert — Johann George von Brüin mit Johanna Dorothea Ostwaldt — Christian Gottlieb Herfurth mit Maria Elisabeth Kleinmuth — Johann Heinrich Henkel mit Johanna Catharina Elisabeth Jänicke — Johann Christian Weigand mit Susanna Maria Huhn — Christoph Scheffler mit Maria Dorothea Specht aus Roßlau — Johann George Schröter mit Anna Rosina Jung.

Den 16. April:

Johann Christian Heine mit Anna Elisabeth Zander — Friedrich Gottlob Temmig mit Anna Catharina Langhobel — Gottfried Kaßner mit Eva Catharina Walther — Joachim Stomann mit Maria Dorothea Kronemann.

Den 30. April:

Johann Meußel mit Eva Maria Rückert cop. — Johann Gottfried Hennig mit Maria Schmidt — Johann George Schmidt mit Anna Christiana Seehausen — Johann Bräutigam mit Anna Maria Krieger — Johann Christoph Seuring mit Juliana Frömmigen — Johann Heinrich Stengeler mit Johanna Susanna Leitweiler — George Friedrich Graßmey mit Johanna Sophia Naumann.

Den 6. May:

Friedrich Michaelis Berke mit Johanna Louise Wetzstein cop. — Johann Arendholz mit Maria Stegemann.

Den 8. May:

Christian Stenbarth mit Johanna Christiana Schmidt — Johann Friedrich Stieglitz mit Maria Sophia Müller — Johann Gottlieb Törmer mit Maria Fuchs — Johann Andreas Winkler mit Anna Rosina Fischer — Christoph Stolle mit Maria Elisabeth Grünberg.

Den 9. May:

Johann Jacob Kumringer mit Maria Louise Gruber — Johann Christoph Meyer mit Maria Elisabeth Goldhorn.

Den 11. May:

Georg Schütze mit Christina Dorothea Rost — Heinrich Koch mit Maria Sabina Prüse — Frans Andreas Rudolph mit Johanna Catharina Elisabeth Eichhorn — Christian Seifert mit Maria Elisabeth Eichner.

Den 12. May:

Johann Heinrich Ficker mit Christina Elisabeth Bergt.

Den 20. May:

Sind Kolonisten ferner copuliert worden: Joseph Heinz mit Margaretha Kozian — Johannes Milecker mit Catharina Hengst — Johann George Feckenbusch mit Margarethe Milecker — Jacob Meier mit Anna Margaretha Müller — Daniel Hahnhart mit Anna Barbara Wolff — George Ludwig Dim mit Anna Margaretha Liebler — Johann George Hartmann mit Anna Margaretha Stecker — Johann Rein mit Anna Margaretha Biel — Johann Martin Lobinger mit Elisabeth Straß.

Den 22. May:

George Winkler mit Kunigunda Beyer — Elekzius Weiliß mit Kunigunda Biller — Joseph Kamm mit Barbara Zimmer — Markus Walz mit Anna Maria Mertin — Vollman Benjamin Lutze mit Catharina Erbig — Michael Lutze mit Elisabeth Kesisch.

Den 25. May:

Johann Siegmund Krauswaldt mit Sophia Henrijette Herbst cop.

Den 27. May:

Anton Brandecker mit Catharina Elisabeth Mayer — Samuel Schulße mit Kunigunda Reuß.

Den 29. May:

Johann Michael Schupphard mit Veronica Schiesdetzk.

Den 1. Juny:

Christoph Jeremias Kermicke mit Maria Elisabeth Seidenzahl — Nicolaus Schmied mit Anna Margaretha Hirsch — Peter Salomon mit Anna Maria Deitsch — Peter Lukas mit Margaretha Beltz — Joseph Gruber mit Maria Magdalena Heinker — Benedictus Weise mit Cngula Bizum — Johann Friedrich Richter mit Magdalena Fansch.

Den 2. Juny:

Christoph Nitzmann mit Margaretha Schack — Gottfried Born mit Margaretha Weißenzahn.

Den 3. Juny:

Johann Jacob Wied mit Ursula Hekel — Johann Gottlieb Hort mit Maria Hähnel.

Den 8. Juny:

Friedrich Ebenholz mit Rosina Weyrauch.

Den 9. Juny:

Johanna Friedrich Primo mit Catharina Elisabeth Ungerbell — Nicolaus Wodie mit Catharina Wede.

Den 10. Juny:

Joseph Wetzel mit Maria Geyer — Jacob Hebel mit Maria Koch — Joseph Otte mit Maria Munar.

Den 12. Juny:

Siegmund Wegener mit Anna Eleonora Korn — Andreas Kindermann mit Maria Kirstein.

Den 13. Juny:

Christian Gottlieb Richter mit Johanna Catharina Hebel — Christoph Meyer mit Maria Helena Weber.

Den 16. Juny:

Johann Christoph Kerting mit Catharina Magdalena Berger.

Den 18. Juny:

Hermann Habertitz mit Maria Riedel — Friedrich Tubach mit Catharina Scheidberger — Abraham Stephan mit Catharina Neureuter — George Michael Böschel mit Barbara Fechinger — Wolffgang Held mit Catharina Mertin — Johann Pommer mit Elisabeth Dietrich — Caßpar Keller mit Elisabeth Meißner — Leopold Seckt mit Margaretha Reinhardt — Andreas Beßelt mit Rosina Hemlim — Hanß Lang mit Elisabeth Helmlein — Christian Richter mit Johanna Elisabeth Walter.

Den 22. Juny:

Sebastian Fischer mit Ursula Wagner — Hartmann Holzmann mit Friederique Schultze — George Wiedewalt mit Barbara Rotter — Johann Christoph Lemm mit Anna Maria Eber.

Den 26. Juny:

Karl Friedrich Rauschenbach mit Sophie Friederique Gruna cop. — Johann Elias August Stöfker mit Maria Schmidt cop. — Sebastian Milotter mit Barbara Zünger — Johann Sapper mit Margaretha Hoffmann.

Den 28. Juny:

Jacob Dippolt mit Margaretha Schaffer.

Den 29. Juny:

Johann Ludwig Bandel mit Anna Dorothea Kallopp — Balthasar Dippoldt mit Elisabeth Lücklein — Adam Bauer mit Anna Catharina Fröde — Christoph Stich mit Elisabeth Balzer.

Den 30. Juny:

Anton Beintrog mit Margaretha Hoffmann.

Den 3. July:

Johann Samuel Minderlein mit Maria Louise Kenßker.

Den 17. July:

Johann Christoph Wiesecke mit Anna Maria Hartmann.

Den 20. July:

Johann Leonhardt Schäffer mit Anna Elisabeth Weisenfeldt.

Den 3. August:

Johann George Hentze mit Anna Elisabeth Bährendt.

Den 17. August:

Michael Müller mit Anna Elisabeth Buber.

Den 18. August:

Christian Andreas Wagner mit Johanna Sophia Weller.

Aus dem Taufregister.

1765, 30. May:

Johann Philipp, Gottlieb Lehrigts, eines Colonisten Söhnlein get. Sr. Rußisch Kais. Maj. Pathen: 1. Johann Philipp Kunsmann. 2. Frau Anna Rosina Kunsmann. 3. Heinrich Landert. 4. Gottlieb Lehrigt, der Vater. (Die Paten sind sicher Kolonisten gewesen, da diese Namen keine Roßlauer trugen. D. V.)

1766, 31. Marty (März!):

Augusta Sophia, Mstr. Christian Albrechts, eines Rußisch Kolonisten Töchterl. get. Pathen: 1. Frau Christian Dorothea Sophia Kochin. 2. Mstr. Andreas Hilmer Arnhold, Bürger, Brauer und Schlösser. 3. Frau Johanna Augusta Bayerin, Mstr. Rudolph Beyers Beckers Ehefrau. (Wohl alle drei Roßlauer Einwohner. D. V.)

Den 6. April:

Jozann Friedrich Christian Betsches, eines Rußisch Kolonisten Söhnl. get. Pathen waren: 1. Mstr. David Alberg, ein Kolonist. 2. Frau Maria Schorlippin, eine Kolonistin. 3. Levin Marker, ein Kolonist.

Den 8. April:

Johann Gottlieb Friederich Leberecht, Jakob Zweigarts, eines Rußisch Kolonisten Söhnlein get. Pathen waren: 1. Herr Ferdinand August von Uechtritz, Capitain von der Colonie. 2. Jungfr. Friederica Sophia Schirmerin alhier. 3. Herr Gottfriedt Mahler, Hochfürstl. Buchhalter alhier. (Die beiden letzten sind Roßlauer Einwohner.)

Den 9. April:

Anna Elisabeth, Carl Wilhelm Meißners, eines Rußisch Kolonisten Töchterl. get. Pathen waren: 1. Maria Elisabeth Sachßin, eine Kolonistin. 2. Johann Gottfried Tritschler, ein Kolonist. 3. Johanna Müllerin, eine Kolonistin.

Den 10. May:

Catharina Dorothea, Johann Jacob Annerts, eines Rußisch Kolonisten Töchterlein get. Pathen: 1. Frau Christiane Dorothea Kochlin, verwitwete Amtmannin. 2. Herr Ferdinand August von Uechtritz, Capitain von der Ruß. Colonie. 3. Frau Friederica Amalia Hoffmannin, Gastwirthin aus dem schwartzen Bär, alhier. (Nr. 1 und 3 sind Roßlauer Einw. D. V.)

Den 27. May:

Maria Dorothea, Friedrich Krebßes, eines Rußisch Kolonisten Töchterl. get. Pathen: 1. Maria Dorothea Petzoldtin. 2. Johann Simon Petzold. 3. Margaretha Meyerin, sind Kolonisten gewesen.

Den 27. Juny:

Johann Thomas, Georgius Meyers, eines Ruß. Kolonisten Söhnl. get. Pathen: 1. Johann Adam Herbelsamer. 2. Margaretha Herbelsamerin. 3. Thomas Spitzwiefer, sind alle Kolonisten.

Den 29. Juny:

Johann Heinrich, Johann Michael Schaßes, eines Rußisch Kolonisten Söhnl. get. Pathen waren: 1. Johann Friedrich Hent. 2. Kunigunda Siegmen. 3. Hanß Ruße, waren Kolonisten.

Aus dem Sterberegister.

1765, den 8. Juny, ist Joseph Ertels, eines Colonisten Kind, begraben.

1766, den 6. April, ist Meister Johann Christoph Krahmers, eines Kolonisten Söhnlein, begraben.

—, den 8. May, ist Philipp Schlagens, eines Rußisch Kolonisten Söhnlein, am Tage begraben.

Pater Gottlieb Beratz † Frühjahr 1921

Neu erschienen — 2. Auflage!

Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga

in ihrer Entstehung und ersten Entwickelung

Von

Pater Gottlieb Beratz †

306 Seiten

Sauberer Druck, gut leserliche Schrift, haltbares Papier, fest broschürt. 12 Abbildungen aus den Kolonien und 1 Bild des Verfassers. — Preis: für Deutschland 4 Goldmark; für die Vereinigten Staaten und Kanada 1 Dollar; für Argentinien 3 Pesos.

Erhältlich bei unseren Vertretern:

in **Kanada:** bei Herrn Gottfried Reich: Bibank, Sask.

in den **Vereinigten Staaten:** bei Herrn Fr. Bier: Fresno, Californien, bei Bros. Kinzl.

in **Argentinien:** bei Herrn S. Stieglitz: Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin W. 57, Yorckstr. 46

chor von Krasnojar unter Lichtners geschickter Handhabung in Kirche, Schule und auch zum Christ- und Sylvesterabend in meiner Wohnung, wohin nach der Feier im Gotteshause der Chor sich stets begab und mir und meiner Familie unvergeßliche weihevolle Stunden bereitete, die für mich ihren Höhepunkt erreichten, wenn das Lied erschallte „Komm zu dem Heiland!", ein Lied, schön in Wort und Melodie.

Der Leser sieht, was für Sachen es nicht alles in Krasnojar gab. Doch damit nicht genug.

(Schluß folgt.)

Wo kommt der Tabak her?

(Ein ukrainisches Märchen.)

(Nachdruck verboten.)

Wo kommt wohl der Tabak her? — Von einer schönen Gevatterin.

Es war einmal ein Mann, der seine Frau nicht liebte. Er liebte aber eine schöne Gevatterin, die er auch öfters besuchte. Seine Frau haßte er und schlug sie oft. Sie weinte schon im voraus, wenn sie ihm das Mittagessen aufs Feld brachte, denn sie wußte, daß der Mann sie schlagen würde und zwar nicht etwa deshalb, weil sie sich mit dem Mittagessen ein wenig verspätete, nicht für das Mittagessen würde er sie schlagen, sondern wie immer auf Anstiften der schönen Gevatterin.

Eines Tages ging die Frau wieder aufs Feld hinaus, wo der Mann gerade mähte, und weinte dabei bitterlich. Da traf sie einen alten Mann, der desselben Weges ging. Der Alte fragte sie: „Warum weinst du, junge Frau?" Und sie erzählte ihm alles, warum sie weine und weshalb ihr Mann sie immer schlüge. Der Alte beruhigte sie und sagte, daß dem abzuhelfen sei. Er führte sie zu einer abseits vom Dorfe stehenden Schmiede, nahm ihr den Topf mit dem Essen ab, stellte ihn auf ein Faß und hieß der Frau sich nackt auszuziehen. Ohne Widerrede befolgte die Frau alles, was der Alte sagte. Dann setzte er sie mitten in das Schmiedefeuer, das von sechs Blasebälgen so kräftig angefacht wurde, daß die Frau im Nu zu feiner Asche verbrannte. Darauf nahm der Alte ein Sieb, scharrte sorgfältig die Asche zusammen, seihte sie durch, verlangte die Bastquaste, mit der die Schmiede die Funken auf dem Boden zusammenkehren, tauchte sie in den Trog, worin das Eisen gehärtet wird, besprengte mit dem Wasser die Asche und — siehe da — aus der Asche erhob sich die Frau um hundertmal schöner, als sie je zuvor gewesen war. „Nimm den Topf", sagte zu ihr freundlich der Alte, „und trage das Essen deinem Manne aufs Feld, er wird dich von nun an nicht mehr schlagen". Sie nahm das Essen, bedankte sich und setzte ihren Weg nach dem Felde fort. Unterdessen war es aber noch später geworden als sonst, denn sie hatte sich ja in der Schmiede aufgehalten. Die Verspätung erboste den Mann gar sehr, und er geriet in größte Wut. Kaum hatte er seine Frau aus der Ferne erblickt — sie hatte noch ungefähr einen halben Kilometer zu gehen — da schwang er die Sense auf die Schulter und stürzte ihr entgegen, um sie zu schlagen. Die Frau aber lief nicht fort, sondern ging ruhig auf ihn zu, denn sie war sicher, daß er sie heute nicht schlagen würde. Der Mann drohte ihr mit der geballten Faust und schimpfte schon von weitem auf sie los. Als sie aber einander näher kamen, ließ er langsam die Hand sinken, grenzenloses Erstaunen verdrängte seine Wut, denn so schön hatte er seine Frau noch nicht gesehen. Er wurde ganz verlegen, aus Schlagen dachte er nicht mehr und begann etwas zu erzählen und zu fragen und dann setzte er sich zum Mittagessen nieder, immer noch in Gedanken darüber, was wohl geschehen sein mag, daß seine Frau so schön geworden war. Nun fand er wieder Gefallen an ihr und seit diesem Tag besuchte er die Gevatterin nicht mehr.

Es verging ein Tag, es verging ein zweiter — der Mann kam zur Gevatterin nicht, vergebens wartete sie auf ihn. Endlich riß der Gevatterin die Geduld, sie faßte den Ungetreuen ab und stellte ihn zur Rede. „Warum kommst du, Gevatter, nicht mehr zu mir?" Da sagte er spöttisch: „Wozu soll ich auch zu dir kommen, wenn meine Frau jetzt viel schöner ist als du?" Darüber war die Gevatterin so sehr erstaunt, daß sie ihre Neugierde nicht zähmen konnte und sofort zu der Frau selbst ging. Voll Staunen betrachtete sie ihre Schönheit und fragte: „Wie kommt es, daß du so schön geworden bist?" Die Frau wollte es ihr nicht sagen. Da begann die Gevatterin zu bitten und zu betteln, holte zuguterletzt eine Flasche Branntwein hervor, die sie mitgebracht hatte (denn sie wollte um jeden Preis die Wahrheit erfahren), und da konnte die Frau denn doch nicht widerstehen und gestand ihr nach und nach die ganze Wahrheit ein. Die Gevatterin fragte noch, wieviel sie wohl dem Schmiede für seine Arbeit gegeben habe, und als die Frau ihr sagte, daß sie dem Schmiede zwei Goldstücke gegeben habe, ging die Gevatterin schleunigst nach Hause, denn nun wußte sie um das Geheimnis. Daheim überlegte sie so hin und her und sagte sich: wenn die Frau für zwei Goldstücke so schön geworden ist, so gebe ich vier Goldstücke drauf und werde dann noch schöner als die Frau. Dann wird der Gevatter schon wieder zu mir kommen.

Die Gevatterin steckte also vier Goldstücke in die Tasche, ging zum Schmied und bat ihn, sie ganz besonders schön zu machen. Der Schmied aber wollte es nicht tun, weil ihm der Alte streng verboten hatte, dergleichen jemals nachzumachen. Der Schmied wollte also nichts davon wissen, aber immer wieder bat und bettelte die Gevatterin und so konnte der Schmied nicht lange wiederstehen, er gab endlich nach. Er hieß nun die Gevatterin sich ins Schmiedfeuer setzen und fachte das Feuer mit dem Blasebalge derart an, daß die Gevatterin zu feiner Asche verbrannte. Dann nahm er das Sieb und siebte die Asche durch genau so, wie er es bei dem Alten gesehen hatte. Dann nahm er denselben Bastwesen, den der Alte benutzte, tauchte ihn in denselben Trog und besprengte die Asche. Aber es war alles vergebens — die Asche blieb Asche. Da erfaßte den Schmied große Angst, er ergriff einen Strick und lief davon, um sich aufzuhängen. Und wie er so zum Baume lief, traf er gerade wieder den Alten, der einige Tage vorher die Umwandlung der jungen Frau vollführte. „Wohin läufst du denn, Schmied?" fragte ihn der Alte. „Ach, mein liebes gutes Väterchen", sagte der Schmied, „ich wollte dir nachmachen, was du vor einigen Tagen mit jener Frau getan hast, aber es ist mir nicht gelungen, weil ich dein Wort nicht befolgte". Da erzürnte der Alte, sagte aber schließlich: „Tue es nie wieder. Kehre nun zur Schmiede zurück, sammle die Asche in deine Schürze, geh zu jenem Berge hinter der Schmiede und säe die Asche dort aus. Daraus wird Tabak wachsen. Und die Menschen werden den Tabak pflücken und rauchen, aber immer beim Rauchen ausspeien. Und wenn sie ausspeien, dann speien sie auf die schöne Gevatterin".

So kommt der Tabak von der schönen Gevatterin her.

(Nach dem Ukrainischen von Adolf Lane-Berlin.)

Aus Rußland

Bolschewistische Zukunftsmusik. Am 7. November fährte sich zum sechsten Mal der Tag der Errichtung der Räteregierung. In besonderer Weise hat den denkwürdigen Tag in Moskau die „Vereinigung für proletarische Kultur" durch ein Konzert der Dampfsirenen der Moskauer Fabriken gefeiert. Es war eine Symphonie in A. Alle Dampfpfeifen und die verschiedenen Sirenen der Industriestadtteile waren zu dem kuriosen Wettbewerb herangezogen worden. Eröffnet wurde das Konzert durch eine auf dem Dach der elektrischen Zentrale installierte gewaltige Gruppe von 60 Fabrikpfeifen. Hierein mischte sich der Lokomotivpark des Moskauer Eisenbahnnetzes mit Heulen und Pfeifen, und in diesem Wirrwarr der Laute suchten sich die Klänge der Musik zu behaupten, die die kommunistischen Schüler des Konservatoriums ausführten. Natürlich fehlte dem Konzert auch die militärische Note nicht. Trotzki hatte zu diesem Zweck eine Anzahl Kanonen, Maschinengewehre und Infanterietruppen geliehen, die den Höllenlärm durch Abgabe von Schüssen verstärkten. Der Komponist dieser Dampfsymphonie, deren Themen revolutionäre Lieder bildeten, ist ein gewisser Arsen Abranow, der sich in Rußland als futuristischer Musiker bekannt gemacht hat.

Preise für Kleidungsstücke. Die amtliche Moskauer „Ekon. Shisn" bringt in einem Artikel über die heutigen Preise folgende Aufstellung. Für die im bäuerlichen Leben notwendigsten und einfachsten Kleidungsstücke muß der Bauer bezahlen:

für ein Russenhemd den Gegenwert von	416	Pfd. Getreide
„ einen Anzug	2707	„ „
„ ein warmes Jackett auf Watte	3038	„ „
„ einen Mantel auf Watte	4166	„ „
„ einen Frauenrock mit Bluse	788	„ „
„ eine Frauenjacke auf Watte	1498	„ „
„ ein Paar Stiefel	3197	„ „

Unter den günstigsten Verhältnissen erntet der Bauer aber von 5 Deßjatinen 12 000 Pfd. Getreide! Was und wieviel kann er kaufen, wenn er vorher noch für die Ernährung einer fünfköpfigen Familie Getreide reserviert hat?

Kurze Mitteilungen. — Amtlichen Angaben zufolge betrug die diesjährige Ernte insgesamt 3 Milliarden Pud. — Der in Geld zu entrichtende Teil der landwirtschaftlichen Steuer wird ab 1. Dezember nach Tscherwonezrechnung erhoben. — In den letzten Monaten sind für 800 000 Goldrubel Rauchwaren, Roßhaare, Borsten usw. nach Deutschland ausgeführt worden. — Der erste Schnee in diesem Jahr fiel am 30. Oktober in Petersburg. — Das berühmte Moskauer Künstler-Theater feierte kürzlich das 25jährige Jubiläum seines Bestehens. — Auf der Leipziger Messe wurden vor einigen Wochen für 1½ Millionen Dollar Holzerzeugnisse der russischen Hausindustrie verkauft. Amerikanische Firmen erwarben für za. 12 000 Dollar ukrainische Stickereien. — Das Privatkapital ist am heutigen russischen Kreditwesen mit nur 4 Proz. beteiligt. — Im Wirtschaftsjahr 1922/23 wurden an den russischen Grenzen für 2½ Millionen Goldrubel Schmuggelwaren beschlagnahmt. Am eifrigsten wird der Schmuggelhandel an der Westgrenze betrieben. — In diesen Tagen wurden die ersten Rubelscheine der Emission 1924 in Umlauf gesetzt. Der neue Rubel entspricht 10 Rubel des Jahres 1923 und 10 Mill. Rubel der vorausgegangenen Emissionen. — Das Volkskommissariat für Post- und Telegraphenwesen gibt am 1. Dezember d. J. neue Postwertzeichen in Tscherwonezwährung aus. Mit der Herausgabe dieser Postwertzeichen, deren Benutzung im ganzen Gebiet des Sowjetbundes obligatorisch vorgeschrieben ist, werden alle bisherigen Postmarken für ungültig erklärt. — In seiner Zelle im Kiewo-Petschorsker Kloster ist unlängst der Archi-Kiewo-Petschorsker Kloster ist unlängst der Archimandrit Grabljanski von Räubern ermordet worden. — Bei Bachmatsch ist kürzlich ein Personenzug überfallen, die Reisenden sind beraubt worden. Zwei Personen wurden von den Räubern getötet. — Der Roten Luftflotte wurden unlängst 9 Aeroplane übergeben, die verschiedene Sowjets und Arbeiterverbände haben bauen lassen.

Von der Wolga

Eine neue Schule in Beideck. In den „Nachrichten" lesen wir folgenden Bericht: „Am 24. Oktober fand in Beideck die Eröffnung einer neuen Schule statt. Um 7 Uhr abends versammelten sich die zahlreichen Gäste in den beleuchteten Räumen der Schule, um an der Feier teilzunehmen. Im Namen des Ortsrats für Kultur und Wirtschaft eröffnete Jm. Donis die Sitzung, und die Zöglinge des Kinderheims sangen die Internationale. In den Reden, gehalten von Jul. Konstanz, Leiter der Schule, Jul. Donis und Jm. Donis, wurde der Wert der Ausbildung der heranwachsenden Jugend besonders hervorgehoben. Unter anderem wurde betont, daß Beideck, das im nächsten Jahre das 160jährige Jubiläum seines Bestehens feiern kann, bis daher kein spezielles Schulkokal hatte. Von einem regelrechten Schulunterrichte konnte bei dieser Lage selbstverständlich keine Rede sein. Die natürlichen Folgen davon waren: der Krebsgang in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht, die geistige Verkrüppelung, die Scheu und das feindselige Verhalten gegen alles Gute und Neue. Durch das frühere Landamt (Semstwo) wurde der Gemeinde etliche Male vorgeschlagen, ein Schulkokal zu bauen mit der Bedingung, die Gemeinde solle nur einen kleinen Teil aus ihrer Tasche dazu spenden. Das übrige wollte das Landamt tun. Dieser gute Vorschlag wurde aber dank der Losung: „Gebt uns nor des Geld, mer wern uns schun selbst Schula baue" mit guten Wünschen in den Kehricht geworfen. Doch es sollte anders werden . . . Ehrlichen, aufrichtigen, für das allgemeine Wohl besorgten Männern gelang es ungeachtet aller Schwierigkeiten, aus dem Bethause eine prächtige, wohleingerichtete Schule herzustellen, die ihresgleichen weit und breit zu suchen hat. Die Unkosten beliefen sich ungefähr auf 500 Pud Roggen, — eine zu kleine Summe, um nur erwähnt zu werden. Hätte man für dieses Kapital früher eine Schule — so wie die Beidecker jetzt — herstellen können? In keinem Falle. Doch was sind 500 Pud Getreide im Vergleich mit dem unermeßlich großen Nutzen für die Beidecker Jugend und Bevölkerung! Dem unermüdlichen Arbeiten des Rates für Kultur und Wirtschaft hat Beideck diese seine erste Schule zu verdanken. Lob und Anerkennung verdient der Dorfrat, durch dessen energisches Vorgehen der Umbau vollendet, Holz zur Beheizung angeschafft und beigefahren wurde, der Konsumverein und das Komitee für gegenseitige Hilfeleistung, die durch ihre reichen Spenden das Werk unterstützten. Wohl hat man vor nicht allzulanger Zeit durch unbegründete Artikel über das Schulwesen versucht, Schatten auf die Beidecker Gemeinde zu werfen. Aber zur Ehre der Gemeinde sei es gesagt, daß noch alle Forderungen der Sowjetobrigkeit und solche, die das Schulwesen betrafen, immer getreulich erfüllt wurden. Der schriftliche Vertrag mit der Abt. für Volksbildung im vorigen Jahre wurde buchstäblich ausgeführt: Häuser angemietet, Beheizung gekauft, Lehrer besoldet u. a. mehr. Nur die unüberlegte Handlungsweise der Abt. für Volksbildung zu Balzer hatte das Schließen der Schule zur Folge, und die schwarze Tafel in den Spalten der Zeitung war der Lohn. Von nun an aber muß Beideck auf die rote Tafel und anderen als Beispiel hingestellt werden.

Es sei noch bemerkt, daß der Leiter der Abt. für Volksbildung aus Balzer trotz Einladung dem Feste nicht beiwohnte."

Wolgadeutsches Getreide in Turkestan. Die Versorgung Turkestans mit Brotgetreide soll, nach einem Beschluß des Rats für Arbeit und Verteidigung, aus denjenigen Vorräten der Wolgagebiete erfolgen, die dem Staat aus der Naturalsteuer zufließen. An der Belieferung Turkestans mit 8 Millionen Pud Getreide muß sich nebst den Gouvernements Orenburg, Samara, Saratow, Zarizyrin u. a. auch das Gebiet der Wolgadeutschen beteiligen.

Drohende Epidemie unter den Schweinen. Die Dörfer im südlichen Teil des Bezirks Balzer werden vom Kamyschiner Bezirk her von einer Epidemie unter den Schweinen bedroht. In Erlenbach, Oberdorf und Unterdorf hat die Rotlaufseuche („Bräun") schon großen Schaden verursacht. Gegen die Seuche sind Maßnahmen angeordnet worden, ebenso wie gegen die Sibirka und den Rauschbrand, die das Vieh ebenfalls von Russendörfern her bedrohen.

Verbot von Privatschulen. Der 10. Allrussische Rätekongreß hat bekanntlich eine Verordnung über die Unzulässigkeit von Privatschulen erlassen. Da jedoch nicht alle Kinder schulpflichtigen Alters die Schule besuchen können, bestimmt die wolgadeutsche Schulbehörde, daß der Privatunterricht nur dann zulässig ist, wenn nicht größere Gruppen als bis zu 7 Kindern Privatunterricht genießen. Größere Gruppen werden als Privatschulen bezeichnet und sind verboten, auch wenn sie sich nur vorübergehend beschäftigen. Gruppenbeschäftigungen können mit Kindern geführt werden, die a) abhängig von ihrer Vorbereitung dem normalen Entwicklungsgrade nicht entsprechen, b) krankheitshalber die Schule nicht besuchen können, c) infolge der örtlichen Verhältnisse in die Schule nicht aufgenommen werden konnten und d) des Alters wegen in die Schule nicht aufgenommen wurden. Lehrer, die privaten Unterricht an solche Gruppen erteilen, müssen die Erlaubnis der Schulbehörde dazu einholen, die die Beschäftigungen auch ständig überwacht. Zuwiderhandlungen werden mit einer Geldstrafe von 300 Goldrubeln oder mit 3 Monaten Zwangsarbeit geahndet.

Briefkasten

Herrn Juan P. Gaßmann, Arg. Frdl. willkommen. Wir senden Ihnen den „Wolgadeutschen" bis zum 30. 9. 24. Herzl. Dank auch für das Abonnement für Herrn **Pedro Becker.** Geld erhalten. Auch an Herrn Becker senden wir die Zeitung bis zum 39. 9. 24. — Als Geschenk sandten wir Ihnen beiden je ein Beratz-Buch. Durch weitere Werbearbeit und neue Leser würden Sie uns viel Freude machen. Jeder neue Leser erhält bei Bestellung auf ein Jahr ein Beratz-Buch.

Herrn Martin Adam, Arg. Geld erhalten und Ihnen gutgeschrieben. Die Zeitung geht Ihnen bis 31. 12. 24 zu. Als Geschenk haben wir auch Ihnen ein Beratz-Buch gesandt. Wir bitten auch Sie um die Werbung neuer Jahresabonnenten. Jeder erhält ein Beratz-Buch als Geschenk. Ihre kleine Erzählung in wolgadeutscher Mundart erscheint in der nächsten Nummer, sie hat uns viel Spaß gemacht. Die von Ihnen gezeichneten Bilder sind sehr gut gelungen. Unser Vorstandsmitglied Herr Magel, der das Geld kassiert und die Buchführung in Ordnung hält, und aus Balzer ist, hat die Bilderchen gleich genommen und gesagt: „Die geb' ich net raus. Die Leit kenn ich, die Bilder behalt ich." Ro,- die Redaktion hat ihm die Bilderchen g'schenkt, weil die „obgemolte Männer" auch aus Balzer sei. Soll er sie hun, net, Vetter Martin?

Bilderrätsel.

Auflösung des Bilderrätsels aus der letzten Nummer: Wo ist die zweite Ziege? Antwort: Bild kopfstellen, dann in den Zweigen des Baumes links am Rande. —

Wo ist der Fuchs?

Druckfehlerberichtigung. In der Einleitung zu „Ein wolgadeutsches Soldatenlied aus dem Weltkrieg" in unserer letzten Nummer muß es Preußisches Kultusministerium heißen. Das russische Kultusministerium hätte die wissenschaftliche Aufzeichnung rußlanddeutscher Kolonistenlieder nie gefördert, am allerwenigsten im Weltkrieg. Das weiß der Druckfehlerteufel ebenso wie jeder aufmerksame Leser, aber es ist nun mal ein schlechter Teufel. Wir werden ihm den Garaus machen.

Die Schriftleitung.

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

„VORM TOR"

Unterhaltungsbeilage zu der Halbmonatszeitung „Der Wolgadeutsche"

Für: Humor, Laune, Späße, Sonne und Frohsinn, Fortschritt, Belehrung und Vernunft, desgleichen Hiebe

Gegen: Spieß- und Schildbürgertum, Undeutschheit, Waschfaserei, Hinterlist, Griesgrämlichkeit und allerlei Ähnliches und Schlimmeres

Beilage zu Nr. 22/40 des Wolgadeutschen || **Nr. 2 (15. 11. 23)** || :: **Erscheint nachdem sie gedruckt ist** ::

Amerikanische Erlebnisse eines wolgadeutschen Studenten

Ein junger Wolgadeutscher — Herr Erit Schüler — der 1918 Saratow verließ und nach langen Wanderungen endlich in den Vereinigten Staaten landete, gibt nachstehend eine kurze Schilderung der amerikanischen Verhältnisse und seiner eigenen Erlebnisse im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten".

Die Schriftleitung.

Bei meiner Abreise aus Europa erhielt ich vom amerikanischen Konsulat den Rat, mich bei meiner Ankunft in den U. S. A. an den Christlichen Verein Junger Männer zu wenden, auch die Adresse wurde mir in die Hand gedrückt. Ohne diese Vorsorge wäre es mir in dem fremden Lande, mit meiner mangelhaften Kenntnis des Englischen, in dem unbeschreiblichen Strudel des amerikanischen Verkehrs sehr schlecht gegangen. Man kann sich ja im alten kleinstädtischen Europa keinen Begriff machen von der sinnverwirrenden, unübersehbaren und wirklich grandiosen Flut des amerikanischen Straßenlebens. Nach Ueberwindung von tausend Gefahren für Leib und Leben langte ich endlich verwirrt und zerschlagen im Vereinshause an, wo ich aufs freundlichste aufgenommen wurde. Der C. V. J. M. hat in jeder Stadt ein eigenes Klubhaus mit Schlafräumen, Speisesaal, Bibliothek usw., wo jeder junge Mann ohne Rücksicht auf seine politische, religiöse oder Hautfärbung im Geiste echt christlicher Nächstenliebe aufgenommen wird. Ich traf dort z. B. eine ganze Reihe Chinesen, die sich ebenso wie ich der liebevollsten Aufnahme erfreuten.

Schon nach kurzer Zeit erhielt ich, ebenfalls durch den Verein, eine Stellung als Lastträger auf einer Maschinenfabrik und lernte das Gesicht des amerikanischen Werklebens kennen. Die ungewohnte Art der Arbeit fiel mir um so schwerer, als ich oft von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr abends mit einer halbstündigen Mittagspause beschäftigt war. Eine staatlich geregelte Arbeitszeit gibt es hier nicht; üblich ist der 10 Stunden-Arbeitstag. Nur der bekannte Automobilfabrikant Ford hat bei sich eine Arbeitszeit von 8 Stunden eingeführt, wofür er den Namen „amerikanischer Bolschewik" erhielt.

Mein Verdienst betrug gleich am Anfang 80 Dollar monatlich, während ich fürs Leben nur za. 50 Dollar verbrauchte, wobei mir stets gutes Essen und sehr gute Wohngelegenheit zur Verfügung stand. Für ein Mittagbrot zahlte ich ½ Dollar, für ein Zimmer betrug der Preis za. 8 Dollar. Auf diese Weise wurde es mir möglich, jeden Monat kleine Summen zurückzulegen, die ich für meine Weiterbildung zu verwenden gedachte. Zunächst begnügte ich mich damit, die kaufmännischen Kurse des C. V. J. M. in meinen freien Abendstunden zu besuchen. Was ich dort lernte, konnte ich immer praktisch verwenden, besonders, da ich im Laufe der Zeit in eine höhere Stellung, in die Verpackungs- und Versandabteilung, gelangte. Es fiel mir ziemlich schwer, mich von meinen Arbeitskameraden zu trennen. Es herrschte zwischen uns nach einer kleinen Auseinandersetzung stets das beste Einvernehmen. Ueber den Inhalt dieser Auseinandersetzung kann man sich aus dem weiter unten geschilderten Vorfall, der sich mit einem anderen, russischen Studenten ereignete, ein richtiges Bild machen.

Der Durchschnittsamerikaner sieht auf alle zugewanderten, noch nicht mit der Nation verschmolzenen Ausländer mit großer Verachtung herab. Sie werden nie anders als mit dem Spottnamen „honkey" bezeichnet. Auch der russische Student mußte die erste Zeit am eigenen Leibe spüren, daß er ein „honkey" sei. Der letzte Laufbursche versäumte nie die Gelegenheit, ihm etwas am Zeuge zu flicken. Eines Tages jedoch riß seine Geduld — wieder hatte ein junger Arbeiter irgend einen Witz über ihn gerissen, und alles brach in schallendes Gelächter aus — da trat der Russe auf ihn zu und versetzte ihm eine ordentliche „Watsch". Sofort entspann sich ein regelrechter Boxkampf, den die anderen in dichtem Kreise interessiert und fachverständig beobachteten. Schließlich gelang es dem Studenten, seinen Gegner durch einen wohlgezielten Kinnstoß kampfunfähig zu machen — er war dann der erste, der ihm mit aufrichtiger Hochachtung die Hand schüttelte. Seitdem wurde er immer als Gleichberechtigter angesehen und behandelt. Im Grunde ist eben der einfache Amerikaner gutmütig, naiv und offenherzig wie ein Kind. Die Vorgesetzten verkehren mit den Arbeitern wie mit ihresgleichen. Es ist z. B. Brauch, daß der Ingenieur seinen Untergebenen mit Händedruck begrüßt. Die amerikanischen Arbeiter haben nichts gemeinsam mit den Proletariern Europas, noch viel weniger mit den russischen „Muschiks". Viele besitzen ihr eigenes Haus mit Garten im Vorort. Ein großer Teil kommt zur Fabrik im eigenen Auto, das unbewacht auf der Straße stehen bleibt. Gestohlen wird hier überhaupt nicht, wo keine Not, da auch kein Laster. Außerdem sind die Strafen für Diebstahl sehr hart — für die Entwendung von 5 Cents wurde z. B. ein Mann zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt! Ueberhaupt sind die Vorschriften und Maßregeln der Polizei sehr streng. Der geringste Verstoß gegen die Straßen- und Verkehrsordnung wird mit Haft oder hohen Geldstrafen bestraft — bekommt doch der Polizist für jeden eingelieferten Missetäter einen bestimmten Kopfpreis. Eine ungewöhnliche Betätigungsart der Polizei konnte ich vor einer Schule beobachten, wo ein riesenhafter Sicherheitsbeamter mit mütterlicher Sorgfalt die Kleinen über den Fahrdamm geleitete. Ein Zeichen dafür, wie man in Amerika um das Wohl der Kinder besorgt ist.

Langsam lebte ich mich in die Verhältnisse des reichen, gesunden und glücklichen Volkes ein. Die Arbeit nahm nicht mehr meine ganze Zeit in Anspruch. Er erwog den Eintritt in ein „College" oder eine „University". Beide Anstaltsarten werden von Privatpersonen, Großkapitalisten, unterhalten. Man lernt auf ihnen umsonst oder erhält verhältnismäßig leicht ein Stipendium. Während ich die letzten Vorbereitungen zum Eintritt in die Universität traf, erhielt ich aus Deutschland Nachrichten, die mich zur sofortigen Abreise zwangen. Unverlöschlich ist jedoch in mir der Eindruck eines freien und gesunden Volkes, einer aufgeklärten Regierung und eines gewaltigen, an europäischen Verhältnissen nicht meßbaren Reichtums und Lebens geblieben.

Ein wolgadeutsches Soldatenlied aus dem Weltkrieg

Während des Weltkrieges machten die Herren Prof. G. Schünemann und Lektor A. Lane im Auftrage des Russischen Kultusministeriums in den deutschen Kriegsgefangenenlagern zahlreiche phonographische Aufnahmen von Liedern deutscher Kolonisten in Rußland, die zusammen mit russischen Soldaten von der deutschen Armee gefangengenommen waren. Die Aufnahmen wurden für das seit zwei Jahrzehnten im Berliner Psychologischen Institut bestehende Phonogramm-Archiv veranstaltet. Die interessanten Ergebnisse dieser mühevollen und kulturgeschichtlich hervorragenden Arbeit hat Prof. Schünemann in einem 450 Seiten starken Buch „Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland" (erschienen im Drei Masken-Verlag, München) vereinigt. Dies Werk, das in Nr. 8 des „Wolgadeutschen" näher besprochen worden ist, enthält auch das nachstehende, von einem Kolonisten aus Graf a. d. Wolga gesungene und im Weltkrieg an der russischen Westfront entstandene deutsche Kolonistenlied. (Wir geben es nach der Niederschrift des Kolonisten wieder):

Oestreich ist ein Griechtnlande[1])
:,: Geb ich ein Fingr aus meiner Hand :,:
Om mein deires Vaderland.

Heiser haben wir wie die Raba,
Habe se in die Erd gegraba,
Vor den Heiser sitza mir doch
Wie der Piffer[2]) an seinem Loch.

Viele liechen auf dem Felde
Bei der kalte Windernacht.
:,: Keine Mutter kann sie flecke,[3])
Keiner hat das Bett gemacht. :,:

Ei wie flieche die Granada!
Hat ein mancher niederschlacha.
:,: Schuß auf Schuß folgt eins zum andra,
Weil mir misse widder wandra. :,:

Weil mir num gewandert sind,
Da lecht ein mancher sich widder hin.
. . . . . .
. . . . . .

Mancher Badder, der wird weina,
Wenn das Kriech ein Ende nemmt,
:,: Und sein Sohn wird nicht erscheina,
Weil er schon im Grabe liegt. :,:

Manche Weiber wirde fracha,
Wenn ein Bekannter kehrt zurick,
Und er muß die Antwort sacha:
Dein Mann liecht weit im Feld zurick!

Manche Kender wirden fracha:
Wenn kommt denn unser Vater heim?
:,: Und die Mutter wird dann sacha:
Er wird lengst erschosse sei! :,:

Unser Badder wird genommen
In den deitsche schwere Kriech,
:,: Denn er wird ja nicht mehr komma,
Weil er schun im Grabe liecht. :,:

Mancher Krieger, der wird bitta,
Wenn er am Verschmacta liecht,
:,: Um alle liebe Heimatswirde:
Verstoßt nur meine Kinder nich! :,:

Nun steha mir jetzt in dene Lecher.
Mir wolta in den Kropos[4]) brecha,
:,: In den Kropos komma mir nicht,
Schlaga die Kanonen fürchterlich! :,:

[1]) Kriegerland, [2]) Zieselmaus, [3]) pflegen, [4]) Festung.

Schmerzlich

ist für uns, daß gerade Sie, lieber lachender Leser, Ihre Nachbarn und Freunde noch nicht bewegt haben, unsere Zeitung zu bestellen.

Eine Bitte der Redaktion:

Wirb neue Leser für dies Blatt
Sofern es dir gefallen hat!
Denk nicht: „Die schaffen's auch allein!"
Der Leser müssen viele sein.
Soll unsere Zeitung weitergehn
Und in den Reihen vorne stehn!
Bewege deinen Nachbar fein
Auch unser guter Freund zu sein!
Und scheut er die Bestellungsmüh' —
Du dich ihr freundlich unterzieh!
Vergiß auch nicht: Was ihm gefällt
Kostet nicht viel — doch Lesegeld!
Wenn jeder ein paar Leser bringt,
Das Werk weit besser uns gelingt.

„Der Wolgadeutsche."

Der Detektiv

Ein romantisches Erlebnis von Peter Prior.

Vor einiger Zeit fuhr ich mit dem letzten Wagen der Elektrischen meiner Wohnung zu. Als ich das Wageninnere betrat und auf einem Sitz Platz nahm, da stand ein aus Versehen stehen gebliebener Regenschirm neben mir. Selbstverständlich betrachtete ich den Schirm, es war ein guter Seidenschirm, und fand dabei auf einem kleinen Nickelschild den Namen des Besitzers: Fred Wild. Fred Wild? Wo hatte ich den Namen schon gehört? Ach, das war der berühmte Detektiv unserer Stadt, der Schrecken der Verbrecher, der bekannte Fachmann für Ehescheidungen, der Besitzer des unfehlbaren Polizeihundes „Napoleon" usw. usw. Ich hatte mir ja schon lange gewünscht, den Herrn kennen zu lernen. Die beste Gelegenheit dazu war da.

Am nächsten Morgen ging ich, den Schirm unterm Arm, zu seinem Besitzer hin. Auf mein Klingeln öffnete sich geräuschlos das Haustor, um sich sofort hinter mir wieder zu schließen. Dabei hatte sich mein Ueberzieher eingeklemmt. Doch als ich versuchte, die Tür zu öffnen, um mich wieder zu befreien, mußte ich die Wahrnehmung machen, daß sie verschlossen sei. Zum Glück kam im selben Augenblick ein Postbote die Treppe herunter vor dem sich die Tür wieder öffnete, so daß ich nunmehr befreit war. Bei der Wohnungstür des Detektivs erwartete mich eine neue Ueberraschung. Als ich leise und bescheiden auf den Knopf der Klingel drückte, öffnete sich nicht etwa die Tür, sondern links neben der Wohnungstür öffnete sich die Wand, eine Hand faßte nach meinem Arm, und ich wurde nachdem sich die ganze Geschichte einmal um sich selbst gedreht hatte, von einem robusten Kerl empfangen, der mich argwöhnisch betrachtete. Plötzlich rief der Mann, eine herkulische Gestalt: „Hände hoch!" und hielt mir einen Revolver vor die Nase. „Haben Sie Waffen bei sich?" wurde ich dann gefragt. Ich antwortete, daß ich nichts besäße als diesen Regenschirm, wegen dessen ich hergekommen sei, aber keineswegs zu dem Zweck, mir hier einen Nervenchoc zu holen. Der Herkulische zuckte die Achseln und visitierte meine Taschen gründlich. Natürlich fand er nichts. Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich ein kleiner Mann vor mir, Adlernase, kühner Blick, Stummelpfeife, also ein richtiger Detektiv. Dieser fragte mich nach meinem Begehr und bat mich, dem Herkules einen Wink gebend, ihm zu folgen. Der Herkules mit dem Revolver in der Faust ließ mich nicht aus den Augen. Einige Türen öffneten sich geheimnisvoll, es ging durch einen dunklen Korridor, über eine Wendeltreppe, auf einer Leiter aufwärts, bis wir endlich in einem fürstlich ausgestatteten Raum standen. Der Herkules und der Kleine mit dem Adlerblick waren verschwunden, aber ein Schäferhund war an ihre Stelle getreten, der mich äußerst aufmerksam von allen Seiten beschnüffelte. Als er mit seiner Nase an den Schirm kam fing er an zu bellen und mich ins Bein zu kneifen. Aha! dachte ich mir, das ist der berühmte „Napoleon", die Zierde der Polizeihunde. Eben wollte ich ihm den Schirm seines Herrn um die Ohren schlagen, als sich aus einem Klubsessel ein langer, schwarzgekleideter Herr mit einer Maske vor dem Gesicht erhob, äußerst distinguiert gekleidet Brillantnadel, Lackschuhe, und mich mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Ich entschuldigte mich, all diese Vorkehrungen wegen meiner Persönlichkeit in Bewegung gesetzt zu haben und teilte ihm mit, daß ich seinen Schirm gefunden hätte und ihn hiermit zurückbrächte. Er achtete gar nicht auf den Schirm, sah mich scharf an und fragte: „Wie war gleich Ihr Name?" Ich wiederholte meinen ehrlichen Namen, worauf er in einem großen Buche lange Zeit blätterte, aber scheinbar nicht das Gesuchte fand. „Napoleon" hatte mich mittlerweile nicht aus den grünlich schillernden Hundeaugen gelassen. Mich zufällig umdrehend, gewahrte ich, daß ich neben einem Spiegel stand, und zu meinem Erstaunen öffnete sich neben mir plötzlich eine Nische aus der ein Photographenkasten zum Vorschein kam, der, ich erkannte es daran, daß sich die Blende öffnete, mich photographierte. Eben, als ich dem Maskierten gegenüber mich darüber beschweren wollte, sprach mich dieser an und fragte leichthin, warum ich denn den Schirm nicht bei dem Schaffner abgegeben hätte? Ich antwortete, daß ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, den berühmtesten Detektiv der Stadt, ja vielleicht Deutschlands und womöglich der ganzen Welt kennen zu lernen, wozu mir der gefundene Schirm ja die beste Gelegenheit bot. Der Maskierte aber bat mich nur, näherzutreten und ein auf dem Tisch liegendes Bild zu betrachten. Das Bild war undeutlich, und um es besser ansehen zu können, mußte ich mich herabbeugen. Dabei faßte ich mit meinen Fingern die Tischkante und fuhr wiederum erschrocken zurück, denn sie war feucht und klebrig. „Entschuldigen Sie" lächelte der Distinguierte. „Aber Sie haben mir nur ein paar Fingerabdrücke von Ihnen als Andenken für meine Sammlung überlassen". — „Ja!" sagte er auf meinen Protest hin. „Das sind so Kleinigkeiten, die für mein Geschäft von großer Wichtigkeit sind. Leute die etwas „finden", sind immer verdächtig." Den Schirm des Maskierten hielt ich aber noch immer unter dem Arm. Fred Wild drückte auf einen Knopf und genau wie im Kino kam eine freundlich aussehende Wirtschafterin herein, die ein Tablett mit Weingläsern und Schinkenbroten trug, das sie vor uns hinstellte. „Bitte greifen Sie zu!" lud Fred Wild ein. Aber offen gestanden, mir war der Appetit vergangen, und ich hatte nur den Wunsch, aus dem Hause fortzukommen. Immerhin griff ich nach einem Glase Wein. Da ertönte das Telephon auf dem Tische des Detektivs. Dieser horchte, murmelte einige Male Hm — hm und rief dann: „Ich komm gleich!" Wieder drückte der Maskierte auf einen Knopf, und sofort erschienen der Herkules und der Mann mit der Adlernase.

„Schwieriger Fall! Los!" rief der Maskierte. Nach diesen Worten sprangen alle drei mitsamt „Napoleon" auf unseren Frühstückstisch, von dem Weingläser und Schinkenbrote lustig herunterpurzelten, rissen mich mit beiden Armen auf den Tisch hinauf, worauf sich dieser mit uns zu senken begann. Immer tiefer und tiefer ging es, während sich über uns wieder die Luke schloß. Die Versenkung blieb stehen, ich wurde sehr energisch durch einen langen, dunklen Gang fortgestoßen. Da wurde es licht, und wir gelangten durch eine kleine Pforte, vor der ein geschlossenes Auto hielt, ins Freie. Es regnete stark. Die drei Männer mitsamt dem Hunde stiegen in den Wagen. Ich rief noch: „Nehmen Sie doch wenigstens Ihren Regenschirm mit, Herr Wild!" Aber da war das Auto schon um die Ecke und ich stand da, immer noch mit dem Regenschirm unterm Arm.

Mit Mühe und Not fand ich mich in der Dunkelheit in dem mir völlig unbekannten gartenreichen Stadtteil zurecht, in dessen Gasse der unterirdische Gang geführt hatte. Endlich war ich auf der Promenade und eilte schnellen Schrittes meiner Wohnung zu. Ermüdet warf ich mich auf mein Ruhebett und schlief bald ein. Den Schirm hatte ich auf den Tisch gelegt. Als ich nachmittags erwachte, war der Schirm verschwunden. Ich fragte meine Wirtin, ob irgend jemand dagewesen wäre und mich besucht habe. Kein Mensch! Die Tür war verschlossen, die Fenster wiesen ebenfalls keine Spuren eines Einbrechers auf. Und doch war der Schirm fort! Beim Suchen nach irgendeiner Spur fand ich eine Karte, auf der zu lesen war: „Danke für Ihre Bemühungen, habe meinen Schirm selbst geholt. Fred Wild, Spezialist für Ermittlungen, Beobachtungen, Ehescheidungen, Kriminalfälle".

Ich beschloß, fortan Fundsachen immer gleich auf der Polizei abzugeben.

Wirb neue Freunde!
Wirb neue Leser!
Sende uns Bestellungen!
Hilf mit am Werk!

Das Schicksal der Romanows und der Hohenzollern

Schilderungen aus den Tagen des Zusammenbruchs der beiden mächtigsten Herrscherhäuser Europas

Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Istoriograf und W. Aufrecht

Das russische Herrscherhaus Romanow

Wer sind die Romanows? — Die letzte Zarenfamilie. — Zarin Alexandra Feodorowna. — Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasja. — Gesellschaft, die Großfürsten, Rasputin. — Nikolai Der Zessarewitsch-Thronfolger Alexei. — Die Hofgesellschaft, die Großfürsten, Rasputin. — Nikolai II. als Herrscher. — Nikolai II. während des Krieges und der Revolution. — Die Tragödie von Jekaterinburg. — Nikolai II. und seine deutschen Untertanen.

Wer sind die Romanows?

Als 1917/18 in Rußland das Tragen von Adels- und Amtstiteln verboten wurde, erhielt nach seinem Sturz auch Zar Nikolai II. einen Personalausweis, in dem die Revolutionsbehörden ihn kurz als den Bürger Nikolai Romanow bezeichneten. Von seinen wohl über 100 hohen Titeln („Selbstherrscher aller Reußen, König von Polen, Großfürst von Finnland usw., usw., usw.") durfte er nunmehr nur noch seinen bürgerlichen Namen führen.

Oeffentlich war Nikolai II. der Nachkomme eines russischen Adelsgeschlechts, das um 1300 aus Litauen oder Preußen nach Rußland einwanderte. Der Stammvater des Geschlechts hieß Kobyla. Im 15. Jahrhundert nahm es den Namen Romanow an. Auf den russischen Kaiserthron gelangte es nach der „Zeit der großen Wirren" 1613. Damals wurde Michail Feodorowitsch Romanow zum Zaren gewählt, der ein Sohn des Patriarchen von Rußland Filaret (im bürgerlichen Leben Feodor Romanow) war. Seit Peter III. aber (1762) floß in den Adern der russischen Zaren deutsches Blut, denn der von seiner Frau (Katharina II.) erdrosselte Peter III. war ein Herzog von Holstein-Gottorp, somit Deutscher. Bis auf Nikolai II. hat sich die Krone im Mannesstamm fortgeerbt. Ueberdies haben russische Großfürsten und Zaren verschiedentlich deutsche Fürstentöchter geheiratet, u. a. auch Nikolai II., der 1894 die von ihm heißgeliebte Alix von Hessen zur Lebensgefährtin erwählte.

Zur Zarenzeit war die Erwähnung der geschichtlichen Wahrheit von dem Holstein-Gottorpschen Mannesstamm auf dem russischen Kaiserthron verboten. Aus den Geschichtsbüchern und der Presse kannte das Volk den Zaren und seine Familie nur als Kaiserliche Majestäten oder Kaiserliche Hoheiten. Vielen Bauern war der Familienname des Zaren völlig unbekannt. Wagte einmal eine Zeitung mitzuteilen, daß in den Adern des russischen Zaren Holstein-Gottorpsches Blut fließt, so wurde sie geschlossen wie z. B. 1913 die deutsche „Lodzer Rundschau".

Die russischen Zarenfamilien führten immer ein aufs strengste abgesondertes Leben, zeigten sich öffentlich nie ohne starken Polizeischutz und verkehrten nur mit den allerhöchsten Spitzen des russischen Adels. Der Verkehr der Zaren mit dem Land geschah nur durch die Minister und Polizei- und Militärgewaltigen, sowie durch zahlreiche den Zaren nur huldigende Abordnungen, die z. B. Nikolai II. schließlich zum Ueberdruß wurden. Von den Wünschen ihres Volkes, von dem Leben im Riesenreich erfuhren die Zaren stets nur in der Darstellung dieser Minister und sonstiger Machthaber, die, ob gut oder böse, absichtlich vermieden, das „Väterchen" durch wahrheitsgetreue Berichte zu „beunruhigen". So wurde es den Herrschern auf dem mächtigsten der Throne unmöglich gemacht, Einblick in das Leben ihrer Untertanen zu gewinnen. Den ihnen erstatteten Berichten zufolge war alles immer in bester Ordnung und selbst die bescheidensten Bitten um die allernotwendigsten Reformen wurden als Mäkelei und Unzufriedenheit undankbarer Untertanen hingestellt. Manchmal auch wurde die Unzufriedenheit von der Polizei provoziert, und dann wurde in die Volksmassen, die zu den Schlössern der Zaren kamen, um kniefällig Reformen zu erbitten, geschossen, wie das 1905 vor dem Winterpalais in Petersburg geschah. Jener blutige Vorgang wurde gerade auf solche Weise verursacht, und man sagt, der Führer jener Arbeitermassen, der russische Priester Gapon, sei von der Polizei gekauft gewesen. Man wollte so die Revolution frühzeitig zum Reifen bringen und dann niederdrücken. Bekannt ist auch, daß Potjemkin in den Gegenden, die Katharina II. bereiste, Dörfer aus bemalter Pappe aufbauen ließ, die er dann seiner Zarin von ferne als Beweise für den Wohlstand und die Ordnung in ihrem Lande zeigte. Doch auch die Zaren selbst ließen es an Einsicht mangeln, warum Rußland schließlich ja den wenig ehrenvollen Titel „Land der schwärzesten Reaktion und menschenunwürdigsten Unterdrückung" erhielt.

Vom einfachen russischen Volk wurde das Zarenhaus gefürchtet und angebetet, wozu auch die Kirche beigetragen hat, deren oberster Herr der Zar war. Die aufgeklärten Kreise haßten das Herrscherhaus und seine Regierungsweise, im Ausland sprach man von ihm verächtlich. Ueberall aber wurde es um seinen Reichtum und seine unbegrenzte Macht beneidet.

Die letzte Zarenfamilie.

Der Landmangel in der Bauernschaft, die Rechtlosigkeit der Arbeiter, die beschränkte Freiheit der aufsteigenden Industrie, die polizeiliche Willkür, das Verbot der Gewissensfreiheit, die Forderungen nach einem Parlament und vieles andere hatte sich in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts zu einem Knäuel zusammengeballt. Da die Regierung Alexanders III. und Nikolai II. Reformforderungen und auch jede Widerrede mit der Knute, mit Gefängnis, Sibirien oder durch Hinrichtung bestrafte, so verkroch sich der Unwille des Volkes und rächte sich durch geheimen Terror. Auf Alexander II. wurden vier Mordanschläge verübt, bis er 1881 dem fünften zum Opfer fiel. Gegen Alexander III. richtete sich die Hand der Empörten zweimal. Von zahlreichen Anschlägen auf Gouverneure, Minister und Großfürsten sind allgemein bekannt: das Attentat auf den Petersburger Stadthauptmann Trepow 1878, die Ermordung des Polizeichefs General Mesenzew 1878, des Charkower Gouverneurs Fürsten Krapotkin 1879, des Polizeichefs Drentelen 1879, des Prokureurs des Odessaer Militärgerichts Strelnikow 1882, des Polizeichefs Sudeikin 1883, des Großfürsten Sergej Alexandrowitsch in Moskau 1906, des Ministerpräsidenten Stolypin 1911, des Innenministers Plehwa 1904. Auf Nikolai II. wurde 1890, als er noch Thronfolger war, im Fernen Osten ein (allerdings nicht politisches) Attentat verübt. Von daher rührte die Narbe an seiner Stirn.

Der nervöse Zustand, in dem sich das ganze Kaiserliche Haus Nikolai II. durch die politische Gefährdung befand, wurde verschärft durch einige große und schwere Unglücke im Zarenhause selbst, von denen das größte die unheilbare Krankheit des Zessarewitsch-Thronfolger Alexej war. Jahrelang hatte das Zarenpaar inbrünstig und ungeduldig um die Bescherung eines Sohnes gebetet. Als er 1904 zur Welt kam, brachte er sein Unglück mit sich. Ueber die Verzweiflung und die Enttäuschung der Eltern und des Hofes braucht nichts gesagt zu werden. Auch die Krönungsfeier 1896 in Moskau war von einem blutigen Unglück begleitet: bei der Verteilung von kaiserlichen Geschenken auf dem Chodynkafeld entstand unter dem Volke ein panikartiges Gedränge, bei dem 1000 Personen förmlich zerquetscht wurden. Sie stellten nur noch verstümmelte Körper dar. Ueber den Tod von Nikolais Vater, Alexander III., lag der Schatten des nihilistischen Attentats auf Alexanders Zug bei Borki 1888. Dazu kam, daß die hessische Fürstentochter Alix, wie sie selbst erzählt, von der Mutter ihres Mannes, der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, wenig freundlich aufgenommen wurde. Bei Hof zeigten viele gegen die junge Zarin Abneigung, denn Nikolai II. sollte sich zuerst mit der Tochter eines russischen Grafen verheiraten. Er liebte aber Alix und als Alexanders III. Erbe nahte und die Thronbesteigung Nikolais bevorstand, erhielt er die Erlaubnis zu seiner Verheiratung mit der heimlich schon lange geliebten Hessin. Wie weit die Mutter des Zaren und die ihr Ergebenen zur Beunruhigung des amtlichen und Familienlebens des Zaren beigetragen haben, ist noch nicht erschöpfend genug bekannt geworden. Tatsache ist, daß sie eine ausgesprochene Feindin alles Deutschen war und ist und zusammen mit den deutschfeindlichen Kreisen bei Hof und im Lande zur Verschärfung der deutsch-russischen Konflikte beigetragen hat. Sie lebt heute in ihrer Heimat Dänemark. Der Onkel des Zaren Nikolai Nikolajewitsch, der neben Poincaré wohl der größte Deutschenhasser der Welt ist, lebt in Frankreich, wie überhaupt die Verwandten des Zaren, soweit sie in der Revolution nicht ermordet wurden, in der ganzen Welt zerstreut sind.

Vor der andauernden politischen Nervosität, die Nikolai II. durch die entschlossene Durchführung von Reformen weniger folgenschwer hätte machen können, sowie durch die Intriguen und die Tragik im eigenen Kreise gehetzt und aufgerieben, mied die kaiserliche Familie, wo nur angängig, jeden festlichen Lärm und überflüssigen Prunk. Als den heiligsten Winkel auf Erden betrachtete der tiefgläubige Zar sein eigenes Heim. Hegt man zu ihm, als zum Herrscher, auch keine Sympathien, zu ihm und zu seiner Familie, als zu Menschen wie alle Menschen, führt die beredte Tatsache, daß er Frau und Kinder über alles liebte. Für ihn gilt wohl am trefflichsten das Urteil naher seiner Bekannten: Er ist zwar ein guter Familienvater, aber ein schlechter Zar gewesen. Das wußte Nikolai selbst. Und wenn seine Regierung an Mißerfolgen überreich war und schließlich zusammenbrach, so ist nebst anderen Gründen auch der Umstand zu berücksichtigen, daß er an den Regierungsgeschäften wenig Freude hatte. Liest man das Tagebuch des Zaren und die Briefe der Zarin, liest man ferner die Erinnerungen von Personen, die ihnen und ihren Kindern näherstanden und sie besser kannten als viele andere Beurteiler, so sieht man die große und heiße Liebe, die ihn mit seiner Familie verband. Der flammenden Elternliebe zu Alexej ist es auch zunächst zuzuschreiben, daß die schwärmerisch-religiöse Zarin und ihr Gatte, daß schließlich die ganze Staatspolitik unter dem Einfluß des geistesinnlosesten Tiermenschen Rasputin geriet. Dieser „Starez", der ehemalige Pferdedieb aus Sibirien, verstand es, ihnen jahrelang mit frömmelnder Miene „Wunderkräfte" vorzutäuschen, bis er jählings sein Ende fand. —

In Peterhof bei Petersburg liegt in einem alten schattigen Park die Kaiserliche Sommerdatscha Alexandria. Dort verbrachte Nikolai II. seine Ruhetage am liebsten, weil sie ihm, wenn jeweils auch nur für wenige Tage, vor neugierigen Blicken bewahrten. Am liebsten war er bei den Seinen.

Die Hohenzollern

Aus der Geschichte der Hohenzollern. — Die letzte Kaiserfamilie. — Die letzte Kaiserin. — Prinz Wilhelm. — Ein Grund des Untergangs. — Wilhelm II. als Herrscher. — Der Kaiser im Kriege. — Abdankung des Kaisers und Flucht. — Der Kaiser in Holland.

Aus der Geschichte der Hohenzollern.

Der Ausgang der beiden großen Herrscherhäuser, der Romanows und der Hohenzollern, ist zwar ein fast gleichzeitiger, aber ein gänzlich verschiedener. Während Nikolai mit seiner Familie ermordet wurde, ist den Mitgliedern des deutschen Kaiserhauses, wie überhaupt allen deutschen Fürsten, kein körperliches Leid angetan worden. Und gerade in den Tagen, in denen diese Zeilen geschrieben werden, kehrt der im Augenblick des Zusammenbruchs und des Ausbruchs der Revolution mit dem Kaiser, dem „Obersten Kriegsherrn", nach Holland geflohene Kronprinz nach Deutschland zurück, um die Bewirtschaftung seiner Güter in Oels bei Breslau zu übernehmen.

Erst damit findet die vielhundertjährige Geschichte der Hohenzollern als Herrscher ihr Ende. Denn der jetzt nach Deutschland zurückgekehrte frühere deutsche Kronprinz ist von der Regierung und von sich selbst als ein Privatmann und Bürger, wie jeder andere auch, bezeichnet worden.

Wohl noch nie hat ein stolzes Herrscherhaus ein so eigenartiges Ende gefunden wie das der Hohenzollern. Und dieses Ende ohne Ruhm paßt wenig zu der großen Geschichte der Hohenzollern, die gleichzeitig die Geschichte Preußens und Deutschlands ist. —

Mitten im Weltkriege, am 21. Oktober 1915, waren es 500 Jahre her, daß die Hohenzollern in der Mark Brandenburg, in Preußen und über das mächtige Deutsche Reich regierten. An diesem Tage war im Jahre 1415 dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg in Berlin die feierliche Erbhuldigung der Landstände als Kurfürst von Brandenburg dargebracht worden. Von diesem Tage an spielten die Hohenzollern eine bedeutende Rolle in Deutschland und bald auch in der gesamten europäischen Politik. Und die besondere Lage ihres Landes, mitten im europäischen Festlande, brachte es mit sich, daß sie tätiger und tiefer in die Verhältnisse der europäischen Länder und Völker eingriffen und daß ihr Land von den Wechselfällen der Ereignisse und der Geschichte stärker ergriffen wurde, als es bei Rußland und seinen Herrschern der Fall war. —

Im Berliner Tiergarten, einem großen weiten Park, der mitten in der Stadt am Brandenburger Tor und dem Reichstag beginnt und sich kilometerweit bis nach Charlottenburg erstreckt, hat Kaiser Wilhelm II. eine große, breite Allee anlegen lassen, in der sämtliche Hohenzollernfürsten, von den ersten Kurfürsten an bis zu den Kaisern in überlebensgroßen Denkmälern Aufstellung gefunden haben. An diesen Denkmälern kann man den glänzenden Aufstieg des Hohenzollernhauses von den Kurfürsten zu den Königen und schließlich 1870 zu den Kaisern von Deutschland verfolgen. Jedoch haben einige dieser Fürsten, wie z. B. Otto der Faule, nicht gerade schmeichelhafte Beinamen von der Geschichte bekommen. Fester, leuchtender ragen die wirklich großen unter ihnen hervor. Da steht, groß und breit und mächtig, der Große Kurfürst, der sein Land gegen zahlreiche Feinde verteidigte und erhielt, und der im Innern groß angelegte Reformen vornahm, die es seinen Nachfolgern ermöglichten, ihren Besitz zu erhalten und zu festigen und schließlich nach der Königskrone zu greifen. Unter den Königen ragt Friedrich der Große, nicht nur als der größte Hohenzoller, sondern als einer der größten Herrscher, die die Weltgeschichte überhaupt gesehen, hervor. Während der Große Kurfürst noch stark deutsch fühlte und auch das schöne Wort „Vedente, daß Du ein Taitscher bist!" prägte, war Friedrich der Große ganz preußisch eingestellt und hat Preußen eigentlich erst recht geschaffen und es zu einer beachtenswerten Großmacht gestaltet. Wie volkstümlich gerade er ist, zeigt die Unzahl von Anekdoten, die fast jedes Kind in Deutschland über ihn zu erzählen weiß, Anekdoten, die seinen Gerechtigkeitssinn, seine Schlagfertigkeit, seine Klugheit charakterisieren sollen.

Durch seine Vermittlung übrigens kam die Verheiratung der deutschen Prinzessin Katharina mit dem Zaren Peter zustande. Katharina wurde eine seiner erbittertsten Gegnerinnen und als russische Kaiserin hat sie nicht nur Kriege gegen ihn geführt, sondern auch in den friedlichen Zeiten jede Gelegenheit benutzt, um ihm zu schaden.

Unter seinen Nachfolgern verlor Preußen zeitweilig an Einfluß und Kraft. Napoleon überrannte es, zerstückelte es und zwang es dazu, an dem Feldzuge gegen Rußland teilzunehmen. Aus dieser Zeit des Niedergangs Preußens und der Zertrümmerung Deutschlands ragt nicht der König, der vielmehr schwächlich und zaghaft erscheint, hervor, sondern seine Gemahlin, die Königin Luise ist es, die in den Gedanken und den Herzen des deutschen Volkes wie keine andere Königin fortlebte. Sie ertrug mit rührendem Stolz und tiefem Schmerz die Leiden ihres Landes. Und ganz im Gegensatz zur großen Katharina Rußlands war sie von äußerster Bescheidenheit und großer Güte.

Unter den Kaisern ragt, neben Wilhelm II., sein Großvater, Wilhelm I. hervor. Er empfing in Versailles, in demselben Spiegelsaal, in dem 1919 das zusammengebrochene Reich den furchtbaren Friedensvertrag unterzeichnen mußte, aus den Händen der deutschen Fürsten die deutsche Kaiserkrone.

Nicht zahlreich sind die wirklich großen Fürsten unter den Hohenzollern. Und wenn in den 500 Jahren ihrer Herrschaft des „heiligen Römischen Reiches Teutsandbüche (Preußen)" zum Herzen Deutschlands geworden ist, so ist das gewiß nicht zuletzt das Verdienst der zahlreichen großen Männer, die die Geschichte des deutschen Volkes kennt.

Die letzte Kaiserfamilie.

Bereits mit 22 Jahren hatte der damalige Prinz Wilhelm sich mit der um etwas älteren Prinzessin Auguste Viktoria von Augustenburg verlobt. Um das Leben und die Handlungen der Hohenzollern flechten sich zahllose Geschichten und Anekdoten. So wurde u. a. schon über das Bekanntwerden des Kaisers mit seiner späteren Gattin die folgende Geschichte erzählt:

Der Prinz traf ziemlich unerwartet im Schloß der Augustenburger ein. Beim Betreten des Schloßhofes sah er dort ein nettes junges Mädel, das die Arbeiten der Knechte und Mägde leitete. Groß war das Erstaunen des Prinzen, als ihm diese tüchtige Landwirtin als die Prinzessin Auguste Viktoria vorgestellt wurde. Das einmal geweckte Interesse wurde bei dem Prinzen noch lebhafter, als er die Prinzessin näher kennen lernte; die Heirat wurde vereinbart.

Es läßt sich schon denken, daß der Kaiser seine Gattin auf diese Weise kennen gelernt hat; denn die Augustenburger waren infolge des für sie ungünstigen Ausganges des schleswig-holsteinischen Krieges keineswegs allzu begütert, und da mögen die Prinzessinnen wohl auch in ihrer Landwirtschaft nützlich tätig gewesen sein.

Die Ehe des Kaisers und der Kaiserin ist sehr glücklich gewesen. Bereits ein Jahr nach der Verheiratung wurde der erste Sohn geboren, und bekannt ist die Szene, die sich dann vor dem Schloß des Prinzen in Berlin abspielte. Der alte Kaiser war auf die Nachricht von der Geburt seines Urenkels in das Schloß des Prinzen geeilt. Dort weilte bereits der Kronprinz, und als die vor dem Schlosse zusammengeströmten Berliner immer wieder Kaiser, Kronprinzen und Prinzen zu sehen verlangten, trat der alte Kaiser, seinen Urenkel auf dem Arm, mit ihnen auf den Balkon des Schlosses, worauf die Menge den „vier Kaisern" begeisterte Hochrufe darbrachte.

Noch fünf Söhne und eine Tochter wurden dem Kaiserpaare geboren. Wie der frühere Kronprinz in seinem Buche erzählt, hingen die Kinder, die aufs beste erzogen wurden, mit inniger Liebe an der Mutter. Sie sorgte als Kaiserin für ihre Kinder wie eine echte und rechte Mutter. Sie pflegte sie, wenn sie krank waren, spielte mit ihnen und beaufsichtigte ihre Arbeiten. Sie sorgte später dafür, daß ihre Kinder die Ehen eingehen konnten, die sie wünschten, und beseitigte ihnen alle Hindernisse.

Das Verhältnis der Prinzen zum Vater, dem Kaiser, war mehr ein respektvolles. Denn auch im Kreise seiner Familie blieb Wilhelm II. immer in seiner Rolle als Kaiser. Da die Hohenzollernprinzen schon in sehr jungem Alter — mit zehn Jahren — als Offiziere in die preußische Armee eingereiht wurden, war der Kaiser auch von diesem Augenblick an ihr höchster militärischer Vorgesetzter. In späteren Jahren hat sich das Verhältnis des Kronprinzen und der Prinzen zum Kaiser wiederholt recht gespannt gestaltet. Zu einem offenen Bruch zwischen dem Kaiser und einigen seiner Kinder ist es anläßlich seiner ein Jahr nach dem Tode der Kaiserin geschlossenen neuen Ehe gekommen.

(Fortsetzung folgt in den nächsten Nummern.)

Verschiedenes

Die Frauen vor dem Papst erscheinen müssen. Schon seit geraumer Zeit hatte Papst Pius XI. mit Mißfallen bemerkt, daß die zur Audienz zugelassenen Damen in ihrer Kleidung die schuldige Rücksicht auf den Ort vermissen ließen. Sie erschienen oft in tief ausgeschnittenen Kleidern, kurzen Röcken und durchbrochenen Strümpfen. Diesem Unfug suchte der Papst zunächst durch Bekanntgabe einer bestimmten Kleidervorschrift zu steuern. Es half nur sehr wenig. Zwar wurden die besonders auffallend gekleideten Damen von den päpstlichen Dienern zurückgewiesen, anderen gelang es jedoch, ihr wachsames Auge durch kostbare Pelze und Ueberwürfe zu täuschen. Da entschloß sich der Papst zu energischem Durchgreifen. Er zeichnete eigenhändig das Modell eines Besuchskleides und ließ es auf der Rückseite seiner Einladungskarten abdrucken. Zwar brauchen sich die Besucherinnen nicht ganz genau an dieses Vorbild zu halten, jedoch muß ihr Kleid von nun an einen hohen Kragen, lange, den ganzen Arm bedeckende Aermel sowie Röcke haben, die über die Knöchel hinabreichen. Nur in diesem Aufzuge dürfen sie sich mit ruhigem Gewissen im Vatikan vorstellen.

Die Entdeckung eines wertvollen Goethebildes in Rußland erregt neuerdings großes Aufsehen unter allen Goethefreunden. Es handelt sich um ein Originalbildnis des großen Dichters, das der Maler Jagemann im Jahre 1818 im Auftrage des russischen Grafen Uwaroff in Kreide herstellte. Graf Uwaroff war seinerzeit an Goethe mit dem Plane der Gründung einer Asiatischen Akademie in Kiew herangetreten und hatte ihn bei einem Besuche in Weimar persönlich kennen gelernt. Das Bildnis, das Goethe mit leidenden Zügen und großen, suchenden Augen als einsamen Menschen darstellt, ist von dem neuen russischen Kunstamt auf dem Schlosse des Grafen Uwaroff in der Ukraine aufgefunden worden. Es trägt auf der Rückseite die Inschrift: „Goethe, gemalt von Jagemann 1818".

Die Mörder des Sowjetdiplomaten Worowsky sind von dem schweizerischen Schwurgericht in Lausanne freigesprochen worden. Wie erinnerlich, hatten die Bolschewisten Worowsky als Vertreter zu der vom November 1922 bis in diesen Sommer hinein in Lausanne tagenden Orientkonferenz entsandt. Er galt allgemein als einer der besten und scharfsinnigsten Köpfe der Sowjetdiplomatie. Am 10. Mai wurde er von dem schweizer Untertan und russischen Offizier Conradi im Hotel Cécil in Lausanne beim Mittagessen erschossen, seine zwei Begleiter schwer verwundet. Der darauf folgende Prozeß vor dem durch seine Gerechtigkeit bekannten Schweizer Schwurgericht wurde allerseits mit größtem Interesse und zum Teil leidenschaftlicher Parteinahme verfolgt. Der jetzt gefällte Urteilsspruch hat in weiten Kreisen West-Europas große Befriedigung ausgelöst.

Woher die Erdteile ihren Namen haben. Nach den neusten wissenschaftlichen Untersuchungen leitet sich der Name „Europa" von „ereb" ab, das bei den Phöniziern und Hebräern „dunkel", im übertragenen Sinne „Sonnenuntergang" bedeutete. Asien stammt vom assyrischen Wort „asau", d. h. „Helle", „Sonnenaufgang". Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Namens „Afrika" ist man auf bloße Vermutungen angewiesen. Die Bezeichnung „Amerika" wurde zum ersten Mal von dem Freiburger Geographen Waldseemüller im Jahre 1507 in der Annahme gebraucht, daß der Erforscher der neuen Welt, der Italiener Amerigo Vespucci, auch ihr Entdecker gewesen sei. Der Name „Australien" schließlich kommt von dem lateinischen „terra australis", was südliches Land bedeutet.

„VORM TOR"

Unterhaltungsbeilage zu der Halbmonatszeitung „Der Wolgadeutsche"

Für: Humor, Lau e, Späße, Sonne und Frohsinn, Fortschritt, Belehrung und Vernunft. : : : desgleichen Liebe : : : :

Gegen: Spießr- und Schildbürgertum, Undeutschheit, Wuschfasserei, Hinterlist, Griesgrämlichkeit und allerlei Ähnliches und Schlimmeres

Beilage zu Nr. 23/41 des Wolgadeutschen || Nr. 3 (1. 12. 23) || :: Erscheint nachdem sie gedruckt ist ::

Das Schicksal der Romanows und der Hohenzollern

Schilderungen aus den Tagen des Zusammenbruchs der beiden mächtigsten Herrscherhäuser Europas

Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Ztoriograf und W. Aufrecht

Das russische Herrscherhaus Romanow

Wer sind die Romanows? — Die letzte Zarenfamilie. — Zarin Alexandra Feodorowna. — Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasja. — Der Zesarewitsch-Thronfolger Alexej. — Die Hofgesellschaft, die Großfürsten, Rasputin. — Nikolai II. als Herrscher. — Nikolai II. während des Krieges und der Revolution. — Die Tragödie von Jekaterinburg. — Nikolai II. und seine deutschen Untertanen.

(1. Fortsetzung.)

Die letzte Zarin.

Unter den Mitgliedern der Zarenfamilie war Alexandra Feodorowna nicht am angenehmsten von ihren Gefährten angesehen, was in der [illegible] mehr Zwiespalt hervorrief, als sie immer wieder, ihrer Kaiserinnenwürde Rechnung zu tragen gezwungen war. Ebenso wie der Zar nicht [illegible] Familienleben als der politischen Repräsentation zuneigend, litt sie oftmals auf Zarskoje Selo unter der Qual, das gefordert [illegible] zu zeigen. Pierre Gilliard, der Erzieher des Zesarewitsch Alexej, erzählt in seinen [illegible] gelesenen Erinnerungen folgendes bezüglich [illegible] Fall: Im Herbst 1912 weilte die kaiserliche Familie einige Zeit auf ihrem Landsitz in Spala (Polen). Während nun eines Abends [illegible] einer Liebhaberaufführung der Zarentochter [illegible] der mal „Große Fürstin" [illegible] rige Zesarewitsch [illegible] seinem Zimmer. [illegible] wesen, wie [illegible] ihrem [illegible] in höchster [illegible] zweifelnd [illegible] wieder zurückzukehren und [illegible] zwang. Nur die Einwendungen [illegible] voller mütterlicher Angst, [illegible] Zaren zuwarf. [illegible] ton verlangte aber, daß [illegible] gestört wird. Solange die Zarin [illegible] wirsch aus politischen [illegible] leit verheimlicht werden, so [illegible] nch der Pflege ihres [illegible] liche Familie den Zesarewitsch [illegible] Mitte um so eifriger hin. Der Erziehung ihrer Kinder widmete sie große Sorgfalt, achtete auf ihre Fortschritte und auf Pünktlichkeit im Unterricht und war bemüht, ihr Kind vor Hofintriguen zu bewahren. Es ist ihr dies jedoch nicht gelungen, wie die Fälle des Menins Philippe und des Mustchts Rasputin in so dunklen Farben zeigen. Ihrem Mann war sie in reinster Frauenliebe von ganzem Herzen zugetan, ihm zuliebe auch ist sie, wenn auch unter schweren Seelenkämpfen, zur russischen Kirche übergetreten. Vom ersten Tage ihres Bekanntseins an (1889) waren Nikolai und Alix nach schöner jugendlicher Art geradezu überschwenglich ineinander verliebt. „Du, Du, Du, Du Lausbub!" umschmeichelte sie ihn in ihren Briefen, und er nannte sie dafür liebkosend „Spitzbub". Aber die Zeit sorgloser Liebe wurde bald verdrängt. An ihre Stelle trat anderes, schweres, von Schmerzen, Kummer und Intrigue Durchwühltes. Trotzdem blieben sie zeitlebens so, wie in einem Gedicht gesagt ist, das die junge Zarin nebst vielen anderen Bemerkungen zwischen des Zaren Tagebuchaufzeichnungen schrieb: Es muß was Wunderbares sein / Ums Lieben zweier Seelen, / Sich schließen ganz einander ein / Und nie ein Wort verhehlen. — / Und Freud und Leid und Glück und Not / So miteinander tragen, / Vom ersten Kuß bis in den Tod / Sich nur von Liebe sagen. —

Je länger Alix von Hessen als Zarin Alexandra Feodorowna am russischen Kaiserhof lebte, desto verschlossener wurde sie, desto mehr ging sie in sich, desto härter wurden die bitteren Züge um ihre Mundwinkel, die Graf Witte in seinen Erinnerungen erwähnt und die so gar nicht zu ihren lebhaften ausdrucksvollen grau-blauen Augen paßten. So kam es, daß der natürliche Stolz der Zarin schließlich als Hochmut und Kälte ausgelegt wurde, während sie, wie Gilliard erzählt, in Wirklichkeit ganz Weib und Mutter und ihre Zurückhaltung eher die Maske für die ihr angeborene Scheu und Empfindsamkeit war. Voller Vertrauen kam sie den andern entgegen, aber schon vom Tage ihrer Verlobung an sah sie nur Mißtrauen, Aeußerlichkeit, Haß gegen das Deutsche, großfürstliche Hochstapeleien, Feindseligkeiten gegen ihre eigene Person und den Aberglauben des russischen Volkes, das von ihr unter Anspielung auf ihre Anwesenheit beim Begräbnis Alexanders III. sagte: „Sie ist zu uns hinter einem Sarg gekommen, sie bringt Unglück mit sich". Wurde sie in ihrer Jugend ihrer blendenden Schönheit und Heiterkeit wegen „Sonnenschein" genannt, so schrieb man ihr später einen „folgenschweren Einfluß" auf den Zaren zu. Hiermit gelangen wir zu dem gewiß schwersten und auch dunklen Kapitel des Lebens der hessischen Prinzessin am russischen Zarenhof.

Noch als Braut wurde Alix aus Deutschland zum Sterbebett Alexanders III. in die Krim gerufen. Und hier, in der Schwermut der Todestage an den herrlichen Ufern des Schwarzen Meeres, macht sich die Beeinflussung des weichlichen jungen Zaren durch seine künftige Gattin zum ersten Mal deutlich bemerkbar. Schon in jenen Stunden versuchte die Zarin, von fünfzigen Herrscher zu umgehen. Selbst die geringsten Anordnungen wurden nicht von ihm, sondern von anderen getroffen. „Erlaube den [illegible] nicht, die ersten zu sein und Dich zu umgehen", schreibt Alix in ihrem Tagebuch. „Sag Dir mein eigenes Wollen und gestatte den [illegible] nicht zu vergessen, wer Du bist!" Je [illegible] Nikolai II. die Staatsgeschäfte [illegible] und willenlos wurde [illegible] es, desto [illegible] die Zarin [illegible] Einfluß [illegible] zu verdrängen und [illegible] durchzuführen. [illegible] Zarin [illegible] zu tun, aber das Ergebnis war [illegible] ein [illegible] Das zur Gewohnheit [illegible] verlor das Familienleben [illegible] Hofkreisen [illegible] man von [illegible] von [illegible] Selbstsucht [illegible] jedoch [illegible] auf [illegible] Gesetz [illegible] der [illegible] Zarin [illegible] Rasputin [illegible] Zarin politisch ganz und gewiß auf Seiten des zarischen Absolutismus stand und in ihm überzeugt die einzige richtige Regierungsform für Rußland sah. Die blutigen revolutionären Vorkommnisse in Rußland haben sie nicht zur politischen Einsicht gebracht, im Gegenteil, sie verlangt in ihren Briefen an Nikolai in den Jahren 1914-16, er solle „Rußland die Peitsche fühlen" lassen, solle „Iwan der Grausame" sein, solle die Gegner „zermalmen", die Anhänger von Reformen „in den Staub" zwingen, solle „auf den Tisch schlagen" und die Führer der Opposition, auf die das ganze Land schwor, „nach Sibirien jagen". Die Revolutionen in Rußland haben gezeigt, wie wenig sowohl Zar als auch die Zarin die wahren Verhältnisse im Lande kannten und wieviel sie mit Reformen hätten erreichen können. Politisch waren beide als urteilsunfähig zu betrachten. Ihre blinde Versteifung auf absolutistische Prinzipien, ihre Behandlung derjenigen, die die Verantwortungspflicht der Minister vor der Volksvertretung verlangten, als „Narren" — sind die nächste Schuld, daß die ersten und leichten Revolutionsstürme sie vom Thron fegten. Von einem Entgegenkommen an das Volk hat die Zarin nichts wissen wollen, das bezeugen von ihr alle, die sie persönlich kannten. Ihre Beeinflussung des Zaren äußerte sich seit ihrer Verheiratung von Jahr zu Jahr stärker und erreichte im Kriege ihren Höhepunkt. Vor dem Kriege beschränkte er sich auf die Entfernung von Ministern, die dem „Starez" Rasputin nicht genehm waren.

Die Zarin besaß eine gute Erziehung und große Vorliebe für das Englische. In England hat sie manches Jahr verbracht und auch ihre Briefe an Nikolai II. sind in englischer Sprache geschrieben. Des Deutschen bediente sie sich so selten, daß selbst Deutschenfeinde sich darüber wunderten. Und merkwürdig ist, daß ihr Sohn Alexej nie eine Unterrichtsstunde in Deutsch erhalten hat.

Wie die Beurteilung der letzten Zarin auch sein mag: Alles was sie tat, scheint sie aus Ueberzeugung getan zu haben. Und wenn auch Gefühle und Neigungen zum Mystizismus vorherrschten, so spricht für sie die Ueberzeugung, ihr Glaube und ihre heiße Mutterliebe.

Die Hohenzollern

(1. Fortsetzung.)

Die letzte Kaiserin.

Die Kaiserin Auguste Viktoria hat das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wirklich geachtet und ist ihr dankbar gewesen für die vielen Wohltaten, die sie zu leisten sich stets bemühte. Die Grenzen ihrer Wirksamkeit hat sie stets erkannt. Sie war das Beispiel einer guten Frau und Mutter. Schlicht, gottesfürchtig und hilfsbereit, war sie in manchem das Gegenstück zu ihrem Gatten. In aller Stille unermüdlich, leistete sie Gutes. Ihr ist die Gründung einer ganzen Anzahl von Hilfs- und Unterstützungsorganisationen zu verdanken. Während des Krieges nahm sie sich der Hilfeleistung für die Kriegsverwundeten an und war ständig unterwegs, um die Lazarette zu besuchen und zu prüfen, und um sich persönlich über die Wünsche und die Lage der Verwundeten zu unterrichten.

In ihrer rastlosen Tätigkeit wurde sie bereits im Kriege durch eine immer gefährlicher werdende Herzkrankheit behindert. Der furchtbare Ausgang des Krieges nahm sie freilich stark mit und verschlimmerte ihr Leiden ganz außerordentlich. Nachdem der Kaiser nach Holland geflüchtet war und in Deutschland die Revolution tobte, äußerte die Kaiserin den Wunsch, zu ihrem Gatten nach Holland zu gelangen. Der damalige Volksbeauftragte und jetzige Reichspräsident Ebert setzte sich selbst für die sichere Reise der Kaiserin bis zur Grenze ein. In Holland, auf Haus Doorn, ist sie dann am 11. April 1921 nach langer Krankheit gestorben.

Bezeichnend für die Anerkennung, die die kirchliche und soziale Tätigkeit dieser Frau, die sich niemals in politische Dinge einmischte, bei fast allen Kreisen der Bevölkerung fand, ist die Tatsache, daß selbst die republikanischen und sozialdemokratischen Zeitungen diese Anerkennung bei ihrem Tode zum Ausdruck brachten.

Die deutsche Regierung gestattete denn auch, einem Wunsche der Kaiserin nachkommend, die Rückführung der Leiche nach Potsdam. Dort fand die Beisetzung unter ungeheurer Beteiligung des Volkes in einem alten stillen Park statt.

Prinz Wilhelm.

Wenden wir uns nunmehr ganz dem letzten deutschen Kaiser zu, der zwar noch unter den Lebenden weilt, aber doch schon eine wenig beachtete Person geworden ist. Gerade das Schicksal des Exkaisers zeigt, wie vergänglich Ruhm und Glanz und Größe sind, und es beweist andrerseits, wie die Person dieses Mannes, der während 30 Jahren eines der mächtigsten Reiche lenkte, überschätzt worden ist. Erst nach der Abdankung des Kaisers ist eine Menge Literatur über ihn erschienen, die ihn uns, im Gegensatz zu den zahlreichen Lob und Verehrung spendenden Büchern aus der Zeit seiner Regierung, einfach als Menschen und mit prüfenden Augen betrachtet schildert. Verfasser zahlreicher solcher Bücher sind eine Menge von Männern, die jahrelang in der nächsten Umgebung des Kaisers gelebt und gearbeitet haben; sie haben seine Charakterzüge und viele seiner Handlungen in einem ganz neuen Lichte geschildert und es ist viel Neues bekannt gemacht worden.

In der ersten Freude über die Geburt des Thronfolgers hatte man nicht bemerkt, daß der Prinz einen auffallenden Geburtsfehler hatte. Der rechte Arm war erheblich kürzer. Unzählige „alte" Weissagungen kamen nunmehr zutage, die an diese Erscheinung anknüpften und Deutschland bald eine gute, bald eine schlechte Zukunft unter der Herrschaft dieses Mannes voraussagen wollten.

Der junge Prinz empfing eine seiner späteren Stellung als Kaiser und König entsprechende Ausbildung. Er besuchte das Gymnasium zu Kassel und studierte später in Bonn, wo er bei den Borussen, einer der feudalsten deutschen studentischen Verbindungen, verkehrte.

Bald aber zeigte sich bei dem Prinzen eine starke Neigung zur Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung, die so stark wurde, daß sein Vater schwere Sorgen darum hatte und diese dem Fürsten Bismarck, dem Leiter der Geschicke Deutschlands, mitteilte. Wenn nach der Absetzung des Kaisers in Deutschland von angesehenen Fachärzten die Gesundheit der Geistesverfassung Wilhelms II. ernsthaft angezweifelt worden ist, so begründet sich diese Annahme in erster Linie auf seine Eitelkeit und Ueberhebung, die als krankhaft — wie es bereits sein Vater nannte — bezeichnet wird.

Dieses Verhalten des Prinzen führte zu einer gewissen Entfremdung zwischen dem Sohn und den Eltern.

Ein Grund des Untergangs.

Und in diesem Verhalten des Prinzen, das in seiner Zeit als Kaiser noch nach den verschiedensten Seiten hin an Ausdehnung gewann, ist zugleich einer der Gründe des Untergangs dieser alten Dynastie zu sehen. Sie verleitete den Kaiser zu Reden und Aeußerungen, die im Lande selbst und erst recht im Auslande mißverstanden werden mußten und feindselige Stimmung hervorriefen. Das kaiserliche Beispiel, auf glänzende Feste, Paraden, Jagden, kurz, alle Art Veranstaltungen großen Wert zu legen, verführten weite Kreise des Landes, denen bisher die peinliche und sprichwörtliche Sparsamkeit des preußischen und deutschen Fürstenhofes Beispiel gewesen war, dazu, es in gleicher Weise zu tun. Die viel beklagte Entwicklung des deutschen Lebens und Denkens von den alten Gedanken und Ideen fort zu Materialismus und Aeußerlichkeiten ging nicht vom Volke, sondern vom Hofe aus. Dabei soll nicht gesagt werden, daß die Schuld hieran allein den Kaiser trifft. Denn es kann keineswegs geleugnet werden, daß dieses Auftreten dem ungeheuer rasch emporblühenden, eine der Hauptrollen in der Weltpolitik und Weltwirtschaft spielenden Deutschland zum Teil ganz außerordentlich gefiel.

Diese Eigenart des Naturells Wilhelms II. wurde durch die andere, sich den Ideen und Gedankenrichtungen anderer nicht anpassen zu können, verstärkt. Daß sich aber beide so verhängnisvoll auswirken konnten, ist auch zum guten Teil Schuld der Umgebung des Kaisers und weiter Kreise des deutschen Volkes.

„In der Atmosphäre, in welcher Kaiser Wilhelm lebte", schreibt Graf Czernin, der frühere österreichisch-ungarische Ministerpräsident, „mußte die beste Pflanze verderben. Der Kaiser konnte sagen oder tun, was er wollte: ob es richtig oder falsch war — er stieß auf begeisterte Bewunderung und Lob. Es fanden sich immer Menschen dutzendweise, welche ihre verhimmelnde Bewunderung überbrachten... Natürlich hat es auch in der engsten Umgebung des Kaisers Wilhelm Männer gegeben, deren Mannesstolz vor dem Kaiserthrone keine starke Belastung vertrug; im allgemeinen aber litten sie mehr unter dem Byzantinismus Deutschlands, als daß sie sich an ihm erfreuten. Ich habe immer gefunden, daß die Servilsten nicht die am Hofe Lebenden waren, sondern Generale, Admirale, Professoren, Beamte, Volksvertreter und Gelehrte, die den Kaiser seltener sahen... Aber wie viele Bürgermeister, Stadträte, Universitätsprofessoren, Abgeordnete — kurz Männer des Volkes und der Wissenschaft — haben sich durch Zahre vor Kaiser Wilhelm bis zum Boden geneigt; ein kaiserliches Wort hat sie berauscht — und wie viele von diesen sind heute unter denen, welche das alte Regime und seine Entartungen, vor allem den Kaiser selbst, verurteilen."

Diese Veranlagung zog also, wohl ganz gegen den Willen des Kaisers, einen Byzantinismus groß, der verderblich wirken mußte. Und die Tragik im Leben dieses Mannes ist es, daß es sich gerächt hat, daß er größer sein und erscheinen wollte, als er in Wirklichkeit war.

Er hatte eine besondere Reisemanie und wurde auch deshalb oft als der Reisekaiser bezeichnet. Hierzu gibt es eine Unzahl von Anekdoten, von denen eine sehr nette hier erzählt werden soll: Der Kaiser weilte bei dem Offizierkorps eines Regimentes zu Besuch. Gut gelaunt, unterhielt er sich mit den Offizieren und gab ihnen dabei auch im Scherz Rätsel auf. Er zeichnete ein W. II und darunter das Pendel einer Uhr auf und fragte, was das bedeute. Die richtige Antwort mußte lauten: ein Urteil (Uhr teil!) des Kaisers. Einer der jungen Offiziere lächelte bei dieser Lösung so verschmitzt, daß es dem Kaiser auffiel und er ihn fragte, welche Lösung er denn habe. — Aber der Offizier wollte nicht gleich mit seiner Ansicht heraus und erst nach einigem Zureden gestand er mecklenburgisch: „Die geiht er hen, do geiht er hen!"

Die Reisemanie des Kaisers war so stark, daß bei seinem Aufenthalt in Potsdam auf der Hofstation Wildpark der Hofzug ständig bereit sein mußte, weil der Kaiser es oft vorzog, anstatt im Schloß in dem hin- und herfahrenden Hofzug zu übernachten!

(Fortsetzung folgt.)

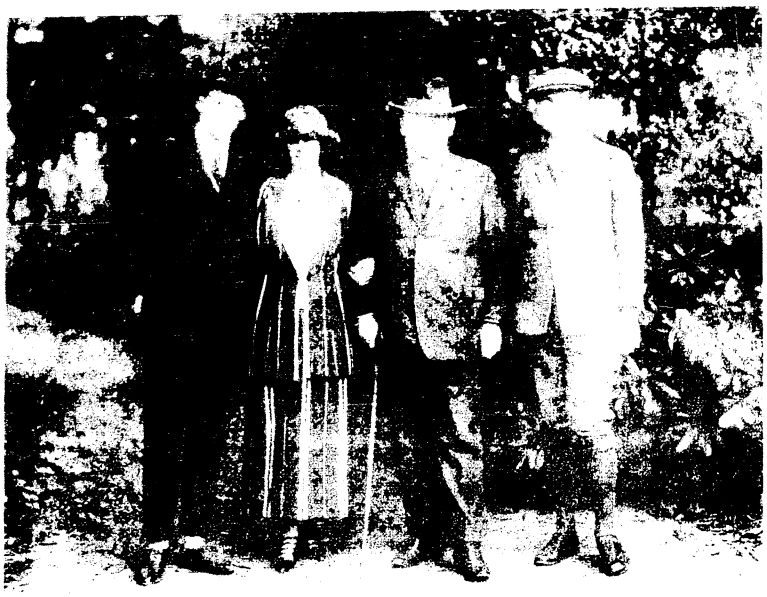
Haus, Hof, Garten, Feld

Das Feldern der Tauben wird von vielen Landwirten als schädlich angesehen. Mit Unrecht. Bekanntlich scharren die Tauben nicht und sind deshalb nicht imstande, die Körner der Saat aufzunehmen. Sie suchen den Boden ab und finden deshalb nur solche, die auf der Erde liegen und gar nicht zur Entwicklung kommen würden. Dagegen vertilgen sie die schädlichen Unkrautsämereien in Massen, Hederich, Vogelwicken, Vogelmiere usw. Sie sind deshalb durch das Feldern nur nützlich.

Bei den Ziegen wird allgemein angenommen, daß sie gegen Tuberkulose unempfindlich sind. Aus dem Grund wurde auch wegen der so weit verbreiteten Rindviehtuberkulose und der damit verbundenen Gefahr beim Trinken roher Milch die Ziegenmilch besonders zum Rohgenuß empfohlen. Es hat sich aber doch erwiesen, daß auch die Ziegen an Tuberkulose leiden, wenn auch der Prozentsatz äußerst gering ist. Glücklicherweise erzeugen die tuberkulösen Ziegen keine schädliche Milch. Erst wenn die Krankheit sehr weit vorgeschritten oder das Euter bereits angegriffen ist, wird die Milch gesundheitsschädlich; dann ist aber der allgemeine Zustand der Ziege schon derartig schlecht, daß der Tierarzt sicher längst zu Rate gezogen wurde und entsprechende Maßregeln getroffen hat.

Melke deine Tiere ein aus. Auch der Ziegenzüchter muß diese Mahnung beherzigen, nicht nur deswegen, um alle Milch möglichst restlos herauszubekommen, sondern vor allem deswegen, weil die letzte Milch die fettreichste ist. Durch einen Versuch kann sich jeder leicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Um den Unterschied des Fettgehaltes recht augenscheinlich darzustellen, nehme man drei möglichst hohe und enge Gefäße, in welche die Milch hineingemolken wird; in das erste Gefäß die zuerst gemolkene Milch, in das zweite das folgende Drittel und in das letzte die zum Schluß gemolkene. Nun läßt man die Gefäße etwa 24 Stunden ruhig stehen, und man wird dann deutlich sehen, daß in dem letzten Gefäß mit der Schlußmilch die stärkste Rahmschicht vorhanden ist, während in dem ersten sich die geringste befinden wird. Dieser Versuch bekundet deutlich die Forderung daß man die Tiere rein ausmelken muß und nicht etwa schon aufzuhören hat, wenn die Milch langsam zu fließen beginnt. Das vorteilhafteste ist also ein völliges Ausmelken; jedoch darf das auch nicht übertrieben werden, damit es dem Tiere nicht zur Qual wird.

Feuchte Lagerräume kann man durch Chlorkalzium trocken machen. Man stellt dieses in Schalen auf. Schon nach kurzer Zeit hat das Chlorkalzium so viel Wasser eingezogen, daß es zu einer schmutzigen Brühe zerfließt. Man darf deshalb nie zu viel in die Schalen tun. Sobald genügend Flüssigkeit vorhanden ist, werden die Schalen weggenommen und auf einem Ofen getrocknet. Inzwischen stellt man neues Chlorkalzium auf und kann auf diese Weise in kurzer Zeit einen feuchten Raum so trocken machen, daß Obst und andere Vorräte in ihm aufgehoben werden können.



Der soeben gestürzte deutsche Reichskanzler Dr. Stresemann mit seiner Gattin und seinen Söhnen im Park des Reichskanzler-Palais in Berlin

Aus der „Woche" (Verlag A. Scherl G. m. b. H., Berlin)

Der ehemalige russische Zar Nikolaus II.

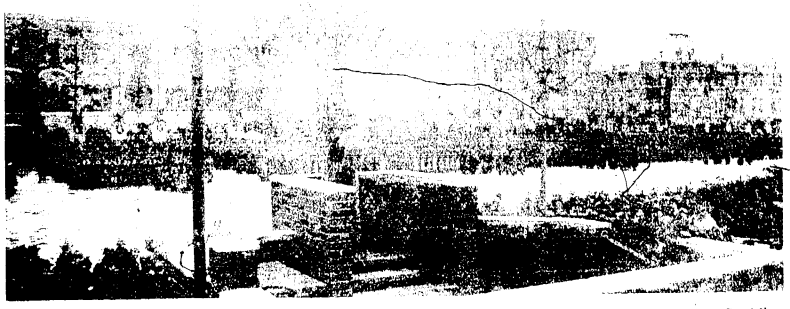
Der „Todesengel" der russischen Zarenfamilie Grigori Rasputin mit seinen Kindern

Der ehemalige deutsche Kaiser Wilhelm II. und seine verstorbene Gattin Auguste Viktoria als Großeltern. (Zu unserer Artikelreihe „Das Schicksal der Romanows und der Hohenzollern")

Aus der „Woche" (Verlag A. Scherl G. m. b. H., Berlin)

Die ehemalige Zarin von Rußland [illegible]

Der Führer der russischen Sowjetregierung Wladimir Iljitsch Lenin, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, im Kreise seiner Berater im Moskauer Kreml.



Ansprache des russischen Kriegskommissars und Mitglieds des Rates der Volkskommissare Leo Trotzki (Bronstein) an Teile der Roten Armee gelegentlich einer Parade auf dem historischen Roten Platz in Moskau.

Aus der „Woche" (Verlag A. Scherl G. m. b. H., Berlin)

Ein glückliches junges russisches Ehepaar aus der „guten alten Zeit".

Aus der „Woche" (Verlag A. Scherl G. m. b. H., Berlin)

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 1½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. A.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 15 Goldpfennige. Anzeigenpreis nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbjack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Kurfürst No. 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 38681; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. Dezember 1923. - - - Nr. 24/42 des 2. Jahrgangs.

Weihnachtsglaube

Da sind nun wieder die Weihnachtstage. Die von Schneeflocken durchwirbelte Heilige Nacht, Tannenbaum, Lichterglanz und Weihnachtsglocken. Die alten Weihnachtslieder noch, die wir bereits als Kinder mit diesem großen zugleich gläubigen und freudigen, so erregenden Gefühl sangen. Und noch immer die Verkündigung „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".

Aber wenn auch noch die alten Bräuche leben, so lebt doch nicht mehr die alte Stimmung und Freude, die Heimlichkeit und Innigkeit, die dieses Fest vor allen anderen auszeichnete. Mag sein, daß diese Festtagsfreude noch in den Ländern lebt und vorhanden ist, die aus dem Kriege glücklich als die Sieger hervorgegangen sind, die nicht unter den Lasten und Ketten eines Friedensvertrages seufzen, die nicht die Schreden eines Bürgerkrieges erlebt haben oder gar noch erleben — mag sein, daß in diesen Ländern noch oder wieder die alte Feiertagsfröhlichkeit herrscht. Wir im Herzen Europas können's nicht. Erdrückt von den Lasten des Alltags, der Sorge um das tägliche Brot, in der Zeit einer furchtbaren Arbeitslosigkeit, zerrieben durch politische Kämpfe und Niederlagen eine fast hoffnungslose Aussicht in eine dunkle Zukunft, lassen uns nur noch den Versuch machen, dieses unser schönstes Fest wirklich zu feiern. Aber so sehr wir uns auch bemühen, den alten Ton zu finden — es will uns gar zu schwer gelingen.

Gerade in diesen Weihnachtstagen, die nicht materielle, sondern seelische Kräfte von uns fordern, stellen wir mit Bangen fest, daß unsere seelische Spannkraft unter den zahllosen Enttäuschungen von bald einem Jahrzehnt geschwunden ist. Zu oft ward unser Glaube zerstört, unsere Hoffnungen zerschlagen. Und an Stelle des Glaubens ist uns nur der inbrünstige Wunsch der Weihnachtsverkündigung geblieben „Friede auf Erden".

Wohl an keinem anderen Tage ist der Mensch so geneigt, rückwärts zu schauen in die vergangenen Jahre wie am Weihnachtsabend. Und wer wollte sich da nicht der Kinderfreuden am Weihnachtstage erinnern, des strahlenden Weihnachtsbaumes, der Tische voller Gaben und der Herzen voller Jubel. Wenn uns diese Stimmung heute nicht mehr oder nur schlecht gelingen will, so nicht nur weil unsere seelische Kraft am Ende ist, sondern auch weil wir, oder, sagen wir besser, die große Masse des deutschen Volkes darben und entbehren. Und am meisten entbehren gerade an diesem Tage, der früher das Fest der Kinder war, die Kinder. Da gibt es keine dieser schönen Spielsachen, keine Schaukelpferde oder Eisenbahnen, keine Bleisoldaten und Puppen oder was sonst ein Kinderherz erfreut. Längst notwendige Sachen liegen auf dem spärlichen Gabentisch, ein Paar Strümpfe, ein neues Hemd oder was der praktischen Dinge mehr sind. Die Honigkuchenberge und die Teller voll Aepfel und Nüsse sind beängstigend zusammengeschrumpft und heut steht für die ganze Familie meist weniger da als früher ein jeder allein auf seinem Platze vorsand.

Nun gut. Wir wissen, daß Deutschland die Erhaltung seiner Jugend überhaupt nur der weitgehendsten Hilfe warmherziger Ausländer und Auslanddeutscher verdankt. Wir bemerken nur gerade an diesem Tage mehr die Beschränkung und Not. Und kommen auch nicht an der Frage vorbei, ob von denjenigen, die die Mittel dazu hätten, genügend getan wird, um der Not der Jugend — und der fast verhungernden Alten — zu steuern. Und wir glauben, diese Frage eher verneinen zu müssen. Gerade an diesem Tage bemerken wir es bitterer als sonst, daß der Besitz oft nicht die einfachsten seiner Verpflichtungen erfüllt.

„Und Frieden auf Erden" läuten da die Weihnachtsglocken in Stadt und Land. Solls uns wie ein Hohn klingen oder wie eine Hoffnung? Sollen wir glauben an diese Verkündigung, die nun seit jenen Augusttagen von 1914 schon zum zehnten Mal mit einer ganz besonderen Bedeutung zu uns spricht und unser täglicher Wunsch geworden ist? Können wir es, da wir mehr als zweieinhalbtausend Stammesbrüder, die nichts anderes als ihre Pflicht gegen das Vaterland taten, in französischen Gefängnissen wissen? Da unzählige unter den Zehntausenden, die von den Franzosen von Heim und Arbeitsstätte, vom Erbe der Väter und dem eigenen Besitz vertrieben wurden, Freunde und Angehörige haben? Da in diesen Tagen das Deutsche Reich, dessen Größe wir gesehen, dessen machtvoller Begriff in uns lebt, zu zerfallen droht?

Aber wir schauen nun nicht nur mehr rückwärts, mag dem einen oder anderen die Vergangenheit auch noch so schön erscheinen; wir schauen nicht nur in die Gegenwart mit all ihren Bedrängnissen, sondern der Glaube an die Zukunft, der schon von dem Stern in Bethlehem ausging, erfleht und aus der Hoffnung erwächst uns der Wille:

Langsam mahlen die Mühlen und schwer
Doch es sinnen und sorgen die Knechte, —
Scheuern sind leer, doch der Knechte sind mehr,
Geheimnisvoll spinnen die Mächte.
Die Stunde heißt Fron und das Jahr heißt Fron,
Aber es reift sich Sohn an Sohn —
Einst kommt der Tag! . . .

Russischer Brief

O. E. **Moskau**, Anfang Dezember.

Verbot einer Arbeiteroposition. — Theater und Film im Dienst der Sowjets. — Neues aus Wissenschaft und Kunst.

Die neue Wirtschaftspolitik der Sowjets, die vor zwei Jahren den Privathandel bis zu einem gewissen Grade freigab, hatte in der Kommunistischen Partei bis in die höchsten Spitzen zwei verschiedene Lager gebildet: für und gegen die neue Politik. Der Streit nahm mitunter sehr scharfe Formen an. Zu den geschworensten Feinden der neuen Wirtschaftspolitik (Nep) gehörten die Mitglieder einer Parteigruppe unter der Führung Mjasnikows und Kusnezows. Neuerdings ist insofern eine teilweise Klärung eingetreten, als die Zentral-Kontrollkommission der Partei 12 Mitglieder der Partei wegen Zugehörigkeit zur sogenannten Arbeiteroposition ausgeschlossen hat. Es handelt sich um die Führer der linksradikalen syndikalistisch gerichteten Gruppe, die schon im Frühjahr 1922 durch Parteibeschluß offiziell aufgelöst worden war. Obgleich damals Mjasnikow und Kusnezow bereits aus der Partei ausgestoßen wurden und jede weitere Fraktionsbildung streng untersagt und mit schweren Strafen bedroht wurde, setzte die Gruppe ihre Arbeit, wie aus mancherlei für die Partei unbequemen Anzeichen zu entnehmen war, insgeheim fort. Die Gruppe erhebt gegen die herrschende Richtung der Partei die Anklage, daß diese durch die von ihr als Regierungspartei eingeschlagene neue Wirtschaftspolitik die eigentlich proletarischen Interessen preisgegeben habe und den Gewerkschaften nicht diejenige entscheidende Rolle einräume, die ihnen in einem proletarischen Staatsleben zukäme. Schon die einschlägigen Verhandlungen des letzten Parteikongresses im April d. J. hatten erkennen lassen, daß diese Gegensätze innerhalb der Partei zu einer Entscheidung drängten.

In der politischen Propaganda nehmen die Sowjets den Film und das Theater besonders stark in Anspruch. Jedoch auch im Kampfe gegen die Religion. So ist z. B. soeben in Moskau ein besonderes „Atheistisches Theater" für Propaganda gegen Kirche und Religion gegründet worden. Der erste Versuch, der mit dem zu diesem Zweck gedichteten und aufgeführten Drama „Der Priester Tarquinius" gemacht wurde, erfährt von der Sowjetpresse eine vernichtende Kritik. Das Ganze sei nur eine Aneinanderreihung von Dialogen, die eine Wiedergabe bekannter Leitartikelmotive enthalten; ebenso langweilig wirke das Spiel der Darsteller. Die propagandistische Wirkung sei verfehlt. Seit einigen Tagen wird ferner ein Film mit dem Titel „Das diplomatische Geheimnis" vorgeführt, dem die Presse als dem ersten im Auftrage der staatlichen Filmdirektion hergestellten großen Kinodrama eingehende Besprechungen widmet. Die Handlung ist in ein orientalisches Land verlegt und zeigt einen Sieg der Sowjetideen im Kampf mit Intrigen von Entente-Diplomaten. Die Kritik ist nur teilweise zufrieden und rügt die Versuche, mit dem amerikanischen Film im Abenteuerlichen zu wetteifern; das Sowjet-Kino müsse, einem Aufsatz Trotzkis zufolge, „der Ablenkung der Massen von Kirche und Kneipe dienen" und dazu seien Bilder aus dem Volksleben, Landschaften usw. geeigneter als Sensationen. Weit mehr Lob spenden die Blätter dem vom staatlichen Filmamt der Sowjetrepublik Georgien hergestellten Film „Die roten Teufelskinder", in welchem Kämpfe der Roten Armee gezeigt werden und die Entwicklung einiger Bauernkinder zu begeisterten Anhängern des Sowjetregimes den Kern der Handlung bildet. Bei der Herstellung dieses Films haben Truppenteile der Roten Armee mitgewirkt.

Aneinandergereiht seien noch einige Mitteilungen aus den Gebieten der Altertumswissenschaft, der ethnographischen Forschungen und der Kunst. Vor einigen Tagen brach der Fußboden in der Peter-Paul-Kirche in Moskau durch. Bei den Aufräumungsarbeiten entdeckte man unter der Kirche ein Grabgewölbe und vier Särge. Die Verzierungen der Särge und die Bekleidung der Skelette in ihnen, besonders das gut erhaltene goldgestickte Kleid eines kleinen Mädchens, haben einen hohen Kunstwert. Bemerkenswert ist eine Tonvase mit Malereien aus der Zeit Peters des Großen. Alle diese Gegenstände sind dem historischen Museum überwiesen worden.

In der Umgegend von Rostow a. Don hat eine von dem Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften Jefimenko geleitete archäologische Expedition bei Ausgrabungen die Reste römischer Ansiedlungen aus den beiden ersten vorchristlichen Jahrhunderten entdeckt. Bemerkenswerte keramische Funde sind bereits von dort nach Petersburg geschickt worden. Im ossetinischen Gebiet im Kaukasus hat dieselbe Expedition heidnische Tempel aus dem 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt aufgefunden.

Im ehemals kaiserlichen Eremitage-Museum in Petersburg findet zurzeit eine Ausstellung von Erzeugnissen des Kunstgewerbes, und zwar von Spitzen, Spiegeln, Tabaksdosen, Uhren und Siegelringen statt. Unter den ausgestellten Gegenständen befinden sich u. a. ein Spitzenbett der Königin Marie Antoinette, französische und flämische Spitzenarbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, deutsche, spanische und französische Tabaksdosen aus demselben Zeitalter, altvenezianische Spiegel und persische und arabische Siegelringe. Das von Katharina II. erbaute später zum Museum umgewandelte Eremitage-Palais ist von der Sowjetregierung dem Bildungskommissariat unterstellt worden.

In Wladiwostok ist die von Professor Polewoj geleitete russische Kamtschatka-Expedition nach langer Abwesenheit wieder eingetroffen. Die Expedition hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Das rauhe Klima und die Beschaffenheit des Landes machten ein nur langsames Reisen möglich; die Vorräte gingen aus und konnten durch Jagd und Fischfang nur mühsam ersetzt werden. Es wurde ein großer, auf keiner Karte verzeichneter Fluß entdeckt, ferner zwei Vulkane, die starke Rauchwolken ausstießen. Flora und Fauna wurden genau studiert, die Urwälder der Halbinsel sind reich an Tieren, auch Raubtieren, die den Forschern ernstlich zu schaffen machten.

Brief aus Deutschland

Köln, Mitte Dezember.

Dies Land am Niederrhein mit seinen sanftwelligen Hügeln und seinen unendlichen melancholischen Weiten ist am schönsten, wenn der Herbst verglimmt und der Winter beginnt. Dann stapfen Nebelriesenmänner durch dieses Land, wie einst Fafolt und Fafner rheingoldgierig an des Rheins Ufer getollpatscht sein mögen. Dann knorren auf, dann fliegen und flattern lustige, purzlige Nebelkinder im Tanze um Windmühlflügel. Dann liegt über dieser ganzen Landschaft ein blaugrauer, schneesatter Himmel, der dem ganzen Landschaftsbild jenes Gepräge der Melancholie, der unerfüllten Sehnsucht gibt, das am besten die Grundstimmung dieser Landschaft von Köln bis Cleve zum Klingen bringt: die Grundstimmung germanischen Wesens.

In solchen Tagen wird der wetterfeste Mantel angezogen, das verwitterte Hütchen über die Ohren gestülpt, die „Genagelten" an die Füße gezogen und nicht geachtet der lächelnden Blicke der Großstädter, die vermeinen, aus Bayerns Hochlandwelt habe sich ein Fremdling bei ihnen eingenistet; dann geht es hinaus in die Nebelwelt, in das Brodeln und Wogen, das Raunen und Brauen, das Kochen und Wallen. Links den murmelnden Rhein, zur Rechten Weidenbäume, vor uns die Einsamkeit und hinter uns die Asphaltkanäle der Stadt. Ist das eine Wonne, ein unbezahlbares Wohlbehagen, wenn es wallet und siedet und brauset und zischt!

Eine Kalendernotiz

1923 Dezember 1923

15

Sonnabend

Nota:

An die Schriftleitung des „Wolgadeutschen" sind für das erste Vierteljahr 1924 sofort 45 Goldpfennige zu überweisen, da ich sonst am 15. Dezember die letzte Nummer erhalte.

Ein Lied wird in den pfeifenden Ost hineingesungen, ein Lied von Lieb' und Treu', von Rhein und Wein, der Arm ums blauäugige, blondlockige Mädel geschlungen, das mit jubelndem Sopran in die Melodie einfällt. Dann kann man marschieren stundenlang, tagelang. Die Welt hat kein Ende, die Einsamkeit hat kein Ende. Allein, allein, allein, nur die Spukgestalten der Nebelmänner und Nebelfrauen ringsum.

Deutsche Sagen brodeln im Hirn auf. Wie war es doch, als Siegfried von Xanten nach Worms gefahren kam? Vielleicht ist er auch auf dieser Straße geritten, auf der uns jetzt Schusters Rappe rüstig in die Ferne treibt! Wie war es doch mit dem silberrüstigen Lohengrin, der einst von Monsalvatsch nach Cleve zog? Vielleicht hat sein Schwan, sich kurze Rast gönnend, von diesem Grase mit Behagen gefeist, das jetzt unser unbarmherziger Absatz zertritt! Wo man hinsieht, wohin man horcht, überall deutsches Empfinden, deutsche Seele, deutsches Wesen, deutsche Erinnerungen!

Bei Gott, dieses Land ist so deutsch, so urdeutsch, wie es so leicht kein zweites geben mag im ganzen Vaterland. Voll getränkt mit Erinnerungen, umfängt es das einsam wandernde Paar mit all seiner germanischen Poeterei, füllt es die Seele mit jener süßwehen Mittelalter-Melancholie, die man nur einmal findet auf der weiten Welt: am Rhein.

Glockengeläute irgendwoher aus dem grauen Genebel. Ein Dorfkirchlein läutet Mahnworte in das brodelnde Grau. Es ist, als werde die Welt noch stiller, noch einsamer. Und als habe das Glöckchens Gebimmel den Himmel gerufen, beginnt ein Flockentanz durch die dezemberliche Welt: der erste Schnee torkelt auf die Erde. Gar nicht eilig genug können die weißen Sterne hinunter aufs Land. Das wirbelt und purzelt und stolpert übereinander, durcheinander, ineinander. Ein ewiges Fangen und Verlieren, Suchen und Haschen. Sinnbild des Menschengewimmels. Und in wenigen Augenblicken hat die ganze Landschaft ihr Angesicht verändert. Weiß liegt alles gebreitet. Es ist, als werde die Weite noch unendlicher, als sei überhaupt kein Horizont mehr da. Es ist, als liege die deutsche Seele nun ausgebreitet vor dem trunkenen Blick! Unermeßlich groß, unermeßlich einfach und schlicht, unendlich schön und gut. Seht dieses Bild, und ihr seht deutsches Bild. Der stehe auf, der sagen kann, dies Bild passe nicht zum deutschen Wesen!

Und der Rhein gurgelt den Refrain. Breitrückig zieht er seine langsame Straße. Er hat vergessen, daß er droben am Bodensee einmal ein kecker, übermütiger, streichetoller Bursche war, er hat vergessen, daß er von Mainz bis Coblenz in satter Mannesreife, voll von Sagen und Geschichten, von Geschichten, in denen Räuberburgen und Weinkneipen die Schauplätze abgeben, der Schiffe köstliche Lasten trug, überlegt, bedächtig, vorsichtig, als sei er müde geworden, rauscht er seine bequeme, ebene Straße. Als sei sein Flußbett wirklich ein Bett, in dem er jeden Augenblick einschlafen dürfe. Nun, da der Schnee auf seinen Wellenkämmen tanzt, und Möven seine Schaumkörnchen umflattern, da der Fische aus ihm aufschnalzen mit silberschuppigem Rücken, ist er wie ein alter, gemütlicher Greis, zieht er neben uns langsam dahin, als wolle er mit uns plaudern. Oh, er weiß viel, der alte Herr. Er weiß, daß

die Rothosen schon oftmals an seinen Ufern gewesen sind, er weiß, daß sie auch jetzt wieder da sind, aber er weiß auch, daß sie immer wieder fortgemußt haben, und daß das kernhafte Volk an seinen Ufern griffige Fäuste und stahlharte Nacken hat. Auf das vertraut der alte Herr, das hat ihn noch nie im Stich gelassen.

Unendlich schön sind die Tage am Niederrhein, wenn wir die Schwelle des Herbstes überschreiten und in den weißen Saal des Winters eintreten. Deutsch sind diese Tage am Niederrhein. Nie können sie etwas anderes sein!

Heinrich Schultheis.

Das Parteiwesen in Deutschland

Von W. Nowack.

II.

Wenn wir nun die einzelnen Parteien einer näheren Betrachtung unterziehen wollen, so soll das in ihrer Reihenfolge von rechts nach links erfolgen. Man pflegt im allgemeinen all die Parteien, die rechts von der sozialdemokratischen an stehen, als die bürgerlichen zu bezeichnen. Diese Einteilung ist aber heute nur noch bedingt zu gebrauchen, denn in den letzten Jahren hat in der Zusammensetzung aller Parteien eine so große Verschiebung stattgefunden, daß Vertreter eines jeden Standes in jeder Partei sind. Das heißt nun wiederum nicht, daß nicht jede Partei ihr ganz besonderes Gesicht hat und die Interessen ganz besonderer Kreise vertritt. Gerade dieser letzte Zunkt ist so hervortretend, daß er von zahllosen Leuten auf das heftigste beklagt und bekämpft wird, und daß man den Reichstag nicht mehr ein Parlament von Volksvertretern, sondern von Interessentenvertretern genannt hat.

Auf der äußersten Rechten stehen die **Deutsch-Völkischen.** Diese Partei ist, wie wir im ersten Aufsatz bemerkten, aufgelöst, die Abgeordneten behalten jedoch ihren Platz im Parlament. Diese Partei, oder richtiger gesagt: diese kleine Gruppe ist jüngsten Datums. Die jetzigen drei Vertreter im Parlament sind bisher Mitglieder der Deutschnationalen Partei gewesen, aus dieser aber zum Teil freiwillig, zum Teil durch Beschluß der Partei ausgeschieden. Ein richtiges oder nur halbwegs vernünftiges Programm vertreten sie nicht. Ihre Agitation ist im wesentlichen auf einen grenzenlosen Antisemitismus, einen keine Verleumdung verschmähenden Kampf gegen die Republik und ihre Vertreter eingestellt. Die Parteiorganisation ist kein ureigenes, festes Gebilde, sondern mehr eine Zusammenfassung aller antisemitischen und Putschorganisationen. Sie werden von allen Parteien — auch den Deutschnationalen — als Rechtsbolschewisten bezeichnet. In engem Zusammenhang mit diesen Deutsch-Völkischen stehen die Hitler-Organisationen in München, deren Abzeichen die rote Fahne mit dem weißen oder schwarzen Hakenkreuz ist und die vor kurzem den mißlungenen Putsch in München machten, der dann durch seinen Zusammenbruch auch den bereits bis ins kleinste vorbereiteten Vormarsch zum Bürgerkrieg nach Norddeutschland verhinderte.

Dann folgt die **Deutschnationale Partei.** Sie kann man als die Vertreterin der Interessen des Großgrundbesitzes bezeichnen. Während die Deutsch-Völkischen — ebenso wie die Kommunisten — über keine geistig hochstehenden Führer und Mitglieder verfügen, ist das bei den Deutschnationalen der Fall. Sie haben noch einen weitgehenden, aus der Kaiserzeit herrührenden Einfluß auf die Verwaltung des Staates und die zu einem großen Teil noch konservative Beamtenschaft. Im Grunde sind die Deutschnationalen nichts weiter als die alten Konservativen, nur vermehrt um einige Gruppen, die früher selbständig waren, aber fast auch nur konservative Politik betrieben: die Wirtschaftliche Vereinigung und die anderen antisemitischen Fraktionssplitter. Die und da im Verein mit dem rechten Flügel der Deutschen Volkspartei betreiben die Deutschnationalen eine Politik der Opposition, des Kampfes gegen die bestehende Regierung. Auch die Deutschnationalen stützen sich vielfach auf zahlreiche sogenannte nationale Organisationen, wie den „Stahlhelm", den „Frontbund", den „Jungdeutschen Orden" etc. Manche dieser Organisationen haben in der ersten Zeit ihres Bestehens, als sie die Parteien nicht nur prinzipiell, sondern auch tatsächlich ablehnten, recht guten und keineswegs der Republik schädlichen Charakter gehabt. Erst durch die zahllosen, oft hetzerischen Angriffe der linken Presse wurden sie dann in die Arme derer getrieben, die sich ihrer annahmen: der Deutschnationalen und der Deutsch-Völkischen. Die Deutschnationalen sind die einzige Partei, die unbedingt für die Wiederherstellung der Monarchie eintritt. Eine eigenartige Erscheinung ist, daß viele ihrer Führer in der Politik und in der Presse, wie Reventlow oder Maurenbrecher, früher den Linksparteien sehr nahe gestanden haben. An führenden Köpfen sind hervorzuheben: Graf Westarp, Hergt, Helfferich, Graf Kanitz.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue russische Sowjetrecht

Von Adolf Ehrt.

(Schluß.)

Nach dem neuen Bodenrecht (15. November 1922) ist das **private Eigentumsrecht auf Grund und Boden, Gewässer, Waldungen und Bodenschätze innerhalb der Grenzen der R. S. F. S. R.** (Russländische Sozialistische Föderative Sowjet-Republik) **endgültig aufgehoben.** Alles Land, in wessen Besitz, Nutznießung und Bearbeitung es sich auch befinde, ist **Eigentum des Staates.** Die Verwaltung des Landes liegt in den Händen des Narkomfem (Landwirtschaftsministerium) und seiner örtlichen Organe. Alle Bürger haben nur das Nutzungsrecht. Das Land wird kriistlos verliehen an: 1. Bauernvereinigungen (z. B. Gemeinden) und andere Organisationen werktätiger Landarbeiter; 2. städtische Siedlungen; 3. staatliche Institutionen und Unternehmen. Ausländische Siedler und Konzessionäre können Land unter besonderen Bestimmungen nur von der obersten Behörde erhalten. Alle Nutznießer verpflichten sich zur **eigenhändigen** Bodenbearbeitung und unterliegen der Kontrolle der staatlichen Landwirtschaftsorgane. Alle **selbständigen Verfügungsarten,** wie Kauf, Verkauf, Vererbung oder Schenkung sowie Hypothekenaufnahme sind **nichtig;** wer solche Rechtsgeschäfte vornimmt, wird **strafrechtlich verfolgt,** der Boden wird ihm außerdem entzogen. Das Nutznießungsrecht erlischt im Falle 1). eines freiwilligen Verzichts aller Haushaltungsmitglieder; 2. der Auflösung des Haushalts und beim Aufhören der selbständigen Bearbeitung des Grundstücks; 3. der gerichtlichen Aberkennung des Nutzungsrechts; 4. der Inanspruchnahme des Grundstücks für staatliche oder Zwecke der Allgemeinheit auf gesetzlich vorgeschriebenem Wege.

Das gesamte Inventar sowie die Gebäude gehören dem Nutznießer; er hat das Recht des Ausbaues der Wirtschaft nach eigenem Ermessen.

Der Landsuchende schließt sich entweder einer Gemeinde oder einer Landgenossenschaft an, wobei er sich ihren Regeln über Landordnung und Bodenbearbeitung unterwirft, und erhält von ihr gemäß ihren Statuten ein Grundstück, oder er wendet sich selbständig an die Organe der staatlichen Landverwaltung, erhält von ihr das Land und schließt sich dann einer Landgenossenschaft an oder bleibt weiterhin selbständig. P. Gurow sagt darüber in seinen Erläuterungen zum Bodenrecht der R. S. F. S. R.: „Die Sowjet-Macht will die Landgenossenschaft (obschtschina) nicht gewaltsam vernichten — jeder, der es wünscht, soll in ihr bleiben. Aber niemand soll gezwungen werden, unbedingt in eine Landgenossenschaft einzutreten". Als Landgenossenschaft wird anerkannt: 1. Eine nach gerichtlich registrierten Statuten zusammengeschlossene Gesamtheit von Höfen oder Haushaltungen, wobei unter Hof eine gemeinschaftlich landwirtschaftlich arbeitende Familien-Arbeitsgemeinschaft verstanden wird. 2. Eine landwirtschaftliche Kollektive (Artels und Kommunen) von wenigstens 15 erwachsenen Werktätigen, die ebenfalls registriert werden müssen. Vollberechtigte Mitglieder einer Landgenossenschaft sind alle über 18 Jahre alten Haushaltungs- oder Kollektivmitglieder. Eine Landgenossenschaft muß gerichtlich eingetragen werden; ihre Organe sind: 1. der „Schod" oder die Mitgliederversammlung und 2. die gewählten Bevollmächtigten für Landangelegenheiten. Eine solche Landgenossenschaft hat das Recht, die Art der Bodennutzung oder Bodenverteilung und die Art der Bodenbearbeitung festzusetzen. Das Gesetz sieht drei Arten der Landnutznießung durch die Landgenossenschaft vor: 1. die gemeinschaftliche Art — auf Grund der Statuten der Gesellschaft erhält jede Haushaltung entsprechend ihrer wirtschaftlichen Stärke einen Landanteil für eine bestimmte Zeit zugewiesen, 2. die Parzellierungsart mit dem Recht eines jeden Hofes auf einen unveränderlichen Bodenanteil in zusammenhängenden oder zerstreuten Parzellen; 3. die genossenschaftliche Art — jedes Mitglied hat das Recht der Mitnutznießung des gemeinschaftlichen Bodens.

Hinsichtlich der Landbearbeitung verfolgt das neue Landnutzungsrecht das Ziel, die Bauern zu einer **gemeinschaftlichen** Bearbeitung des Bodens unter **gemeinschaftlicher** Benutzung aller Maschinen und Werkzeuge zu bestimmen. Jede Landgenossenschaft kann, unabhängig von der in ihr geltenden Art der Bodenordnung, durch Mehrheitsbeschluß diese gemeinschaftliche Bodenbearbeitung einführen. In diesem Falle werden bei einer ihnen nicht zusagenden Bodenverteilungsordnung kann eine Haushaltung allein oder zusammen mit anderen nach erfolgter Einwilligung der Genossenschaft aus ihr jederzeit austreten.

Die Einwohner einer **Stadt** können sich ebenfalls zu einer Landgenossenschaft zusammenschließen, wobei alles im Weichbild der Stadt liegende Land ihnen zur Nutznießung anheimfällt.

Auf den nach erfolgter Landzuteilung an die Landgenossenschaften und Städte übrig bleibenden Ländereien, den sog. „Staatlichen Ländergütern", können „Sowjet-Wirtschaften" eingerichtet werden. Sie sollen zu Musterwirtschaften werden und die wissenschaftlich-technische Grundlage für die Entwicklung der Landwirtschaft abgeben. Daneben haben sie als Aufgabe die Unterstützung von Lehranstalten, Organisation von Kuranten und dergleichen mehr.

Den örtlichen Organen des Landwirtschaftsministeriums sind die Institutionen für Landnutzung angeschlossen. Sie arbeiten feste Grundsätze für die Landwirtschaft nach den Ortsverhältnissen aus. Ihre nächstliegenden Aufgaben sind: Landmessung, Landzuteilung, Bildung von Länderfonds, Instandhaltung bezw. Neuanlage von Wegen und Straßen, Entwässerung und künstliche Bewässerung von Ländereien.

Zum Schluß sei noch kurz die neue Pachtordnung und die Bestimmungen über die Hilfs-Lohnarbeit angeführt. Landverpachtung auf die Dauer eines Saattiurnus, jedoch auf nicht länger als drei Jahre, ist nur wegen Mangels an Inventar oder Arbeitskräften geschwächten Haushaltungen gestattet. Niemand darf mehr Land pachten, als er selbst zu bearbeiten vermag. Diesen geschwächten Haushaltungen ist auch die **Annahme von Lohnarbeitern gestattet, jedoch nur dann, wenn alle arbeitstätigen Hofmitglieder in gleicher Weise wie die Lohnhilfskräfte an der Arbeit beteiligt werden.**

Allen Kreisen, Dörfern und anderen Landgenossenschaften, die sich seit Mai 1922 im Besitz oder Nutznießung bestimmter Ländereien befinden, wird das Recht auf weitere Nutzung dieses Landes bestätigt.

Leben und Leiden der wolgadeutschen Hungerflüchtlinge im Heimkehrlager in Frankfurt a. d. Oder

Von unserem Sonderberichterstatter Adolf Ehrt.

(1. Fortsetzung.)

Im Sprechzimmer des Arztes traf ich eine große Zahl von Kranken und Gesunden. Man holt sich hier Rat und Beistand in allen erdenklichen Angelegenheiten. Da saß schüchtern an der Seite ein junges Mädel; dicke Tränen rollten ihr unaufhaltsam über die Wangen. Die zitternden Finger rissen und knüllten einen schmierigen Brief. Sie wollte beim „Herrn Doktor" Schutz suchen gegen ein paar aufdringliche Burschen. Vor ihr standen zwei junge Menschen, der eine trotzig und still, der andere laut und aufgeregt. „Wart nur ... ich wern dich schon lerne, mir die ganze Dippe verschlage. Dem Doktor wer'n ich's verzähle ..." drohte der Aufgeregte mit geballter Faust. Daneben unterhielten sich zwei ernste Männer mit sorgenvollen Mienen über eine am Abend stattfindende Versammlung. „Der Doktor muß die Leitung übernehme, sonst is ka Ordnung", hörte ich die überzeugenden Worte des einen. „Na ja, aber wenn's halt nicht geht, da mach mir's auch laa ...", versuchte der andere sich durchzusetzen. Es war ein kleines, schmächtiges Männchen mit einer etwas mongolisch-breiten Physiognomie. Seine kleinen Aeuglein liefen unruhig hin und her. Er wurde augenscheinlich von dem Verlangen gefoltert, eine kleine Ansprache zu halten. Er begann zu sprechen, so laut, daß ihn jeder hören mußte, dabei suchten seine schnellen Blicke den Eindruck der Worte festzustellen. Die Rede richtete er vornehmlich an meine Adresse. „Seht'r, wie groß die Not bei uns worn ist. Kleider bekomm' mir nicht, arbeiten könn' mir nicht, sonst wern mir aus 'm Lager rausgeschmisse. Garn und Seife gibts bei uns nicht. Ja, wie soll'n mir denn leben? Das muß anders werden! Wir miß'n hier raus, nach Amerika. Ich überlege so: nach Rußland zurück könn' mir nicht, hier bleiben könn mir nicht, nach Amerika könnt'n mir schon — aber zuerst miß'n mir ein paar Delegate rüberschicke, die wo dort für uns Land ausfuche tue. Mir hun ewwer ka Geld, um die Delegate zu bezahle. Aber wir werden nicht nachlassen, mir wende uns an die Regierung, ans Rote Kreuz" ... hier wurde der Redner durch den Eintritt Dr. Rothermels unterbrochen. In kurzen Worten, rasch und energisch, traf er seine Anordnungen, dann war er schon wieder draußen und ich begleitete ihn auf seinem Rundgang durchs Lager. „Sie kommen gerade in einen Hexenkessel hinein", wandte er sich an mich. „Die wichtigsten Fragen der Flüchtlinge sind eben jetzt auf die Spitze getrieben: Bekleidung, Arbeit, Auswanderung und Abbau der Fürsorgeeinrichtungen. Die Hilfsärzte, der größte Teil der Schwestern und Lagerangestellten werden entlassen. Das Reich muß eben seine Ausgaben rücksichtslos abbauen. — Und dann die Arbeitslosigkeit, den Leuten wird geradezu jede Möglichkeit und Lust zur Arbeit mit Gewalt ausgetrieben. Neuerdings kam vom Reichskommissar die Verordnung, jedem, der auch nur vorübergehende Beschäftigung bekommt, die Lager- und Eßkarte zu entziehen. Solche Leute erhalten kein Essen mehr und dürfen nicht mehr im Lager wohnen, auch später nicht hierher zurückkehren. Dieser Tage erlebten wir den Fall, daß etwa 30 Wolgadeutsche, die auf benachbarten Gütern Arbeit gefunden hatten, von polnischen Arbeitern verdrängt wurden. Als nicht Einheimische bekommen sie keinerlei Unterstützung und sind jetzt auf mildtätige Unterstützung angewiesen. Sie wirden nach wenigen Tagen auf der Straße verhungert sein, wenn ..." — der Doktor schwieg mit einem Mal still, ein heftig gestikulierender Mann kam in größter Erregung auf uns zugelaufen. „Herr Doktor", rief er schon von weitem, „hören Sie doch, was schon wieder vorgefallen ist. Heute bekomme ich Geld von der Verwaltung, um die Korbflechter zu bezahlen — für die letzte Woche. Wieviel, glauben Sie wohl, habe ich für einen Mann Wochenlohn erhalten?! Vierzig Millionen!!" Der Mann schrie es förmlich heraus. „Da hab ich ihnen aber das Geld wieder zurückgegeben. Sie sollen sich über uns wenigstens nicht lustig machen!" fügte er schweratmend hinzu. Ich rechnete nach — 40 Millionen ... da muß ja der Mann 20 Jahre lang arbeiten, um nur das Geld für eine einzige Zigarette zu verdienen! „Was soll denn das bedeuten?" fragte ich ratlos meinen Führer. „Das bedeutet — Vernichtung", antwortete er finster.

Schweigend setzten wir unseren Weg fort. Ueber uns war der Himmel noch grauer, noch finsterer geworden. Nach einigen Minuten standen wir vor den Krankenbaracken des Lagers. Der Anblick der freundlichen Stuben mit ihren frisch gefegten Fußböden und sauberen Betten, des von lauter Reinlichkeit blitzenden Operationszimmers und der in ordentliche weißblaue Kittel gekleideten Kranken sprach überzeugend von den unermüdlichen Bemühungen Dr. Rothermels um die Gesundheit und Hygiene der Flüchtlinge. „In der ersten Zeit nach der Ankunft des Transports im Herbst 1921", erläuterte mein Führer, „war der Gesundheitszustand der Wolgadeutschen sehr mangelhaft. Etwa 60 Proz. der Strapazen der Flucht hatten eben ihre Widerstandskraft nahezu aufgezehrt. Die meisten fielen dem Flecktyphus zum Opfer, sehr viele auch der Tuberkulose. Jetzt ist in dieser Beziehung eine große Besserung zu verzeichnen. Besonders bei unseren Lungenkranken haben wir große Erfolge erzielt."

Inzwischen waren wir wieder ins Freie getreten. Uns entgegen kam eine kleine Schar Kinder; sie wurden von einer Lehrerin begleitet. Mit freudig blitzenden Aeuglein begrüßten sie den „Herrn Doktor". „Den Kindern geht es bei uns noch verhältnismäßig am besten. Sie besuchen die Lagerschule und eine tüchtige Kindergärtnerin sorgt für ihre Beschäftigung", sagte er, während seine Hand liebkosend über das krause Haar eines schelmischen wolgadeutschen Buben fuhr. „Dieser prächtige Kerl ist ein ganz ausgezeichneter Sänger. Zu jeder Melodie singt er gleich die Begleitung" — in der Nähe ertönte plötzlich ein furchtbares Geheul — „überhaupt haben unsere kleinen Wolgadeutschen eine außerordentliche Stimmbegabung", fügte er lächelnd hinzu.

Nach einigen väterlichen Ermahnungen seitens des Doktors trollte die kleine Schar weiter, auch wir trennten uns. Dr. Rothermel ging seinen Pflichten nach und ich streifte allein weiter. Es begann langsam zu dunkeln. Kalter Wind blies vom Feld, riß die letzten gelben Blätter von den kümmerlichen Sträuchern und trieb sie wirbelnd die nasse Barackenstraße entlang. Vermummte Gestalten kamen aus den Quergassen, tief gebeugt unter der Last schwerer Holzbündel; Männer, Frauen und halbwüchsige Kinder, die Feuerung aus dem nahen Gehölz heimschleppten. Bald waren auch sie verschwunden. Verfroren und ratlos irrte ich zwischen den schwarzen Barackenleibern umher. Kein Mensch war zu sehen. Alle schienen sich schon in ihre finsteren Löcher verkrochen zu haben. Aus einem der Fenster zitterte mir trüber Lichtschein entgegen; ich öffnete leise die Tür. Zuerst konnte ich nichts erkennen. Stickiger Rauch untermischt mit qualmigem Dunst legte sich mir schwer auf die Brust. Nach und nach gewöhnten sich die Augen an das tiefe Halbdunkel; ich sah rechts, links und geradeaus graue Pferdedecken an Stricken und Drähten hängen. Hinter ihnen tönte die grobe Stimme eines Mannes, klangen schrill aufgeregte Frauenworte durcheinander, hörte ich das Weinen kleiner Kinder. Vorsichtig hob ich den Zipfel der Decke und trat in einen etwa 5 Schritte langen und 4 Schritte breiten mit Menschen vollgepfropften Raum. Statt Wände hingen dieselben grauen Pferdedecken bis zur Mannshöhe. Auf beiden Seiten des einzigen Fensters waren je zwei Bettstellen übereinandergebaut, von der niedrigen Decke hinab hammelte in festen Stricken ein roher Holzkasten — die Wiege eines Säuglings. In einer Ecke hockte eine alte Frau vor dem glühenden eisernen Kanonenofen und rührte in einer großen Schüssel die dampfende, brodelnde Wassersuppe. Hier hausten vier Familien. Es gibt kein Wort, welches das Grauenvolle dieses elenden Zustandes auch nur annähernd zum Ausdruck bringen könnte. Schlimmer noch als in einer wackligen russischen Chata, weit, weit draußen in den Steppen an der Wolga, von der hier alle immer wieder sprechen. Aber — „Herrgott, zeig' uns einen Ausweg!" stöhnen die unglücklichen Insassen hier.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Kampf gegen das schlechte Geld

Nach einem Kapitel über die russischen Finanzen in Fridtjof Nansens neuem Buch „Rußland und der Friede" (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig) wiedergegeben.

Die Russen haben die Währungskatastrophe, die jetzt Deutschlands Wirtschaft bis in die Grundfesten erschüttert, schon vor ihm durchgemacht; ja, die Sowjetregierung hat das Sinken des Rubels absichtlich herbeigeführt, um dadurch „das Geld auszuschalten", wie es das kommunistische System verlangte. Aber auch sie haben allmählich eingesehen, daß man ohne ein möglichst wertbeständiges Geld nicht auskommt und allerlei Maßnahmen gegen das schlechte Geld ergriffen. Zunächst suchte man in Rußland das Sinken des Geldwertes durch Verordnungen aufzuhalten. Das Kommissariat für Finanzen hatte im September 1921 festgesetzt, daß der Goldrubel nicht mehr als 30 000 Sowjetrubel wert sein solle, aber schon im Dezember gab die Staatsbank dafür offiziell 58 000, im März 1922 260 000, im April 500 000 Rubel. Da also Verordnungen nichts nützten, verhinderte man wenigstens die mühevolle Rechnung mit den „astronomischen Zahlen" dadurch, daß man bestimmte, die 1922 ausgegebenen Rubelnoten sollten den Wert von 10 000 Rubeln aus dem Jahre 1921 und die 1923 ausgegebenen den Wert von einer Million solcher Rubel haben. Aber die Tatsache, daß das Papiergeld der Sowjetregierung nicht mehr die Bedeutung normalen Geldes hat und keine Grundlage für die Wiederaufrichtung der russischen Wirtschaft bilden kann, zwang doch noch zu ganz anderen Maßnahmen. Im Oktober 1917, bei Beginn der Revolution der Bolschewiki, waren 18,9 Milliarden Papierrubel im Umlauf, deren Wert auf ½ vermindert war. Die Notenmenge stieg rasch. Im Januar 1919 waren es schon 60,8 Milliarden, Anfang 1920 225 Milliarden und Anfang 1921 1158,6 Milliarden. Die Einführung der „Neuen Oekonomischen Politik", die Abkehr von der kommunistischen Wirtschaft, erforderte von neuem Geld, und so stieg die Notenausgabe im Januar 1922 auf die Notenmenge von 17 539 Milliarden. Aber gleichzeitig mit diesem Anwachsen sank der Goldwert des Sowjetrubels mit noch größerer Geschwindigkeit. Wenn man in jedem

Unsere Vertreter

Bestellungen auf unsere Zeitung nehmen unsere Vertreter an folgenden Orten entgegen:

In Argentinien

Buenos Aires:
Generalvertreter des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und des „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V." Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

Winifreda und Umgebung:
Adam Schneider, Est. Winifreda, F. C. O.

Galarza und Umgebung:
Friedrich Besel, Est. Galarza, F. C. E. R.

Coronel Suarez und Umgebung:
David Grünewald, Coronel Suarez, Col. 2, F. C. S.

Alpachiri und Umgebung:
Adam Haberkorn und Heinrich Odholz, Est. Alpachiri, F. C. P.

Lazo und Umgebung:
Peter Uhrig, Est. Lazo, „La Peregrina", Col. San Carlos, F. C. E. R.

Quadrache und Umgebung:
Juan Begler, Est. Quadrache, F. C. P.

Ananue und Umgebung:
Jakob Schwab, Est. Ananue, Col. Santa Maria, F. C. P.

In Kanada

Vibank und Umgebung:
Gottfried Reich, Vibank, Sask.

In den Verein. Staaten von N.-A.

Fresno, Cal.
Geschäftsführer des „Verbandes der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." und Vertreter des „Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V." Friedrich Bier, Fresno, Cal., bei Bros. Kingl.

Monat mehr als die Hälfte der bisher im Umlauf befindlichen Noten neu ausgab, so verminderte das Fallen des Rubels entsprechend den Wert der gesamten Notenmenge und verringerte so auch die Schuld des Staates.

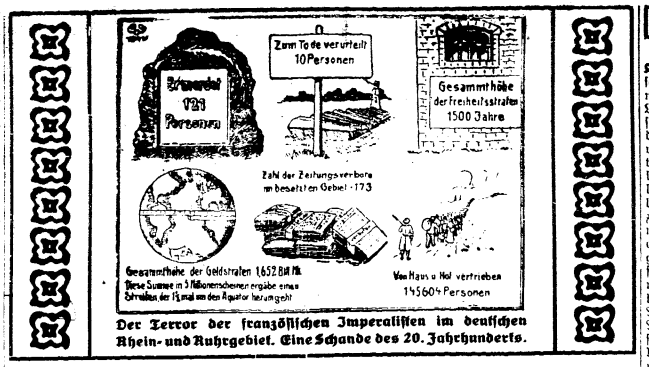
Die Entwicklung des Handels, die sich im Laufe des Sommers 1922 auf Grund der neuen, durch die Ernte gebrachten Werte vollzog, brachte aber eine verhältnismäßige Stabilisierung des Rubels. Das Tempo der Notenausgabe verlangsamte sich, und der Goldwert der gesamten Notenmasse, der im Mai 1922 nur noch auf 57 Millionen Friedensrubel berechnet wurde, stieg gegen Ende August auf 135 und Ende Oktober auf 185 Millionen Friedensrubel. Die Sowjetregierung hat trotz der ungeheuerlichen Notenmassen sich bemüht, ihren verhältnismäßigen Umfang zu vermindern, und es ist für die Entwicklung Rußlands ermutigend, die Zahlen der monatlichen Notenausgaben 1922 in Friedensrubel umzurechnen und sie mit der Summe der normalen Einnahmequellen des Staates in Gestalt von Waren, Unternehmungen, Steuern usw. zu vergleichen. Diese normalen Einnahmen steigen beständig. Während sie im Januar 1922 nur ein Elftel der Notenausgabe betrugen, machten sie im April schon mehr als ein Viertel aus, im August mehr als die Hälfte, im Oktober mehr als drei Viertel und in den letzten drei Monaten des Jahres 1922 erreichten die gesamten Steuern und Einnahmen fast den Wert der Notenausgabe, die 1143 Millionen Rubeln von 1923 entsprach. Im Juni 1922 gab die russische Regierung eine Kornanleihe aus, deren Rennwert durch die Naturalsteuer, auf die man Vorschuß erhob, garantiert wurde. Obwohl die Bevölkerung diese Anleihe zunächst mit Mißtrauen aufnahm, entdeckte sie doch bald ihre Vorteile: die Kornanleihe-Obligation stellte einen wertbeständigen Rubel dar. Von diesen Obligationen waren am 1. September, dem Schlußtermin der Ausgabe, 8 Millionen verkauft; die übrigbleibenden 2 Millionen kaufte die Staatsbank und verkaufte sie im September und Oktober wieder mit großem Gewinn. Der günstige Ausfall dieser ersten Kornanleihe erleichterte den Weg für weitere inländische Anleihen und bedeutete einen wichtigen Schritt von der Naturalsteuer zur Geldsteuer. Noch wichtiger aber waren die finanziellen Maßnahmen, die mit Hilfe der Staatsbank eingeleitet wurden. Man schuf neben dem Papiergeld ein neues wertbeständiges Geld, indem im November 1922 die erste Serie von 200 000 Tscherwonetzen in Banknoten in Umlauf gesetzt wurde. 1 Tscherwonetz ist gleich 10 Goldrubel und gleich 21,53 Goldmark. Diese Banknoten, die zu 100 Proz. durch Gold oder wertbeständige ausländische Noten voll gedeckt waren, wurden anfangs nur als Vorschuß auf Warenkredit oder als Wechselkredit ausgegeben, später aber wurden sie auf der Moskauer Börse verkauft, und es gelang durch die Vorsicht der Ausgabe, die Banknoten im großen und ganzen auf ihrem Goldwert zu erhalten. So gering auch die im Umlauf befindliche Menge der Tscherwonetzen mit 20 Millionen Goldrubel im Verhältnis zum Bedarf des Landes ist, bedeutet sie doch den Anfang einer gesunden Finanzorganisation, so daß Rußland, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitet, den Fluch des schlechten Papiergeldes überwinden wird.

Entdeutschungspolitik in der Tschechei

Von Bardowiek.

Die Beratungen über den Staatsvoranschlag im Prager Parlament haben den Deutschen wieder einmal erwünschte Gelegenheit gegeben, vor aller Oeffentlichkeit von den Drangsalierungen zu sprechen, denen sie in dem „Nationalstaat", genannt tschechoslowakische Republik, ausgesetzt sind. Im gesamten öffentlichen Leben lastet ein unerträglicher Druck auf unseren deutschen Brüdern, Gesetzgebung und die die Deutschen nach allen Regeln schikanierende Verwaltung sorgen dafür, daß der Zeitpunkt gar nicht abzusehen ist, wo die „deutsche Frage" in der Tschechei zur Ruhe kommt. Man ist bereits soweit in der Tschechei, daß in das Privatleben der Deutschen eingegriffen, ein bestimmtes persönliches Verhalten des einzelnen verlangt wird, daß man sich gegen den einzelnen eine Befehlsgewalt anmaßt, die mit den verfassungsrechtlich festgelegten bürgerlichen Freiheiten in unlösbarem Widerspruch steht. Gewiß gibt es eine geschriebene Verfassung des Staates, aber sie kommt nicht zur Anwendung. Vielmehr aber eine andere, ungeschriebene Verfassung, jene nämlich, welche aus den zahllosen Gesetzen und Verordnungen und deren tatsächlicher Anwendung draußen bei den Behörden und Aemtern sich ergibt, deren oberster Grundsatz überall der gleiche ist: Bedrückung und Vergewaltigung alles dessen, was deutsch ist, insbesondere aber Ausmerzung alles Deutschen aus der Staatsverwaltung.

Aus der ungeheuren Menge der den Deutschen zugefügten Ungerechtigkeiten seien hier einige wiedergegeben: So beispielsweise die unausgesetzte Bedrückung der deutschen Staatsbeamten. Warum das geschieht, ist vom tschechischen Standpunkt aus klar: das tschechische Volk will in kürzester Zeit aus dem Nationalitätenstaate einen einheitlichen tschechischen „Nationalstaat" machen — koste es, was es wolle. Das größte Hindernis für diese Aspiration scheint den Tschechen der deutsche Staatsbeamte und Lehrer zu sein — darum: unter allen Umständen fort mit ihnen! Gründliche Arbeit ist bereits im Ressort der Eisenbahn geleistet worden. Man weiß schon, warum man gerade hier säubert: die Eisenbahnen, deren sich der Fremde bedient, sind am besten geeignet, den Reisenden eine richtige bezw. unrichtige Vorstellung von den nationalen Verhältnissen in diesem Staate zu geben. Alle Stationsbezeichnungen mußten daher doppelsprachig werden. Die Aufschriften auf den Waggons rein tschechisch. Und dann erst die Ortsnamen! Was da an Uebersetzungskunststücken geleistet wurde, ist so grotesk, daß man nichts darüber hinreiben kann — man muß es gesehen haben. Selbstverständlich verfaumt dieser französische Trabantenstaat nicht, für rein deutsche Orte, wenn überhaupt, deutsche Bezeichnungen zu allerlezt zu bringen; davor rangiert das Tschechische — und, wer will sich noch darüber wundern — das Französische . . . . Wahrscheinlich, um anzuzeigen, daß man sich eben hier in einem französischen Trabantenstaate befindet.



Der Terror der französischen Imperialisten im deutschen Rhein- und Ruhrgebiet. Eine Schande des 20. Jahrhunderts.

Ebenso wie in der Bahnverwaltung geht man in der Finanzverwaltung vor. Insbesondere natürlich wieder in den Grenzstationen!

Und weiter. Man denke an die Sperrung der deutschen Mittelschulen. Sie ist nicht nur als ein Schlag gegen die deutsche Kultur, sondern auch gegen die deutsche Lehrerschaft gedacht. 1500 deutsche Lehrer sind auf die Straße gesetzt worden! Das ist keine Kulturschande mehr, sondern ein europäischer Skandal, dessen Größe erst ersichtlich wird, wenn man die Beträge im Staatsvoranschlage vergleicht, welche auf der einen Seite für das tschechische Schulwesen und auf der anderen Seite für deutsche Zwecke eingesetzt worden sind.

Es ist selbstverständlich, daß dem deutschen Nachwuchs unüberwindliche Schwierigkeiten für die Aufnahme in den Staatsdienst gemacht werden. In den Zentralstellen sitzen fast ausnahmslos Tschechen, und damit die Bezeichnung der tschechoslowakischen Republik als eines „Rechtstaates" illustrierend. Kaum wird ein Beamter in eine Gemeindeverwaltung gewählt, wird er aus „Dienstrücksichten" versetzt, gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes. Wird er Bürgermeister, so türmen sich die Schwierigkeiten. Wird aber gar in einer Gemeindevertretung der Antrag gestellt, daß bei vorzunehmenden Gemeindearbeiten nur ortsansässige deutsche Arbeiter verwendet werden sollen, so wird dem Gemeindevertreter der Prozeß gemacht und er zur Mandatsniederlegung gezwungen.

Nicht einmal an Veranstaltungen des Kulturverbandes, des Bundes der Deutschen, der deutschen Turnvereine, von politischen Versammlungen gar nicht zu reden, darf sich der deutsche Beamte beteiligen.

Das ist so eine Auslese aus den Maßnahmen, denen unsere deutschen Brüder in der tschecho-slowakischen Republik unterworfen sind — nur eine Auslese wie gesagt. Wir wissen ganz genau, daß die Drangsalierungen der deutschen Staatsangestellten in der Tschechei ein festes, wohl durchdachtes und wohl angewandtes Regierungssystem darstellen, und daß damit nicht nur die deutschen Staatsangestellten, sondern das ganze deutsche Volk getroffen werden soll! Man möge aber in der Tschechei nicht vergessen, daß jede den Deutschen drüben zugefügte Unbill, weiter die maßlose Hetze der tschechischen Presse gegen das Deutschtum heute nicht nur die tschechischen Staatsbürger deutscher Nation, sondern das gesamte deutsche Volk als einen Schlag zu empfinden beginnen, der ihm selbst gilt! So erzielt man weder treue Staatsbürger, noch wird man dadurch dazu beitragen, das Verhältnis der tschecho-slowakischen Republik zum Reich zu fördern.

Wenn man uns heute oder morgen nicht gebraucht — vielleicht einmal übermorgen: das Rad der Weltgeschichte wird sich weiter drehen, und man wird uns noch einmal suchen müssen!

Am frischen Grab

Zum Tode von Friedrich Bier.

Eine stille und traurige Fahrt. Aus der grauen trüben Weltstadt, aus ihren schmutzigen Straßen, aus ihrem Lärm und Wirrwarr in die ruhige winterliche deutsche Landschaft. Links und rechts von der Bahn schneebedeckte Felder, von Zeit zu Zeit träumende Dörflein, niedrige Bauernhäuschen, aus deren Schornsteinen langsam der Rauch in die sonnenhelle Winterluft steigt. Hie und da alte Dorfkirchen, abseits gelegen Fabriken und große Güter. Die Stadt mit ihrem lebenzehrenden Streit um Recht und Unrecht, um linke, um rechte Politik hinter uns. Vor uns, in ländlicher Einsamkeit, auf dem stillen kleinen Friedhof des waldigen Fleckens Wünsdorf, südwärts vom großen kalten See — das frische Grab eines jungen wolgadeutschen Emigranten.

Am Grab eine laut schluchzende Großmutter, eine unserer sturmerprobten alten und so herzlichen grauhäuptigen Kolonistenfrauen. In Deutschlands teure Erde bettet sie heute den einer heimtückischen Krankheit erlegenen Enkel, nachdem ihr im Bürgerkrieg an der Wolga der Mann, ein Sohn, eine Tochter, zwei Schwiegersöhne und ein Enkel erschossen wurden. Sie ruhen in der fernen Steppenerde, den Enkel nimmt die Erde unserer Mäter auf, der Vater des Verstorbenen hält heute in Amerika Ausschau nach Unterkunftsmöglichkeiten für wolgadeutsche Hungerflüchtlinge in Deutschland. Eine schwergeprüfte, arbeitsame und in alle Welt zerstreute Familie. Als der Ortsgeistliche und die Kampfes- und Studiengefährten am Grab hieran erinnern, als sie von der rauschenden Wolga, von der weiten Steppe, von dem vielen Leid des so jung Verstorbenen sprechen — dringt der Schmerz der Großmutter, Mutter und Geschwister in erschütterndem Weinen in die Winterdämmerung.

Emigrantenlos. Seit 1918 Leid ohne Ende. Zwar im Land der Väter, doch nicht in der Wolgaheimat. Wartend. Worauf?

Letzte Erde senden wir ihm nach. Dumpf kollert sie auf den Sarg. Heimaterde! Sie sagt: Wenn jene eure Alten damals gewußt hätten, wie ihre Nachkommen einstmals nach Deutschland zurückkehren werden —, sie hätten die Fahrt in die tausend Unglücke nicht angetreten.

Von deutscher Erde zu deutscher Erde.

* * *

Friedrich Bier †. Das kurze Leben des Verstorbenen war mehr denn das andrer gleichaltriger wolgadeutscher Emigranten von der Mißgunst des Schicksals bedrängt. In ihm, dem 21jährigen, spiegelte sich auch das harte Los so manches weit älteren Emigranten verschärft wieder. Es ist, als ob sich das ganze Flüchtlingsleid, gedrängt und haarklein, in dem kurzen Leben eines Menschen symbolisieren wollte. Jedoch eines Menschen, der in seiner Urväter Erde die letzte Ruhe findet und dem Tod mit hoffnungsfrohen Augen ins Gesicht sieht: wie das Schicksal des Einzelnen auch enden möge, das Volk wird leben.

Friedrich Bier wurde am 2. Januar 1902 in Warenburg an der Wolga als Sohn des ehemaligen Warenburger Obervorstehers Friedrich Bier geboren, der heute im Auftrage des Verbandes der wolgadeutschen Bauern und des Hilfswerks der Wolgadeutschen in Canada weilt. 1918 flüchtete er mit seinen Angehörigen nach Deutschland und setzte hier seine in Saratow begonnene Schulbildung in Hindenburg in Ostpreußen fort. Als dann nach einem Jahr die Nachricht eintraf, in Warenburg seien 6 Mitglieder der Familie Bier von der Roten Garde erschossen worden, unternahm der 17jährige eine bewegte Fahrt übers Mittelländische und Schwarze Meer an die Wolga. Er konnte aber nur eine Nacht in Warenburg bleiben. Jene Reise, zu der ihn die Liebe zu den Angehörigen und zur Wolgaheimat trieb, schwächte seinen jungen Körper und verursachte das schwere Lungenleiden, dem er in der Nacht zum verflossenen 4. Dezember erlag. Trotz seiner Krankheit, deren Ueberwindung ihm ein leichtes schien, und trotz größter Entbehrungen widmete er sich an der Alt-Streliitzer Technischen Hochschule dem Studium so lange, bis er zusammenbrach.

An dem Grabe Friedrich Biers hatten sich die hier weilenden Angehörigen und zahlreiche Leidtragende versammelt. Der frische Hügel war von Kränzen und Blumen überdeckt.

Neue Empfangsbestätigungen

Dem **Hilfswerk der Wolgadeutschen,** Berlin W. 57, Yorckstraße 46, sind die folgenden neuen Empfangsbestätigungen aus den deutschen Wolgakolonien zugegangen (die Originale wurden an die hochherzigen Spender weitergeleitet):

Empfänger: **Katharina Schewalje** in Brabander über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Martin Vogel** in Argentinien; Empfänger: **Weinmeier** in Neu-Kolonie über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Weinmeier** in Argentinien; Empfänger: **Heinrich Ritter** in Solothurn über 2 Pud 29 Pfd. Weizenmehl und 1 Pflug, gespendet von **Klemens Roth** in Argentinien; Empfänger: **Adam Kißner** in Marienfeld über 2 Pud 26 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Joseph Wachtmeister** in Argentinien; Empfänger: **Künstler** in Krasnojar über 2 Pud 16 Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Rev. Schulz,** Sheboygan, Wisc. U. S. A.; Empfänger: **Anna Friebus** in Fischer über 115 Pud ¾ Pfd. Weizenmehl, gespendet von **Rev. Pröhl** in Sheboygan, Wisc. U. S. A.; Empfänger: **Dorothea Ott** in Krasnojar über 4 Pud Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Ott,** Argentinien; Empfänger: **Gottfr. Herzog** in Schwed über 5 Pud Weizenmehl, gespendet von **Friedrich Herzog** in Argentinien; Empfänger: **Andreas Rack** in Marienfeld über 37½ Pud Roggen, gespendet von **Wilhelm Clausbach,** Argentinien; Empfänger: **Katharina Seewald** im Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder über 81,10 Pesos in Geld und **Maria Klopfer,** dortselbst, für die inzwischen verstorbene Katharina Seewald über 23 Pesos, gespendet von **Dandörfer** in Argentinien; Empfänger: **Anna Herlein** im Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder über 23,50 Pesos, gespendet durch **D. Grünewald** in Argentinien; Empfänger: **Viktor Gabel** in Obermonjou über 34 Dollar, gespendet von **R. Leitam** in Argentinien.

Von den **Studenten des Deutschen Pädagogischen Instituts in Moskau** ist dem Hilfswerk der Wolgadeutschen für gespendete Kleidungsstücke folgendes Dankesschreiben zugegangen: „Im Namen aller Studenten spricht der Studentenausschuß dem Vertreter des Hilfswerks der Wolgadeutschen in Moskau, Prof. E. Meyer, seinen innigsten Dank aus für die übergebenen Kleidungsstücke, die in diesem kritischen Moment den Studenten am Deutschen Pädagogischen Technikum sehr zu statten kamen." Gezeichnet: **F. Kinder, A. Stichting, Schönfisch, F. Korell, T. Leippi.**

Aus Rußland

O. E. Verschiedenartigkeit der bäuerlichen Kaufkraft. Wie der wirtschaftlichen „Ekonomitscheskaja Shisn" aus Witebsk (Westrußland) gemeldet wird, mußte die einzige dort bestehende Landmaschinenfabrik infolge einer völligen Absatzstockung auf unbestimmte Zeit geschlossen werden. Die Kaufkraft der Bevölkerung im Gouvernement Witebsk ist dermaßen gesunken, daß es, trotz einer Preisherabsetzung für landwirtschaftliche Geräte um 33⅓ Prozent und Gewährung langfristiger Kredite bis auf 2 Jahre nicht möglich war, eine Steigerung der Fabriksätze zu erzielen. Dagegen hat sich die Kaufkraft der ukrainischen Landwirtschaft infolge einer starken Preiserhöhung auf landwirtschaftliche Erzeugnisse etwas gehoben. Am 16. November betrug der Preis für Getreide in Goldopeken pro Pud (in Klammern die Preise zum 1. November): in Charkow Roggen 54 (40), Weizen 100 (58); in Kiew Roggen 46 (33), Weizen 89 (58); in Odessa Roggen 46 (38), Weizen 94 (68). Der Durchschnittspreis für Roggen und Weizen in der Ukraine betrug am 16. November 46 bezw. 88 Kopeken, was gegenüber dem 1. November eine Steigerung von 31 bezw. 44 Prozent bedeutet. Die Durchschnittspreise für Gerste und Hafer (am 16. November 41 bezw. 54 Tscherwonezkopeken) weisen gleichfalls eine Steigerung von 21 bezw. 29 Prozent auf.

Ueber Verschwörungen gegen die Sowjets wissen seit einigen Wochen ausländische Zeitungen zu berichten. Da genaue Angaben gemacht werden, dürften die Nachrichten nicht ganz unzuverlässig sein, um so mehr, als sie von den Sowjets nicht widerlegt werden. U. a. sollen in Petersburg, Moskau und Kiew monarchistische Verschwörungen aufgedeckt worden sein. In Moskau hatten sich die Verschwörer Trotzki als Opfer ausersehen, den sie einfangen wollten. Die Moskauer „Prawda" veröffentlicht Mitteilungen über die Tätigkeit einer in Kiew aufgehobenen Spionagezentrale, des sogenannten Aktionszentrums. Nach diesen Angaben des kommunistischen Blattes soll die Hauptstelle dieser Spionageunternehmung im Jahre 1921 in Paris gegründet worden sein, um die verschiedenen Gruppen der russischen Emigranten zu einer Aktion gegen die Sowjetmacht zusammenzuschließen. Es sei eine Abmachung mit dem polnischen Generalstabe getroffen worden, nach welcher in Polen Agenten des Aktionszentrums sich niederlassen konnten, die dann die Entsendung von Spionen nach Rußland übernommen hätten. Die Kiewer Zweigstelle hätte vor allem die Entwendung von militärischen Geheimdokumenten aus dem Kiewer Stabe der Roten Armee und ihre Versendung nach Polen besorgt.

O. E. Kommunisten als Leiter der russischen Industrie. Bei 1152 industriellen Betrieben mit 517 000 Arbeitern und Angestellten ist über die Zahl und die Tätigkeit der kommunistischen Fabrikdirektoren eine Umfrage veranstaltet worden. Von den 1152 Direktoren der betreffenden Unternehmen waren 314 (32 Proz.) Kommunisten. Das Ergebnis der Umfrage hinsichtlich der Eignung der kommunistischen Direktoren für ihre Posten war folgendes: 210 wurden für geeignet erklärt, 102 für kaum genügend, 22 für ganz ungeeignet. Von den aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Direktoren wurden 60 Prozent als durchaus geeignet, 31 Prozent als wenig geeignet und 8 Prozent als ganz ungeeignet gekennzeichnet, gegenüber 68 Prozent geeigneten, 32 Prozent wenig geeigneten und 9 Prozent ungenügenden Direktoren aus anderen Ständen.

Der deutsche Petersburger Bibliothekenverein „Die Leuchte" wird im ersten, der deutschen wissenschaftlichen Arbeit im Ausland gewidmeten Novemberheft des „Auslanddeutschen" (Stuttgart) von Prof. A. Brock mit warmen Worten gewürdigt. 1917 begründet zur Erhaltung der Bibliothek des ehemaligen Sankt Petersburger Bildungs- und Hilfsvereins, hat „Die Leuchte" das Ziel verfolgt, edle Kulturinteressen ihrer Mitglieder zu fördern. Die Bibliothek wurde vor bald 100 Jahren von Gliedern der evangelischen Gemeinde ins Leben gerufen und umfaßt weit über 100 000 Bücher. Durch freiwillige Beiträge der Gemeinden und ihrer Glieder unterhalten, ging die Bibliothek in den Besitz des im Jahre 1908 begründeten Sankt Petersburger Deutschen Bildungs- und Hilfsvereins über. Da dieser Verein das gesamte gebildete Deutschtum der Residenz umfaßte (in der Zeit seiner Blüte zählte er gegen 2000 Mitglieder), so gewann die Bibliothek dadurch eine feste Existenzgrundlage und reichliche Mittel zur fortlaufenden Ergänzung ihrer Bestände. Jedoch wurde die Tätigkeit des Vereins 1914, nach Ausbruch des Krieges, stiliert und erst 1917 gab der damals begründete Bibliothekenverein „Leuchte" der Bibliothek wieder einen festen Halt. Die „Leuchte" umfaßt gegen 400 Mitglieder (fast ausschließlich Deutsche) und läßt es sich angelegen sein — abgesehen von der Verwaltung und Mehrung der Bücher —, den Mitgliedern und eingeführten Gästen geistige Anregung und Förderung zu bieten, durch populär-wissenschaftliche Vorträge, literarische Abende, dramatische Vorstellungen, musikalische Abende, gemeinsame Lektüre.

Familien-Anzeigen

aller unserer gesch. Leser über Geburt und Tod, Unglücksfälle, Ernteerträgnisse, das Aufsuchen von Verwandten usw. veröffentlichen wir

kostenlos.

Wir bitten unsere Leser, hiervon **ausgiebig** Gebrauch zu machen, **um dadurch das Band der wolgadeutschen Zusammengehörigkeit zu stärken.**

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

Wieviel Kommunisten gibt es in Rußland? Mitte Januar wird eine Konferenz der russischen Kommunistenpartei aller Länder des Sowjetbundes-Gebietes stattfinden. Wie Sinowjew in der Petersburger Gouvernementskonferenz der Kommunistenpartei mitteilte, zählt die Partei auf dem ganzen Gebiet des Sowjetbundes jetzt 311 000 Mitglieder. Von diesen sind 54 000 Arbeiter, 61 000 Bauern, die übrigen 200 000 verteilen sich auf die Rote Armee und die Angestellten der administrativen und wirtschaftlichen Sowjet-Institutionen. Die Zahl der zur Aufnahme in die Partei vorgemerkten „Kandidaten" beziffert sich auf 92 000.

Die „krugowaja poruka" im Verkehrswesen. Durch eine neue strenge Verordnung ist zur Sicherung der Anlagen jeder Art auf den staatlichen Verkehrswegen und Telegraphenlinien gegen „systematische Beschädigung" eine Verantwortungspflicht der gesamten Einwohnerschaft des in Frage kommenden Bezirkes geschaffen worden, falls die Schuldigen nicht ermittelt werden können; die Einwohner der betreffenden Ortschaft haben dann für den Schaden aufzukommen.

Kurze Meldungen. Der neue **Eisenbahnverkehrsplan** bringt eine Verkürzung der Fahrtdauer zwischen Odessa und Charkow sowie zwischen Odessa und Moskau um sechs Stunden. — Durch eine Neuregelung der **Einkommensteuer**, die nur für die Arbeiter größere Vergünstigungen vorsieht, soll die staatliche Steuereinnahme 1923/24 um 10 Milliarden Goldrubel erhöht werden. — Nach amtlichen Angaben wurden am 1. November in Moskau 675 **verpachtete Betriebe** gezählt, davon 314 Bäckereien, 38 polygraphische, 86 Betriebe der Textil-, 64 der Metall-, 50 der Leder-, 44 der Nahrungsmittel-, 24 der Bau- und 23 der Holzbearbeitungsbranche. — Die Baukosten für eine **Untergrundbahn in Moskau** werden auf 120 Millionen Goldrubel veranschlagt. Wegen des Baues, der 5 Jahre dauern dürfte, wird mit französischen und tschechoslowakischen Firmen verhandelt. — In Moskau ist eine Export-Bank (10 Millionen Goldrubel) gegründet worden, die die Gegensätze zwischen den Exporteuren und dem Außenhandelskommissariat im Außenhandelsmonopol ausgleichen soll. — Auf dem Moskauer Metall- und Textilmarkt hat sich im November eine kleine Belebung gezeigt.

Von der Wolga

Feuerschaden und Mord. Gegen mittag des 1. Oktober wurden in Weizenfeld durch eine Feuersbrunst Stall und Heuschuppen des Bauern Zeitler eingeäschert. Ursache soll der unvorsichtige Umgang mit Feuer gewesen sein. Das Feuer hat auch das Getreide in den niedergebrannten Gebäuden vernichtet. Der Schaden ist sehr groß. — In der folgenden Nacht wurde in der Nähe des Dorfes ein Weizenfelder von Räubern ermordet und seiner Barschaft von einigen Tausend Rubeln beraubt. Der Ermordete war erst vor kurzem aus Sibirien in sein Heimatdorf zurückgekehrt und hatte sich für das ihm geraubte Geld eine Ziege kaufen wollen. In derselben Zeit wurden in Weizenfeld drei Pferde gestohlen. — Die Ernte war schlecht; die Kaufkraft der Bevölkerung ist gering.

Aus dem Kanton Frank wird mitgeteilt, daß die Ernte besonders in Rothammel, Seewald und Kautz schlecht ausgefallen ist. Im Durchschnitt wurden im Kanton 19 Pud Getreide von der Deßjatine geerntet. — Bis Mitte Oktober hatten die Bauern 33 Prozent der landwirtschaftlichen Steuer in Getreide und Geld beglichen. — Die Herbstwitterung war für die Feldarbeiten günstig. — Das Schulleben regt sich. — Die diesjährigen Wahlen in die Dorfräte des Kantons ergaben — nach einer Notiz der „Nachrichten" — 166 Gewählte, darunter 12 Frauen und 2 Kommunisten. Von 32 596 Einwohnern des Kantons sind nur 13 936 stimmberechtigt, d. s. diejenigen, die nicht zu den Dorfreichen, zur Bourgeoisie, zur Geistlichkeit und zu anderweitig entrechteten Personen gehören.

Die „Nachrichten", das Organ des Gebiets-Vollzugskomitees und des Gebietskomitees der Rußländischen Kommunistischen Partei, kündigen an, daß sie künftig nicht mehr täglich, sondern nur dreimal in der Woche erscheinen werden.

Einer lustigen Gesellschaft trinkfester Leute wurde in Balzer unlängst dadurch ein Ende gemacht, daß die Miliz (dortige Polizei) die „besten Trinker" mit einer sofortigen Zahlung von je 100 Goldrubel, die schwächeren von je 10 Goldrubel bestrafte. Getrunken wird noch immer ein Gesüff — Samogon genannt —, dessen Herstellung und Gebrauch von der Behörde rücksichtslos geahndet wird.

Politische Propaganda unter der wolgadeutschen Jugend. Als Abzweig der Kommunistischen Partei, die heute die Geschicke der deutschen Kolonien leitet, besteht in Pokrowsk ein Kommunistischer Jugendverband, dessen Aufgabe es ist, unter der städtischen und Dorfjugend des Gebiets der Wolgadeutschen kommunistische Propaganda zu treiben. Zweigstellen oder sogenannte Verbandszellen hat der Verband — nach dem Muster der Partei — in verschiedenen Dörfern. Wie groß die Zahl der Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes ist, ist uns nicht bekannt, doch ist einem Verbandsbericht zu entnehmen, daß die Mehrheit der Mitglieder und Zellen sich in den russischen Dörfern des Gebiets befindet. Der Bericht erklärt dies zum Teil damit, daß die russische Jugend wirtschaftlich schlechter dastehe und sich vom Eintritt in den Kom. Jugendverband materielle Vorteile verspreche. Die deutsche Jugend dagegen fürchte, daß die Kommunisten ihr etwas wegnehmen. Um die Tätigkeit des Verbandes unter der deutschen Jugend erfolgreich zu machen, empfiehlt der Berichterstatter, die Arbeit in den deutschen Dörfern zu beleben und deutsche Propagandisten aus der Sowjet-Partei-Schule in Pokrowsk dazu zu verwenden. In den deutschen Dörfern werde wenig Arbeit geleistet und vielerorts wisse man gar nicht, daß ein Kom. Jugendverband besteht. „Daß in den deutschen Dörfern", heißt es in dem Bericht, „die Arbeit nicht auf der Höhe steht und so wenig Mitglieder sind, liegt einzig und allein daran, daß die deutsche Bauernjugend zu wenig aufgeklärt ist und weiter nichts als die Religion anerkennt." Deshalb sei unter der wolgadeutschen Bauernjugend für den Kommunismus schwerer zu arbeiten.

„Die Weibsleut musse derhaam bleiwe!" Gelegentlich der diesjährigen Neuwahl des Dorfrats in Warenburg kam es zum Schluß, als gewählt wurde, zu einem interessanten Wortwechsel zwischen dem Vorsitzenden der Gemeindeversammlung und den Anwesenden. Der Vorsitzende hatte in seine Wahlliste auch Frauen aufgenommen. Das war den Männern jedoch nicht recht. „Die Frauen brauchen wir nicht im Sowjet!" riefen sie wie aus einer Kehle, „die haben zuhause zu bleiben bei ihren Kindern und ihren Kochkesseln!" Der Berichterstatter der „Nachrichten" fügt ernst den Wunsch hinzu, die Warenburger möchten sich nächstes Mal nicht der Einsicht verschließen, daß die Frau die gleichen Rechte wie der Mann hat und ihm gleichsteht. Diesmal wurden die Frauen von der Wahlliste gestrichen.

Lehrerkonferenzen haben gelegentlich des Schulbeginnes in diesem Herbst verschiedentlich stattgefunden, auf denen die Lehrer der betreffenden Kantons auf ihre Eignung für ihre Posten hin geprüft wurden. Hierbei wurden, wie in Frank, nicht wenige Lehrer als untauglich befunden; der Unterricht an den Schulen wurde ihnen untersagt. Den Prüfungen standen die Lehrer, z. B. in Seelmann, anfänglich nicht ohne Skepsis gegenüber. Auf den Konferenzen wurde auch die traurige Lage der Schulen allgemein beleuchtet, jedoch ist erfreulich zu erfahren, daß in das Dasein der Schule wieder Leben tritt. Die Lehrer seien versuchen, wie z. B. in Balzer, durch gemeinsame Selbstbildung ihre Kenntisse zu erweitern und auch den an sie gestellten politischen Forderungen gerecht zu werden. Ueberall äußerten die Lehrer den Wunsch nach einem festen auskömmlichen Gehalt und dessen rechtzeitiger Auszahlung. Ueber die Bereitwilligkeit der einen oder der anderen Dorfgemeinde, ihre Schule tatkräftig zu unterstützen, wurde manches Erfreuliche berichtet. Doch kostet es jahrelang äußerste Anstrengung aller, um die Schule wieder in Gang zu bringen und ihr zu ihrer vollen Bedeutung zu verhelfen.

Raubtiere. Ueber die Zunahme der Raubtiere in Osteuropa seit dem Weltkriege wird immer wieder geklagt. In den letzten 1½ Monaten sind allein im Gouv. Zariazyn nach behördlichen Feststellungen 1500 Stück Vieh von Wölfen zerrissen worden, so daß von den örtlichen Sowjets besondere Maßnahmen zur Bekämpfung der Raubtiergefahr geplant werden. Auch im Gebiet der Wolgadeutschen bilden Wölfe neuerdings wieder eine große Gefahr. In Holstein haben Wölfe kürzlich 15 Schafe mitten im Dorf zerrissen.

Starker Behördenabbau. Auf Vorschrift der Zentralregierung werden sowohl in den Hauptstädten Rußlands als auch in der Provinz die Behörden und die Zahl ihrer Angestellten stark vermindert (letztere um 30 bis 40 Prozent). U. a. werden die Ernährungsämter abgeschafft, ihre Funktionen werden den Finanzämtern übergeben. Die provinziellen Wirtschaftsbeiräte werden aufgelöst. Diese aus Sparsamkeitsgründen erlassene Vorschrift wird auch im Gebiet der Wolgadeutschen zur Durchführung erwogen.

Die Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung in den deutschen Kolonien ist noch sehr gering. Einige Nachfrage besteht nur auf Gegenstände der Mühlenindustrie. Landwirtschaftliche Maschinen kauft niemand, da sich die Bauernwirtschaften nur schlecht erholen. Hie und da sehen sich einzelne Wirte sogar gezwungen, Vieh zu verkaufen, da die Ernte nur gering war. Besonders ist die Ernte in den Kantons Kulkuss, Solotoje, Marienthal und Krasnojar ausgefallen. Jedoch kann man zuversichtlich voraussagen, daß eine Hungersnot wie 1921 nicht eintreten wird. Am schnellsten hebt sich wirtschaftlich die Bergseite, dank dem Handel, doch stockt gegenwärtig auch dieser und die Warenpreise sinken. Sarpinka wird mit 22 bis 24 Kop. die Arschin verkauft, Ziß mit 30 bis 45. Die Milch kostet in Pokrowsk 10 bis 12 Kop., die Butter 30 Kop., das Fleisch 12 Kop. das Pfund, eine lebende Gans 30 bis 40 Kop. Unglaublich billig ist das Getreide. — Die ersten Fröste sind Ende November eingetreten. Der Wasserstand der Wolga ist gestiegen.

Flugverkehr Kasan—Baku. Es wird die Einrichtung eines Flugverkehrs auf der Wolgalinie Kasan—Astrachan nach Baku mit auf russischen Fabriken gebauten Wasserflugzeugen geplant.

Verschiedenes

Der Heilige und das Federvieh. Ein wahrhaft bethlehemitisches Morden des Federviehs ist in Beludschistan plötzlich ausgebrochen, und ähnliche Nachrichten kommen aus Afghanistan und dem Penschap. Diese grausame Behandlung der nützlichen Hennen und Hühner kommt von einem Aberglauben her, nach dem das Geflügel Schlangen enthalten soll und ihre Eier Skorpione. Der Grund für diese Verfluchung der Hühner wird in einer Legende gesucht, die man von einem in Kandahar aufgetauchten Heiligen berichtet. Die morgendlichen Waschungen dieses frommen Mannes wurden eines Tages durch einen Hahn gestört, der dabei laut krähte und den Aerger des Heiligen erregte. Um ihn für seine unverschämte und respektlose Handlungsweise zu bestrafen, verfluchte der Heilige das ganze Federvieh und sagte, daß sie statt Hühner Skorpione ausbrüten sollten. Die abergläubische Bevölkerung nahm sich diesen Fluch so zu Herzen, daß man Hähne und Hennen für unrein und gefährlich erklärte, sich vor den Schlangen und Skorpionen, die sie enthalten sollten, fürchtete und ein grimmiges Schlachten unter ihnen veranstaltete. Die Regierung hat, um diesem sinnlosen Wüten Einhalt zu tun, jeden Hühnermord mit schweren Strafen bis zu 7 Jahren Gefängnis belegt. Aber da diese Gesetze nach den entfernten Teilen von Beludschistan und Afghanistan nur langsam kommen, so hat dort die Verfolgung der Hühner lange fortgedauert, und es soll in manchen Landesteilen alles Geflügel vernichtet sein.

Der Goldvorrat der Welt. Nach amerikanischen Angaben wird der in Form von Münzen oder Barren in den Kassen der Notenbanken, Privatbanken und Schatzämter der Welt befindliche Goldvorrat zu Ende 1922 auf etwa 8,75 Milliarden Dollar geschätzt gegenüber 8,20 Milliarden Dollar zu Ende 1921.

Vom Büchertisch

Der Schwäbische Volkskalender für das Jahr 1924 (Herausgegeben von der „Schwäbischen Volkspresse" im Verlag der Schwäbischen Verlagsanstalt A.-G. in Temesvar, Banat) ist eine für den neu erwachten Kampf des Banater Deutschtums um seine völkische Unabhängigkeit und Eigenart höchst charakteristisches und bemerkenswertes Sammelwerk. Die im September 1923 stattgehabte Zweijahrhundertfeier der deutschen Siedlungen im Banat hat dem schwer bedrängten deutschen Stamm im Südosten Europas nicht nur erneut die Erkenntnis seiner Deutschheit, sondern auch die Zuversicht auf den Erfolg des Kulturkampfes inmitten der Rumänen, Slawen und Ungarn gegeben. Die Rolle, die dabei das deutsche Buch besonders in der Form eines Volkskalenders zu spielen berufen ist, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Der „Schwäbische Volkskalender" wird seiner völkisch-aufklärenden Aufgabe im vollsten Maße gerecht. Er ist ein wahres Volksbuch, wie geschaffen zur Belehrung, Fortbildung und Stärkung der Banater Schwaben. Ein Spiegel der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Schwäbischen Volksgemeinschaft und des gesamten völkischen Lebens, ist er gleichzeitig ein nützliches Nachschlagewerk für viele praktische Fragen des Alltages. Eine große Zahl von eingestreuten heiteren und ernsten Erzählungen und Gedichten macht das Buch zu einem wertvollen Bestandteil deutscher Büchersammlungen.

Mit gleichen Aufgaben und demselben Gegenstand befaßt sich das XIV. Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt" (herausgegeben im Auftrage der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft Temesvar und der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft Leipzig-Gohlis von H. Grothe und K. v. Möller), das unter der Ueberschrift **„Das Banat"** ein Bild von dem Leben und Werden der deutschen Siedlungen zwischen der Theiß und den südlichen Karpathen zu geben bestrebt ist. Interessante Aufsätze des bekannten Geographen und Deutschtumsforschers Hugo Grothe, des schwäbischen Abgeordneten im rumänischen Reichstag, Karl von Möller, des kürzlich verstorbenen „Erzschwaben" und bedeutendsten Dichters des Banater Deutschtums, Adam Müller-Guttenbrunn u. a. m. unterrichten in wissenschaftlich-exakter und doch allgemeinverständlicher und fesselnder Weise über die Geschichte, die Sitten und Gebräuche, den Charakter, das Schrifttum und die Kämpfe der Deutschen im Banat. Jeder, dem Arbeit und Zukunft des deutschen Volkstums am Herzen liegen, sei auf dieses Heft hingewiesen. A. E.

Auskunftei

180. **Karl Justus**, Samara (Rußland), Sowjetskaja Uliza, Haus Boehm Nr. 85, aus Stahl im Gouv. Samara, Kuraman, sucht seinen Bruder Friedrich Georg Justus, zuletzt in der Firma Schönhals u Euchhorn in Argentinien.

181. Frau **Sanda Justus**, geb. Boehm (Adresse wie bei K. Justus), sucht ihre Schwestern Margarete Müller, Frau des Heinrich Müller und Katharina Schaefer, Frau des Konrad Schaefer, letzte Adresse wie bei Friedrich Justus, und ihre Brüder Heinrich Boehm und Victor Boehm, zuletzt in Nord-Amerika. Die Gesuchten sind aus Unterdorf (Gouv. Saratow) ausgewandert.

Briefkasten

Lehrer Jos. Kallhäuser, Arg. Sehr gern senden wir Ihnen den „Wolgadeutschen" unentgeltlich für Monatsberichte über das Leben bei Ihnen und in der Umgebung. Helfen Sie auch durch mündliche Werbearbeit mit, dem „Wolgadeutschen" neue Leser zuzuführen. Brief an Sie gesandt. Für die Anerkennung frdl. Dank!

Iltan Gerber, Arg. Lesegeld für 1924 erhalten. Frdl. Dank! Veraß-Buch gesandt.

✝

In der Nacht zum 4. Dezember verschied nach langem schweren Leiden im 21. Lebensjahr unser heißgeliebter Sohn, Neffe, Enkel und Bruder

Friedrich Bier

Sohn des ehemaligen Obervorstehers von Warenburg a. d. Wolga Friedrich Bier.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen

Alexander Bier.

Berlin-Wünsdorf, Anfang Dezember 1923.

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD BREMEN
und seine Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet ■ North German Lloyd ■
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Rußland — Amerika Deutschland

In allen drei leben Wolgadeutsche. Die einen interessieren sich für die anderen. Sie wollen auch wissen, was sich sonst in der Welt und was sich auf den Gebieten der Arbeit, des Wissens, der Bildung zuträgt. Sie wollen vergleichen, wollen sich bilden und haben auch Freude an guter Unterhaltung und an Bildern.

Wer bietet ihnen das?

„Der Wolgadeutsche"
Fortschrittliches Blatt f. Arbeit, Glaube u. Bildung

Preis: In Deutschland monatlich 15 Goldpfennig.
In den U. S. A. und in Kanada: jährlich 2½ Dollar.
In Argentinien: jährlich 7½ Pesos.
Werbet Bezieher! Werbt neue Leser!
Adresse der Redaktion:
Berlin W. 57, Yorckstraße 46 I.

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Als Pastor im „rauhhärigen Krasnojar"!

Von Joh. Stenzel, Berlin *), Pfarrer an der Genezareth-Kirche.

(Schluß.)

Schon draußen am Jeruslan, wenn ich den Weg von Schönderf nach Hoffental zum Konfirmandenunterricht machen mußte, hatten es mir die Trappvögel, die in jenen Steppen sich ungestört aufhalten, angetan. Damals erwarb ich mir für mein erstverdientes Geld eine Flinte und schoß manches Wild. In Krasnojar gab es zur Jagd reichlich Gelegenheit. Da waren die Wiesen, der Felsinger Teich, das Reinwalder Wasserloch, der Schulzer Bruch, und der Jagdkameraden gab es genug, aber der guten, zielsesten Jäger wenig. Einer der besten war wohl der Kreisschreiber Kraus. Einmal lud mich der weit und breit bekannte, jetzt verstorbene Doktor Bolz zur Entenjagd nach Katharinenstadt. Das sollte für mich, den „Kolonier", eine große Ehre sein, denn die Katharinenstädter wollten ja immer ein Stück mehr sein als jeder Nicht-Katharinenstädter. Ob sie es auch waren, weiß ich nicht.

Auf der „Mordinsel", wo ein Häuflein in den ersten Jahren der Ansiedlungen nach Deutschland zurückstrebender Wolga-Kolonisten seinen meuchlerischen Tod gefunden hat, gelangen uns einige gute Treffer auf Wolga-Enten. Doch gingen mir viel mehr Gedanken geschichtlicher Erinnerung an jene von Heimweh verzehrten verunglückten Menschen durch den Kopf als die herumflatternden Vögel.

Jedesmal, wenn ich durch das stolze Katharinenstadt fuhr oder dasselbe auch nur streifte, sei es im staubigen Sommer, sei es im kältesten Winter, verfolgten mich diese Gedanken an altvergangene Zeiten der Kolonien.

Hier in unmittelbarer Nähe der Gemeinde Boaro lag ja der „Kirgisenberg", wo einst der brave Katharinenstädter Pastor Wernborner, als die Kirgisen wieder einmal aus ihren weitverlorenen Steppen einen Ueberfall auf Katharinenstadt und Umgegend gemacht und Menschen und Vieh mit fortgeschleppt hatten, mit einer Schar Kolonistenmannschaft ihre Verfolgung aufgenommen und den grausamen Tod mit vielen seiner Getreuen gefunden hatte. Wie ich später in Orenburg, wohin ich aus Krasnojar gegangen war, in den alten Kirchenbüchern gefunden habe, ist Pastor Wernborner vor Katharinenstadt in Orenburg gewesen, kam von da nach Katharinenstadt, um hier bei seinen hessischen Landsleuten von seinem schrecklichen Tode — ihm wurde von den Kirgisen, nachdem man ihn mit einem Fallstricke vom Pferde gerissen hatte, die Zunge aus dem Halse geschnitten — ereilt zu werden.

Doch zurück nach dem stolzen Krasnojar! Denn stolz war es nicht weniger als jede unserer Wolga-Kolonien. Und das mit Recht. Jetzt erst, wo man so manches in der Welt gesehen und gekostet hat, denkt, beurteilt man seine Landsleute an der fernen Wolga ganz anders als damals, wo man die „Welt" nur durch ein kleines Guckloch gesehen hatte. Man sieht das Gute auch dort, wo es unmerklich schien, man hat mehr Sinn für das Einheimische gewonnen und vor allem auch mehr — Liebe.

Also stolz war auch Krasnojar vor allem auf sein Vieh und Gefährt. Besonders die Pferde, die waren prachtvoll gehalten im Winter wie im Sommer, und erst das Geschirr und dann noch die Schlitten. Der Schnee flog nur so, wenn die berufenen „Jämtschiti", ein Kreter, Franz, Zeitler, oder die blumen- und bändergeschmückten Hochzeitsgespanne ihre Fahrkunst zeigten. Eine wahre Lust war eine Fahrt nach Saratow auf der eisgefrorenen Wolga, und Einfahrt hatte man ja in den vielen „Einfahrtshöfen", entweder bei Neubergers, Klein oder anderswo, in der Zarizyner Straße, diesem Sammelpunkte von Berg- und Wiesenseite.

Da traf man Leute aus allen Kolonien, da wurden Gedanken, Ansichten ausgetauscht, Wissens- und Neugierde suchten auf ihre Rechnung zu kommen. Doch das Schöne war, daß jedem, bei allem Respekt vor dem Eigentum des anderen, das seine das liebste war.

Auch mit seinen stolzen Pferden war jeder zufrieden, wenn er auch die Vorzüge anderer Tiere zu würdigen wußte. Gewiß, auch die Beidecker, Schillinger, Balzerer hatten schönes Gefährt, aber Kenner haben wissen wollen, als ob die Wiesenseiter ihr Vieh besser zu halten gewußt hätten. Andere erzählten wieder, diese Kenner seien selbst Wiesenseiter gewesen.

Die eben erwähnte Zarizyner Straße war am bewegtesten, wenn Weihnacht nahte, hatten doch die meisten stadtkundigen Kolonie-Leute gerade vor den Feiertagen manches an Einkäufen, Besorgungen zu erledigen, „Christkind" mitzubringen, während zu Hause die Kleinen die Tage bis zum Kommen dieses Christkindes mit seinen Gaben an Geschenken und süßem Eßwerk an ihren Fingerchen abzählten und der Schulmeister mit den Schulkindern eifrig die schönen Weihnachtslieder einübte. Mit den Kleinen freute sich aber auch der Erwachsene auf dieses Fest.

Weißt du noch, lieber Leser, wie du mit den Deinen durch die schneeverwehten Dorfstraßen, das liebe Wolga-Gesangbuch unter dem Arm, deiner hellerleuchteten Kirche zugingst, wie überfüllt das Gotteshaus an diesem Tage war, wie Weihnachtschoräle Kirche oder Schulhaus durchfluteten, wie helle Stimmen der Kinder — auch deins war mit dabei — der Weihnachtsfreude, die alle erfüllte, Ausdruck gaben, wie du die alte Weihnachtsbotschaft so willig in dein Herz aufnahmst: „Euch ist heute der Heiland geboren"? Noch lange klang es später in deiner Seele nach: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". Es war so eine Festzeit wirklich dad, was sie sein soll: ein Ruhetag der Seele nach getaner Arbeit.

*) Mit frdl. Genehmigung des Verfassers aus dem Vorwort zu dessen schönem Büchlein **„Wolgadeutsche Predigten und Lebenserinnerungen lowie Lebensbilder von der Wolga"**, soeben im Selbstverlag des Verfassers (Berlin-Neukölln, Saalestraße 40) erschienen. Das sehr empfehlenswerte Büchlein ist vom Verfasser selbst sowie durch uns zu beziehen. Preis: 1 Dollar, 3 Pesos oder 4 Goldmark. Bei Abnahme von 5 Exemplaren 10 Proz. Rabatt, von 10 Exemplaren 15 Proz., über 10 Exemplaren 20 Proz. Nord- und südamerikanische Bezugsquellen werden in der nächsten Nummer mitgeteilt.

Im alten Saratow

Von befreundeter Seite wird uns die nachstehende interessante Erinnerung an das Saratow vor dem Kriege zur Verfügung gestellt:

Ein Teil der zur Besiedlung des mittleren Wolgagebiets von Katharina II. nach Rußland berufenen Kolonisten ließ sich schon 1764 bis 1767 in der damals noch kleinen und unbedeutenden Stadt Saratow nieder. Ihre Zahl mag etwa 100 betragen haben. Es waren meist Handwerker, die in der Gegend der heutigen Deutschen Straße und Nikolskaja die „Nemezkaja Sloboda" gründeten. Doch schon nach wenigen Jahren ging diese deutsche Niederlassung infolge der Einnahme Saratows durch den Rebellen Pugatschew (9. August 1774) zugrunde.

Die geringen Ueberreste erhielten erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Verstärkung durch Zuzug aus den benachbarten Kolonien. Infolge von Mißernten und Uebervölkerung setzte von Zeit zu Zeit eine mehr oder minder starke Landflucht aus umliegenden deutschen Kolonien ein. Der Bodensatz dieser Bewegung wurde zur ansässigen wolgadeutschen Bevölkerung Saratows.

Im Vergleiche dazu spielte die Zuwanderung von Deutschstämmigen aus Süd-Rußland, dem Kaukasus, den baltischen Provinzen und dem Reich nur eine geringe Rolle. Es waren meist Aerzte, Rechtsanwälte, Beamte und Kaufleute. Noch bis zum Kriege bildeten sie eine besondere, von den „Kolonisten" unterschiedene Gruppe.

Die Wolgadeutschen in Saratow wurden vor dem Weltkrieg auf etwa 15 000 Seelen geschätzt, davon waren etwa ¾ evangelischen und ¼ katholischen Glaubens. Trotzdem sie weniger als ⁷/₁₀ der Gesamtbevölkerung der Stadt ausmachten, war ihre Bedeutung für das wirtschaftliche Leben eine außerordentlich große. Die besten Geschäfte Saratows, Gasthöfe, Apotheken, Drogerien, Manufaktur- und Installationshandlungen, optische und Eisenwarengeschäfte waren in deutschen Händen. Als Schneider, Bäcker, Tischler, Dekorateure, Buchdrucker und Buchhändler arbeiteten sie für die reichste Kundschaft der Stadt und der Umgebung. Wolgadeutsche waren die Schöpfer und fast ausschließlichen Inhaber der berühmten Saratower Mühlenindustrie. Die größten Landmaschinen-, Pumpen-, Möbel- und Tabakfabriken waren deutsche Unternehmen. Auf der Börse spielten die Vertreter der wolgadeutschen Bourgeoisie eine oft ausschlaggebende Rolle. Die Arbeiter und insbesondere Angestellten dieser deutschen Unternehmen waren zum großen Teil Wolgakolonisten. In zahlreichen, sogar russischen, Häusern waren Frauen und Mädchen aus den Kolonien als Dienstboten angestellt. Der soziale Aufbau der wolgadeutschen Bevölkerung zeigte die größte Mannigfaltigkeit. Nur in den sog. freien Berufen (Aerzte, Schriftsteller usw.) trat der Einfluß der Kolonisten stark zurück: sie waren noch nicht genügend „verstädtlicht".

Daraus erklärt sich auch die verhältnismäßig große Armut des geselligen und des kulturellen Lebens überhaupt unter den Wolgadeutschen Saratows.

Mittelpunkt der geistigen Interessen, Hort des Deutschtums, der Ueberlieferung, Sitte und Sprache, einziges Gebiet der öffentlichen Meinung und der freien, organisatorischen Tätigkeit war einesteils nur die Kirche, dann — jedoch weniger — die Schule.

Es gab in Saratow ein evangelisches und ein katholisches Gotteshaus. Beide waren um 1870 herum in Stein erbaut worden. In der lutherischen Gemeinde wirkte der Probst und ein Pastor. Jede drei Jahre fand die Wahl des Kirchenrates statt, der für die praktischen Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen hatte. Die Wahlen wurden immer unter lebhaften Kämpfen und regster Beteiligung der Gemeindemitglieder vollzogen. Dabei traten besonders hervor die beiden Gemeindeparteien, der dem Probst anhängende sog. 1. Beichtkreis, meist kleinbürgerliche Kolonisten, und der 2. Beichtkreis, die dem Pastor zugetane Intelligenz.

Die katholische Gemeinde war viel einheitlicher und autoritativer organisiert. Saratow war der Sitz des Bischofs von Tiraspol und hatte für die katholische Kirche eine große Bedeutung wegen der vielen in der Beamtenschaft und dem Militär vorhandenen Polen. Eine Anzahl Pater sorgt für die geistlichen Ansprüche der Gemeinde, deren wolgadeutscher Teil aus ärmeren Leuten bestand.

Neben dem einflußreichen katholischen Priesterseminar bestand an der evangelischen Kirche die Kirchenschule. Sie wurde von rund 100 wolgadeutschen Kindern besucht und hatte das Programm einer Volksschule. Der Plan einer Erweiterung der Kirchenschule zu einer höheren Lehranstalt scheiterte immer wieder an dem Widerstand der russischen Regierung gegen die deutsche Unterrichtssprache. An sonstigen gemeinnützigen Einrichtungen ist nur noch das „Haus der Barmherzigkeit" zu nennen. Ursprünglich ein kleines Unternehmen zur Versorgung von alten Frauen und Waisenmädchen, wuchs es bald zu großer Bedeutung heran und befand sich in einem der schönsten Gebäude Saratows. Später wurde auch eine Abteilung für alte Männer und Waisenknaben errichtet.

Damit erschöpfte sich im großen und ganzen das öffentliche Leben der Saratower Wolgadeutschen. Alle anderen Einrichtungen und Veranstaltungen gingen hauptsächlich von der nichtkolonistischen deutschen Bevölkerung aus. Da bestand der „Deutsche Verein", der es nie zu großer Bedeutung gebracht hat, der „Deutsche Turnverein", in dem nie ein Wolgadeutscher erschienen ist, die „Deutsche Bibliothek", die von reichsdeutschen Kreisen eingerichtet und unterhalten wurde. Da waren endlich die jährlichen großen Veranstaltungen im „Haus der Barmherzigkeit" und im „Deutschen Verein", bei denen die Kolonisten nur die Zuschauer und höchstens Spender abgaben.

In den letzten Jahren vor dem Krieg begann sich jedoch auch hierin eine Wandlung zu vollziehen. In Saratow begann die „Deutsche Volkszeitung", ein wolgadeutsches Blatt, zu erscheinen. An der neugegründeten Saratower Universität tauchten die ersten wolgadeutschen Studenten auf. Eine wolgadeutsche Intelligenz war im Entstehen begriffen. Die Gefahr der Verrassung der Saratower Kolonistenbevölkerung stieg, sie vergrößerte sich durch die Eingehung von Mischehen. Dieser Entwicklung machte der Krieg und die Revolution ein jähes Ende. Neue Aufgaben entstanden, an deren Lösung gearbeitet wird.

Die Holz- und Mühlenindustrie in den deutschen Wolgakolonien

Der Volkswirtschaftsrat des Gebiets der Wolgadeutschen veröffentlicht amtliche Berichte über die Lage der Industrie im Gebiet, von denen uns die folgenden vorliegen:

Holz.

Eine bedeutende Belebung macht sich im Holzhandel bemerkbar. Sowohl von seiten der örtlichen als auch der Saratower Wirtschaftsorgane wurden große Nachfragen auf Holzmaterial gemacht. Die Pokrowsker Holzindustrie (Lesprom) führte eine Reihe großer Bestellungen für unsere Gebiets-Landverwaltung, für die Saratower Kommunalwirtschaft und andere aus. Gegenwärtig sind die Pokrowsker Holzunternehmungen mit der Ausführung großer Bestellungen für die Rjaf.-Ural-Eisenbahn (100 000 Schneeschilde) und für die Saratower Tabak-Fabrik gew. Lewkowitsch (40 000 Kisten) beschäftigt.

Es macht sich auch eine verstärkte Nachfrage von seiten der Bauernschaft bemerkbar, auf die unsere Holzindustrie auch hauptsächlich rechnet. Jedoch bis jetzt ist unsere Bauernschaft noch viel zu schwach, um große Bestellungen auf Baumaterial zu machen.

Von den Schneidemühlen arbeiteten vom 1. Januar 1923 mehr oder weniger reglmäßig die Pokrowsker „Lenin" und „Roter Oktober". Die in ein Unternehmen „Pokrowsker Lesprom" vereinigt sind. Eine Unterbrechung fand nur in den drei Sommermonaten (Juni, Juli, August) statt. Von den andern Holzunternehmungen arbeiteten: die Marxstädter „Engels" im Mai — 14 Tage, die Lauwer ebenfalls im Mai — 17 Tage, die schwimmende Schneidemühle „M. J. Kalinin" im Oktober und November 1922 und im September l. J.

In allen Schneidemühlen wurden zusammen ungefähr 10 000 Kubikmeter (352 000 Kubikfuß) Holz gesägt.

Der Gesamtpreis der Produktion, nach den Marktpreisen gerechnet, beläuft sich auf 250 000 Rubel in Gold. Für das neue Operationsjahr wurden für die Mittel der Handelsabteilung und des Pokrowsker Lesprom, von der Staatsbank unterstützt, 90 000 St. Balken angekauft.

Mühlen.

Die Getreidemühlen sind zumeist dem Gebiets-Volkswirtschaftsrat nicht unterstellt. Im laufenden Jahre arbeiteten nach den Daten der Steuerorgane 106 mechanische Mühlen, von denen 9 der größten von dem Volkswirtschaftsrat ausgenützt wurden, 14 von kooperativen Vereinigungen und die übrigen von Privatpersonen. Windmühlen arbeiteten 534 und Wassermühlen 57.

Der Gebiets-Volkswirtschaftsrat verwaltete direkt vier Mühlen, die mit den Schneidemühlen vereinigt sind: 3 in Marxstadt und eine in Lauwe. Von diesen arbeitete eine in Marxstadt ohne Unterbrechung und die in Lauwe mit Unterbrechungen. Die Mühlen arbeiteten ausschließlich für die Bauern, da sie keine Mittel besitzen, um selbst Getreide aufzukaufen.

Auf dieselbe Art werden die Mühlen des Volkswirtschaftsrates auch in diesem Jahre arbeiten, d. h. soweit sie von der Bauernschaft mit Getreide versorgt werden.

Wolgadeutsche Feste

Wir Wolgadeutsche sind ein seltsames Volk, ein Volk mit vielen Heimatländern, ein Volk der Wanderer und Suchenden, der Unterdrückten und Vertriebenen. Die Sonne geht nicht unter in unserem Reich, sie darf auch nicht untergehen in unserem Herzen. Während ihre letzten Strahlen Abschied nehmen von den wogenden Gräsern der Steppe und den müden Wellen der Wolga, heben die zarten Finger der Morgenröte den Schleier der Nacht von der schlummernden Pampa und vergolden die zackigen Spitzen der Cordilleren. Mühsam schleppt sich der weißhaarige „Ellevadder" auf dem staubigen Wolgaer Steppenweg — sein Sohn jagt auf einem schnellen Auto zwischen den blühenden Gärten Californiens — die brüllende Herde treibt gleichzeitig sein Ekel zur Tränke am Rio de la Plata — während die „Schnerch" irgendwo auf den mächtigen Wogen des Weltmeer schaukelt oder der Freund in deutschen Heimkehrlagern um seine Zukunft bangt. Noch hält sie alle die Erinnerung an die Wolgaheimat zusammen, noch denken die meisten, nicht alle, mit Liebe zurück an die Stätte ihrer Kindheit. Aber auch sie werden die Sehnsucht nach der alten Heimat mit ins Grab nehmen. Stachen die Altkolonisten, die ersten Siedler an der Wolga, nicht auch mit der brennenden Wunde des Heimwehs nach — Deutschland? Viele schwere Jahre sind danach über unser Volk dahingegangen — und wir wurden Wolgadeutsche. Vielleicht werden sich nach hundert Jahren unsere Enkel „Pampadeutsche" oder „Californiadeutsche" nennen. Vielleicht werden sie auch vergessen, daß sie Deutsche sind. . . Jeder möge die Antwort in sich suchen.

Eins ist sicher, wir werden aufhören, Wolgadeutsche zu sein, wenn wir aufhören, wolgadeutsche Volkskultur zu pflegen und unsere Feste zu feiern. Und zum Teil haben wir schon damit aufgehört. Geistige, seelische und politische Not, Hunger und Arbeit haben manchen von uns unsere Feste vergessen lassen. Wer hat in den Fluten des Weltkriegs, der Revolution, des Hungers und bitteren Elends die Möglichkeit und die Lust gehabt, Weihnachten nach alter Sitte zu feiern? Wer feiert sie heute?

Ein anderes Bild aus der Weihnachtszeit: Argentinien: die Feldarbeit ist in vollem Gange. Vom frühen Morgengrauen bis in die sinkende Nacht arbeiten Wolgadeutsche im Schweiße ihres Angesichts auf den Aeckern. Wer vermag da, in ruhiger Beschaulichkeit das Fest zu feiern? Die Arbeit wartet nicht.

Sind wir Sklaven unserer Arbeit geworden? Arbeiten soll der Mensch, aber nicht wie ein Tier in dumpfer Stumpfheit den Blick auf den Boden geheftet, sondern er soll erhobenen Hauptes und mit deutschem Herzen die Ziele seiner Arbeit suchen.

Das ist der Sinn der Feste — Selbstbesinnung, Sammlung neuer körperlicher und seelischer Kräfte und nicht zuletzt Dankbarkeit zur Urquelle alles Lebens.

Feste sind das frohe Vermächtnis unserer Väter. Sie müssen uns heilig sein, wie uns die Erinnerung an unsere Eltern und Voreltern, an die trauten Spiele unserer Jugend heilig ist. Gemeinsam haben wir den fruchtbaren Boden der Wildnis, den Kirgisen, Kalmücken und Räubern entrissen, gemeinsam haben wir ihn mit unserem Blut und Schweiß gedüngt, mit unserer Hände Arbeit haben wir ihn aufgerissen und den Samen gestreut, gemeinsam haben wir die Früchte unserer Mühsal und Arbeit geerntet, laßt sie uns auch gemeinsam genießen. Wir wollen weiter unsere Volksfeste, unsere deutschen, christlichen Feste feiern, im Bewußtsein unserer Gemeinsamkeit und Brüderlichkeit.

Immanuel Hert.

Die Mutter war's

Von Paul Bernhardt.

Da kam der Tod und riß sie aus dem Leben —
Die Mutter war's, für dich die halbe Welt,
Die dir das Leben hoffnungsvoll gegeben,
Die dich gestützt in deinem frühen Streben,
Die alle deine Sterne überhellt.

Die Mutter war's, wer könnte das vergessen,
Die Mutter, die dich liebevoll umschlang,
Zu deren Füßen du als Kind gesessen,
Aus deren Hand du erstes Brot gegessen,
Die dich geführt bei deinem ersten Gang.

Die Mutter war's, wenn Krankheit dich erfaßte,
Die weinend dann an deinem Bette saß,
Die Mutter war's, die deine Feinde haßte,
Die auch mit deiner Pein vereint verblaßte,
Die nur dein Herz aus ihrem Herzen maß.

Die Mutter war's, das bleibe deinen Sinnen,
Das ehre du, so lang' du liebst und lebst,
Das ruf' zurück bei jeglichem Beginnen,
Ob dir in Freude deine Stunden rinnen,
Ob du am End' im Todeskampfe bebst.

Ein Urteil über unsere hessischen Vorfahren von 1608. In Dielichs Hessischer Chronik von 1608 findet sich die folgende amüsante Charakteristik unserer hessischen Vorfahren von dunnemals: „Gleich wie nuhn die Hessen ein sehr arbeitsamb vnd hart volck, also achten sie sich sehr wenig besonderer leckerbißlein vnd niedlichkeit der Speisen, sondern nuhr allein, welche genugsamb ist zur erhaltung ihrer arbeitsamen Leiber, als frisch vnd geräuchert fleisch, speck, bratwürste, milch, käse, gesalzene butter, erbsen, rüben, auch eingesalzt sauwer Kraut, haffernbrei, bonen vnd andere harte Speisen, wie auch vorweilen die alten Catten (die Stammväter der Hessen, die Red.) gebrauchet haben. Ihr getranck ist ein gemein dünn bier, wiewol nicht ohne, daß sie auch an etlichen orten, besonders in Vnterhessen vnd der Grafschafft Waldeck auch gute bier brauwen, sich je bißweilen darin, wie auch in wein, so ist aus Francken, vnd insonders denen landen am Rhein gelegen, abholen, weitlich, in massen es mans an dem leider in Teutschland ein gemeiner brauch ist, mit sauffen begehen. Darumb verwarten sie mit besonderm verlangen die Kirchmessen vnd jahrmärckte, vnd lassen es jhnen alsdann an fressen vnd sauffen nicht mangeln. Kompt als dann etwa einer, sey frembt oder nicht, seiner gesellschaft halber in das hauß, oder losament, oder gehet ein bekannter vor demselbigen ort, in welchem man die zeche helt, ruffen sie jhn an, reichen jhm einen trunck, vnd halten denjenigen, so jhnen solchen abschlegt, entweder for einen feind oder aber zum wenigsten for einen groben vngezogenen gesellen. Bader dem zechen geben sie einander die hände, so oft einer dem andern zutrincket. Wann sie anfenglich zusammen kommen, vnderreden sie sich zwar freundlich vnter einander, weret aber nur allein so lang, bis jhn das getränck in kopf steiget: Als dann singen vnd ruffen sie also gröstlich, daß auch einer den andern nicht recht vernehmen kann. Wann sie nuhn erregter massen toben, kommt es leichtlich zum gezenck, vom gezenck zu schlägen, ja auch bißweilen gar zum ermorden. Sihe das ist als dann der Lohn vnd nutzen, wenn man also auff den künftigen durst trinket.

Die ganze Woche ist diß volck in fleißiger vnd embsiger arbeit: Den Sonntag aber braucht es zur erquickung. Dann nach angehörtem wort Gottes vnd predigt haben die jungen leut ihre Belustigung etwa in spatzirengehen, in armbrust- oder büchsenschießen, vnd sonst anderen kriegsübungen; die alten aber verfügen sich etwa in gesellschaft zum zechen, die jungen bawren aber halten vnderdessen ihre wunderlichen tänze, in denen sie aus allen jhren krefften zu springen pflegen; besonders aber treibet man dieses orts in der Fastnacht, wann ohne das auch ganz Teutschland närrisch ist, viel wunderspiel in rennen vnd stechen, in Schwert- vnd Bügeltänzen."

Oelmühlen.

Die Oelmühle „Spartak" in Balzer verarbeitete im verflossenen Jahre 23 691 Pud Sonnenblumenkerne, wovon 13 000 Pud die Handelsabteilung aufkaufte, 10 691 Pud wurden für die Bauern verarbeitet. Für die Bearbeitung der Sonnenblumenkerne nahm die Oelmühle 8 Pfund von einem Pud. Der Reingewinn von diesem Unternehmen ist sehr gering, und jetzt, nachdem die Preise auf das Oel noch gar im Fallen begriffen sind, ist es überhaupt zweifelhaft, ob die Oelmühle ihre Auslagen decken kann. Nichtsdestoweniger wurde sie vorderhand in das Arbeitsprogramm für 1923—24 des Gebiets-Volkswirtschaftsrates eingeschlossen. Rohmaterial wurde bis jetzt keines gekauft, und die Oelmühle muß vorderhand ausschließlich für Privatbesteller arbeiten.

Außer der Oelfabrikation ist bei der Mühle noch eine Einrichtung zum Lohemahlen vorhanden, die ebenfalls nur für Privatbesteller arbeitet.

In der Oelmühle sind 16 Arbeiter und drei Kanzleiangestellte beschäftigt.

Siedlung und Wanderung

Die Einwanderung nach Rußland. Der Ausschuß für landwirtschaftliche und industrielle Einwanderung beim Rate für Arbeit und Verteidigung teilt mit, daß zahlreiche Einwanderungsgesuche von Land- und Industriearbeitern aus Deutschland und anderen Ländern einlaufen. Im Wirtschaftsjahr 1922/23 betrug die Einwanderung von Land- und Industriearbeitern nach Rußland 1592 Personen, von denen 1142 Rückwanderer und 400 Einwanderer auf Amerika entfallen. An Werten haben die Rück- und Einwanderer im Durchschnitt 1500 Goldrubel pro Person mitgebracht, woraus ersichtlich ist, daß sie materiell sichergestellt sind. Der Ausschuß hat etwa 200 000 Deßjatinen (1 Deßjatine gleich 1,1 Hektar) Land, vorwiegend im Nieder-Wolgagebiet, Kuban- und Dongebiet, Nordkaukasus und Zentralrußland, für landwirtschaftliche Einwanderung zu vergeben. Es ist jedoch in Aussicht genommen, diese Fläche im Bedarfsfalle noch zu vergrößern. Die Zahl der Einwanderer, deren Unterbringung im Frühling und Sommer des nächsten Jahres möglich ist, wird auf 10 bis 15 Tausend eingeschätzt. Jedoch wird sowjetamtlich **gewarnt, daß die Einwanderer sich keinen Illusionen darüber hingeben sollen, auf wohleingerichtete Landstätten zu stoßen. Die Einwanderer müssen auf schwere Arbeit gefaßt sein.**

Der Rat für Arbeit und Verteidigung hat die Frage der Einwanderung nach Sowjetrußland erneut geprüft und beschlossen, die Einwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter und Sachverständiger zu erleichtern. Die Einwanderung von Industriearbeitern soll dagegen nach wie vor auf ein Mindestmaß von besonderen Spezialisten und Qualitätsarbeitern beschränkt bleiben. Im Rat für Arbeit und Verteidigung wurde ferner das Gesuch eines Prof. Lamm (?) geprüft, der mit 870 **Deutschen** in Rußland eine **Ansiedlung** gründen und dazu 100 000 Deßjatinen Land pachten will. Der Rat entschied, daß dem Plan grundsätzlich keine Bedenken entgegenstehen; die Einzelheiten sollen vom Volkskommissariat für Landwirtschaft bearbeitet werden. Die deutschen Ansiedler verfügen über 1 Million Goldrubel und landwirtschaftliches Inventar.

Deutschland und Rußland

O. E. Neue Verträge. Die Sowjethandelsvertretung hat mit der Stoß-Motorpflug-A.-G. einen Vertrag über Lieferung von Traktoren auf Konsignationsgrundlage geschlossen. Die Firma liefert einen Posten für russische Verhältnisse geeigneter kleiner Traktoren. Wenn die Ware nicht innerhalb von zwölf Monaten verkauft ist, wird sie zurückgenommen. Die Firma erhält die normalen Marktpreise ohne Anrechnung der Differenz zwischen dem Verkaufspreise in Rußland und dem Marktpreise in Deutschland. Zahlungen für die tatsächlich verkauften Traktoren haben zu bestimmten Terminen zu erfolgen. Der erste Posten beläuft sich auf etwa 100 000 Dollar.

Unter ähnlichen Bedingungen ist ein Vertrag mit der bekannten deutschen Firma Merck auf Lieferung von Medikamenten für ein Moskauer Konsignationslager im Werte von 300 000 Dollar abgeschlossen worden. Die Ware ist der Sowjethandelsvertretung in Berlin bereits übergeben worden.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Die Siebenbürgener Sachsen — ein Muster des Deutschtums. Die Kolonisten, die vor fast einem Jahrtausend das von hohen Waldgebirgen umgebene Hügelland von Siebenbürgen besiedelten, sind in ihrem beständigen Kampf für ihre deutsche Art und Sitte zu besonders bewußten Deutschen geworden, die den Reichsdeutschen und auch uns in so mancher Hinsicht als leuchtendes Vorbild dienen können. Das betonte Prof. Fritz Jaeger in einem Vortrag, den er in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt. Der ungarische König Geisa II. rief im 12. Jahrhundert Deutsche aus der Moselgegend als Ansiedler in dieses Land, und sie schufen hier ein Grenzbollwerk Mitteleuropas gegen den Orient, sind bis auf den heutigen Tag die Kulturbringer in Siebenbürgen gewesen und haben dem von ihnen besiedelten Teil des Landes den Stempel deutscher Kultur aufgeprägt. Da nach dem mittelalterlichen Sprachgebrauch alle Deutschen „Sachsen" genannt wurden, so haben sie diesen Namen beibehalten: sie bilden mit etwa 224 000 Seelen nur ein starkes Zwölftel der Siebenbürgener Bevölkerung und leben in Sprachinseln mit Rumänen und Madjaren vermischt, während es rein deutsche Gebiete nur in vereinzelten Dörfern gibt. Diese Sachsen haben ihr deutsches Volkstum in Sprache, Blut und Sitte sich durch ein Jahrtausend bewahrt; ursprünglich ein Bauernvolk, haben sie frühzeitig auch einen Gewerbe- und Handelsstand entwickelt. Jetzt sind sie als einzige unter den Siebenbürgischen Völkern zur Großindustrie übergegangen. Der Anschluß an Rumänien bedeutet für die Sachsen im allgemeinen eine Verschlechterung, denn sie fühlen sich „aus Mitteleuropa nach dem Orient versetzt". Doch hat die deutsche Industrie durch den Zollanschluß an ihr natürliches Absatzgebiet Rumänien einige Vorteile gehabt. Politisch sind die Sachsen mit den anderen Auslandsdeutschen in Rumänien, die im Banat, der Bukowina, in Bessarabien und Altrumänien leben, zu einem Volk von 725 000 Seelen zusammengeschlossen. Da die Deutschen in Rumänien nur 4,3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind sie treue rumänische Staatsbürger, die aber an ihrem Deutschtum als ihrem höchsten Kulturgut zäh festhalten. Die rumänische Agrarreform hat den Deutschen viel Boden fast ohne Entschädigung weggenommen, und auch in der Schulfrage hat man sie benachteiligt, aber man darf hoffen, daß die Rumänen mehr und mehr erkennen, wie wertvoll die Deutschen für sie sind, und daß sie ihnen dann volle Freiheit lassen werden. B.

Das Schaffen der Lebenden

IV.

Prof. Dr. Karl Lindemann.

L.-ck. Als im Weltkrieg die Zarenregierung die bekannten schweren Ausnahmegesetze gegen die deutschen Kolonisten in der Kriegsfrontzone erließ, fand sich unter den rußlanddeutschen Akademikern einer, der den Mut aufbrachte, hiergegen öffentlich aufs schärfste zu protestieren: der Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie zu Petrowsk-Rasumowsk bei Moskau Dr. Karl Lindemann. Der Schwerpunkt seiner Proteste, die selbst von der demokratischen Presse Moskaus und Petersburgs aus Furcht vor der Polizei totgeschwiegen wurden, lag in der wirtschaftlichen Vorbildlichkeit und Bedeutung der drangsalierten Kolonisten. So schwerwiegend, ja so selbstverständlich die von Prof. Lindemann vorgezeichnete, statistisch nachgewiesene Bedeutung dieser Kolonisten war, die Proteste verhallten. Unter den Manuskripten der russischen Redaktionen und den Zuschriften an hohe und höchste Staatsbeamte blieben sie unerledigt liegen. Lindemann ließ seine Ueberzeugung und seine gerechte Entrüstung aber nicht schweigen: er sammelte die eine überzeugende Sprache sprechenden Materialien in einem Buch, das er als Manuskript drucken ließ, von dem der Schreiber dieser Zeilen seinerzeit auch eines zugesandt erhielt; leider ist es auf meiner Flucht nach Deutschland im Herbst 1921 von den polnischen Behörden beschlagnahmt worden. Jenes Werk Lindemanns (heute schon mehrbändig) ist nicht nur für die Vorgänge in den Kolonien während des Krieges, sondern für die Wirtschaftskraft der Kolonisten im Westen, Süden und Osten Rußlands auch im allgemeinen von größter geschichtlicher Bedeutung. Wird einmal die Geschichte der Deutschen in Rußland seit 1914 geschrieben, so wird der Name Prof. Lindemanns als eines der mutigsten Vorkämpfer für die deutschen Kolonisten mit an der Spitze stehen.

Prof. Lindemann steht heute im 80. Lebensjahr. Aber er ist noch rüstig mitten in der theoretischen und praktischen wissenschaftlichen Arbeit. Seine letzte größere Leistung ist die Bekämpfung der Heuschreckenmassen in der Krim im Jahre 1922; hiermit hatte ihn das Zentralvollzugskomitee der Krim, wo Prof. Lindemann seit 1921 am Landwirtschaftlichen Institut und am Institut für Spezialkulturen tätig ist, beauftragt. Am Landwirtschaftskommissariat der Krim ist Lindemann ausschlaggebender wissenschaftlicher Konsultant.

Prof. Lindemann, der am 26. Oktober 1844 als Sohn eines hochgeachteten Arztes in Nishni-Nowgorod geboren wurde, hat eine vieljährige, reiche und von vielen großen Erfolgen gekrönte wissenschaftliche Arbeitszeit hinter sich. An der Akademie in Petrowsk-Rasumowsk war er seit 1865 tätig; 1870 verlieh sie ihm den Professorentitel. Seine Ausbildung (anfänglich Medizin) erhielt er wie so viele andere rußlanddeutsche Akademiker in Dorpat. Dem speziellen Studium der Schädlinge in Rußland, seinem Spezialfach bis heute, wandte er sich später zu. Lindemann hat eine ganze Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke*) verfaßt und ist durch seine erfolgreiche Arbeit auch weit außerhalb der Grenzpfähle Rußlands bekannt. Durch die Erforschung des Lebens der Schädlinge in Rußland (besonders der Hessenfliege, der Borken-, Mais-, Tabak- und Kornkäfer) und durch die Ausfindigmachung der Mittel zu ihrer Bekämpfung hat Lindemann sich um das Gedeihen der russischen Landwirtschaft, der Wälder und Gärten die größten Verdienste erworben. Unzählige Gelehrte verdanken ihm ihre Ausbildung, neue Arbeitsmethoden, neue wissenschaftliche Grundlagen. Hier ist von Interesse zu vermerken, daß ein Bruder Lindemanns (Eduard) durch seine 30jährige Tätigkeit an der Sternwarte zu Pulkowo bei Petersburg weltbekannt geworden ist; ein Sohn Lindemanns ist ebenfalls Professor. Sowohl im Auftrage des zarischen Landwirtschaftsministeriums als auch der Landwirtschaftsämter der Sowjetregierung hat Prof. Lindemann große Studien- und Vortragsreisen durch die verschiedensten Gebiete Rußlands gemacht. Die Aufklärung über die Bekämpfung der Schädlinge, die er dadurch auch in weite Bevölkerungskreise getragen hat, ist unschätzbar. Seine letzte große Reise machte der greise Gelehrte 1919—21 durch Dörfer und Städte des russischen Südens und Südostens, wo er überall aufklärend und persönlich tätig war.

Ueber seine Beziehungen zu den Sowjets urteilt die Moskauer deutsche Halbmonatsschrift „Die Arbeit" in einem Lindemann restlos würdigenden längeren Artikel, dem wir einzelne Daten entnommen haben, u. a. wie folgt: „Zwar verrät seine anfängliche politische Einstellung, soweit sie in der Wahl der Parteizugehörigkeit besteht, daß ihm in politischen Dingen der Scharfsinn, der ihn in seiner Wissenschaft auszeichnete, fehlte. Aber das mag nur dem Einfluß der damals herrschenden Ideologie zuzuschreiben sein. Im Grunde hat das Herz unseres greisen Wissenschaftlers immer für das schaffende Volk geschlagen, dem er speziell seine Forschungsarbeit widmete. Das hat sein unumwundenes Mitarbeiten mit der Sowjetregierung in der Krim gezeigt, besonders im Dienst der Aufklärungsarbeit (seine Lektionen an der kommunistischen Parteischule über Landwirtschaft und Naturwissenschaft, auf Lehrerkursen usw.)." Man darf in die Diagnose der „Arbeit" bezüglich des mangelnden politischen Scharfsinns Lindemanns vielleicht einige Zweifel setzen, interessant ist aber zu vermerken, daß in Rußland eine Aera der vollen Würdigung der Wissenschaftler begonnen zu haben scheint. Neuerungen in Sowjetrußland werden verständlicherweise im Ausland noch immer mit größter Vorsicht aufgenommen, sollte die Würdigung der Träger der Wissenschaft aber auf ein neues Gleis gestellt sein, so wäre das nur zu begrüßen.

In diesem Sinne schließen wir unsere Glückwünsche für Prof. Lindemanns Arbeit den Schlußworten der „Arbeit" an: „Wir wollen von Herzen wünschen, daß unser hochbetagter Forscher noch recht lange seine große Erfahrung dem Bauerntum und unserer Landwirtschaft zugute kommen lassen und in Ruhe seinen Lebensabend verbringen möge. Das, was Karl Eduardowitsch geleistet hat, sichert ihm die liebevolle Anerkennung und Schätzung aller Landwirte und des Staates. Möge die russische entomologische Wissenschaft in den Fußstapfen ihres verdienten Begründers weiterwandeln und endlich uns dem Ziele näherbringen, unsere Landwirtschaft von einer ihrer größten Plagen zu befreien."

*) Demnächst erscheint im Zentral-Westverlag in Moskau sein neuestes umfangreiches Werk in deutscher Sprache „Die Getreideschädlinge Rußlands".

Aus Emigrantenkreisen

Streit in der russischen Kirche Amerikas. Ein ungewöhnlicher Streitfall zwischen den beiden Richtungen der russisch-orthodoxen Kirche Amerikas liegt den New Yorker Gerichten zur Entscheidung vor. Es handelt sich darum, festzustellen, welche der beiden Gruppen zur Herrschaft und zur Verfügung über die Millionen von Dollars berechtigt ist, die der russisch-amerikanischen Kirche gehören. Der Pope Johann Kedrowski, der behauptet, vom neuen heiligen Synod zum Erzbischof von New York ernannt zu sein, klagt mit dem Antrag, ein Urteil zu erlassen, kraft dessen der Metropolit Platon zur Räumung des erzbischöflichen Palais gezwungen wird. Demgegenüber verweist der Beklagte, der vom Patriarchen Tichon ernannt worden ist und von der amerikanischen Episkopalkirche gestützt wird, darauf, daß der nach der Absetzung Tichons gebildete heilige Synod ungesetzlich sei. Die Lage wird noch besonders durch den Umstand erschwert, daß der neue Synod unter einer von den amerikanischen Staaten nicht anerkannten Regierung eingesetzt wurde. Auf Grund dieses Umstandes dürfte sich auch das amerikanische Gericht für unzuständig erklären.

O. E. Rückkehr nach Rußland. In Sewastopol traf in diesen Tagen ein Dampfer mit einer Gruppe von Soldaten der sogen. Wrangel-Armee ein, die nach dem Zusammenbruch der sowjetfeindlichen Bewegung in der Krim ins Ausland geflüchtet waren. Die Sowjetpresse meldet, daß die Zurückgekehrten eine Loyalitätserklärung abgegeben hätten. Die sowjetrussische Botschaft in Warschau teilt mit, daß mehrere Führer der ehemaligen Petljura-Armee um Amnestie und Erlaubnis zur Rückkehr in die Ukraine gebeten haben; 700 Soldaten sind bereits nach erteilter Amnestie in die Ukraine zurückgekehrt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Von langer Reise zurück. Der Hamburger Dampfer „Pionier", der als erster im Sommer vorigen Jahres die Fahrt durch das russische Marien-Kanal-System nach dem Kaspischen Meer aufnahm, ist nunmehr wieder von seiner langen Reise aus Persien durch das Kaspische Meer und die russischen Ströme mit einer sehr wertvollen Ladung in Hamburg eingetroffen.

Rußlands erstes Luftschiff. Auf Betreiben der Gesellschaft der Förderer der Luftflotte ist, wie der Ost-Expreß meldet, der Bau des ersten lenkbaren Luftschiffes in Sowjetrußland in Angriff genommen worden. Das Luftschiff soll 50 Meter lang sein und eine Tragfähigkeit für 4 Personen haben.

Meßmethoden für die Intelligenz. Seit geraumer Zeit schon beschäftigen sich amerikanische Psychologen angelegentlich mit dem Problem, die Intelligenz eines Individuums durch exakte Bestimmungsmethoden festzustellen. Diese Versuche werden insbesondere an der Leland Standford Universität von Professor Lewis M. Terman und seinen Assistenten dadurch ausgeführt, daß den Prüflingen verschiedene Probleme zur Lösung aufgegeben werden. Die bei einer der letzten Prüfungen gestellten Aufgaben waren die folgenden: 1. Es sollen restlose Definitionen der Begriffe von schwierigen Worten gegeben werden, deren Schwierigkeit sich andauernd steigert. 2. Der Prüfling hat den Widersinn von Behauptungen zu erweisen, wie etwa der nachstehenden: ein Ingenieur erklärte, daß die Bewegungsgeschwindigkeit eines Zuges sich in dem Grad der Anzahl der Waggons steigert. 3. Es sollen zwei einfache Zeichnungen von Gegenständen angefertigt werden, nachdem der Prüfling diese zehn Sekunden betrachtet hat. 4. Er soll eine Periode von 50 Worten lesen und nach beendeter Lektüre sofort 8 der in ihr enthaltenen Hauptwörter nennen. 5. Es sind von drei zwei Fragen, wie etwa die folgende, korrekt zu beantworten: Weshalb sollen wir eine Person mehr nach ihren Handlungen als nach ihren Worten beurteilen? 6. Es sind innerhalb von 3 Minuten 60 dem Auge wohlgefällige Gegenstände zu nennen. — Wer alle diese Fragen gut beantwortet, wird auf ein geistiges Alter von zehn Jahren eingeschätzt, das sich je nach der Zahl der Irrtümer von zehn bis null vermindert. Den Intellektual-Koeffizienten erhält man, indem man das geistige Alter mit dem chronologischen Alter dividiert. Hat beispielsweise eine Person von 12 Jahren das geistige Alter von 6, so hat sie einen Intellektual-Koeffizienten von 0,50 und eine Person von 10 Jahren, die nach der Prüfung auf ein geistiges Alter von 5 eingeschätzt ist, hat denselben Intellektual-Koeffizienten. Diese Meßmethode gründet sich auf die durch Vererbung erworbene Intelligenz, aber nicht auf die durch Schulbildung erworbenen Kenntnisse.

Wissenschaft und Politik in Rußland. In Moskau fand kürzlich ein „Kongreß der Wissenschaft und des Proletariats" statt, der der Milderung der jahrelangen Gegensätze zwischen der russischen Gelehrtenwelt und der Sowjetregierung dienen sollte. Von der Regierung sprachen Lunatscharski und Sinowjew. Trotzki war infolge seiner offiziell unsichtbarten Krankheit nicht erschienen. Anwesend waren insgesamt 8000 Personen. Wie offiziös hierzu mitgeteilt wird, faßte der „Kern" (?) der anwesenden Gelehrten einen friedfertigen Beschluß über die Zusammenarbeit zwischen den bisher feindlichen Lagern.

Der allrussische Wettbewerb für Lastkraftwagen. Vor einiger Zeit fand in Rußland eine Prüfungsfahrt für Personenfahrzeuge statt. Sie endete mit dem Siege deutscher Marken. Im Anschluß daran fand ein viertägiger internationaler Wettbewerb für Rußfahrzeuge auf der Straße Moskau—Twer—Wischin—Wolotschok—Twer—Moskau statt. Der erste Preisträger und Gewinner des Wanderpreises, Ingenieur Krause, der im Auftrage der Vogtländischen Maschinenfabrik und mit deren Wagen an diesem allrussischen Wettbewerb teilnahm, gibt darüber eine sehr anziehende Schilderung. Er weist darauf hin, daß die Zulassungsprüfung mit außerordentlicher Gründlichkeit erfolgte. Auch die Fachkenntnis, über die die Funktionäre des Fahrtausschusses verfügten, setzte ihn in Erstaunen. Krause wurde bei der Preisverteilung Anwärter auf den Wanderpreis, der zweimal hintereinander oder dreimal außer der Reihe gewonnen werden muß. Der Wanderpreis als höchste Auszeichnung besteht aus einem mit Edelsteinen besetzten Silberhumpen von 2 Kilogr. Gewicht.

Wie die russische Steppe nach Berlin kommt. Die Welt, die einstmals so groß und weit war, ist recht eng geworden. Das bewirkt nicht allein Dampf und Elektrizität, sondern neuerlich auch der Film. Dieser ließ inmitten der Kulturstaaten, dicht vor den Toren vieler Großstädte Negerdörfer, indische Tempelbauten, chinesische Paläste und vielerlei sonstige Wahrzeichen aus allen Erdteilen erstehen: er schuf Filmstädte, die alles auf engstem Raume vereinigt enthalten, was die Welt anschaulich bietet. Es vereinigen sich hier der dunkle Erdteil, Indien, Japan, Spitzbergen, russische Steppe und norddeutsche Meeresklippen zur schönsten Harmonie. Man findet die ganze Welt vereinigt auf wenigen tausend Quadratmetern vor den Toren großer Filmindustrieorte.

In Deutschland steht Berlin mit den Filmstädten Woltersdorf, Weißensee, Neubabelsberg, Tempelhof usw. an der Spitze. Beachtenswert ist auch die Filmstadt Stellingen bei Hamburg und neuerdings auch Münchens Emelka-Gelände. Ausgegangen sind die Filmstädte natürlich von Amerika. Dort hat man regelrechte große Städte errichtet, deren Bewohner ausschließlich im Dienste des Films sind. Sie bewohnen die stabiler als in Deutschland gebauten phantastischen Gebäude und Paläste und nützen so die kostspieligen Bauten doppelt aus.

Der Zweck der Filmstadt ist, die Möglichkeit zu Massenaufnahmen zu haben und zugleich die Aufnahmen sämtlich an einem Orte stattfinden zu lassen. Die großen Reisen nach Afrika, Indien, Japan werden dadurch überflüssig und man kann unbehindert arbeiten. In Anbetracht der riesigen Kosten, die beispielsweise die Errichtung ganzer Straßenzüge mit indischen Dschungeln, Hütten, Palästen und Buddhatempeln verursacht, hat man auch die Baulichkeiten stehen gelassen, um sie immer wieder zu anderen Filmen verwenden zu können. So kommt es, daß man heute vor den Toren von Berlin und Hamburg alle fünf Erdteile vereinigt findet.

In der Nähe freilich erlebt man einige Enttäuschungen. Die für die photographierten Aufnahmen außerordentlich grell bemalten Fassaden der eingelnen Tempel und anderen Bauten stören. Die Naturtreue erlebt man erst hernach; wenn alle landschaftlichen Szenerien auf dem Zelluloid des Filmstreifens verewigt sind. Aber wenn man längere Zeit in der afrikanischen Wüstenstadt oder dem japanischen Dörfchen, oder dem Negerdorfe herumgewandert ist, gewöhnt man sich an die Starrheit der leblosen Straßen, Gassen und Plätze, die erst bei den Aufnahmen zu eigentlichem Leben erwachen. Da huschen langbärtige Priester, echte Neger, zopftragende Chinesen, mittelalterliche Soldaten, Seeleute usw. umher. Es wird da kommandiert, geschrien, Aufstellung genommen. Pferde, Esel, Elefanten, Kamele tauchen auf. Autos flitzen vorüber. Eselkarren kommen gemächlich, elegante Kutschen, daneben Bauernschlitten. Alles in wirrem, krausem Durcheinander. Gefährte, Geräte, Menschen. Alle Nationen, alle Rassen. Und der Regisseur hält dieses Durcheinander auseinander, ordnet das scheinbare Wirrwarr, und es ersteht ein geschlossenes, später mehr oder weniger prächtig wirkendes Filmband mit Hilfe seiner Operateure, die alle diese Aufnahmen eifrig und hingebungsvoll „drehen".

Epere.

Aus Natur und Geschichte

Die Schicksale baltischer Schlösser. Das lettländische Arbeitsministerium hat, dem Ost-Expreß zufolge, die Restaurierung des Schlosses in Mitau beschlossen, das 1919 während der Kämpfe, die die Entstehung des lettischen Staates begleiteten, völlig ausbrannte. Das Schloß ist im 18. Jahrhundert von Rastrelli für die turländische Herzogsdynastie Biron erbaut worden. Ein anderes historisches Schloß, Kokenhusen an der Düna, soll als Sommersitz für den lettländischen Staatspräsidenten eingerichtet werden. Dieses Schloß wurde vom deutschen Ritterorden zur Zeit seiner Herrschaft über Livland erbaut und gehörte bis zur Enteignung der Rittergüter durch den lettländischen Staat einem deutsch-baltischen Adelsgeschlecht.

Die Verteilung des Waldes in Rußland. Fast zwei Fünftel des europäischen Rußland oder ungefähr 155 Millionen Deßjatinen sind mit Wald bestockt. Die Wälder verteilen sich auf die einzelnen Bezirke sehr ungleichmäßig. Noch ist Rußland sehr reich an Wäldern; je weiter man nach Süden kommt, desto seltener werden Forsten, und in den südlichen Gouvernements fehlt der Wald völlig. In dem nördlich vom Schwarzmeergebiet gelegenen europäischen Rußlands (24 Gouvernements) nehmen die Wälder mehr als die Hälfte des gesamten Gebietes ein, während südlich davon nicht weniger als ein Sechstel des Landes von Wäldern bedeckt ist. In den fünf nördlichen und nordöstlichen Gouvernements (Archangelsk, Wologda, Olonjetz, Wjatka und Perm) befinden sich etwa zwei Drittel des gesamten Waldbestandes des europäischen Rußland.

„VORM TOR"

Unterhaltungsbeilage zu der Halbmonatszeitung „Der Wolgadeutsche"

Für: Humor, Laune, Späße, Sonne und Frohsinn, Fortschritt, Belehrung und Vernunft, desgleichen Hiebe

Gegen: Spieß- und Schildbürgertum, Undeutschheit, Waschfasserei, Hinterlist, Griesgrämlichkeit und allerlei Ähnliches und Schlimmeres

Beilage zu Nr. 24/42 des Wolgadeutschen | **Nr. 4 (15. 12. 23)** | **:: Erscheint nachdem sie gedruckt ist ::**

Hochzeitsbräuche in Hessen

Von Alfred Bock.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß sich an der Wolga bis zur großen Hungersnot viele Sitten und Gebräuche aus den deutschen Stammländern erhalten haben. Aus der Feder des bekannten hessischen Schriftstellers Alfred Bock bringen wir nachstehend eine Schilderung der Hochzeitsgebräuche in Hessen, von denen wir so manche noch heute unter den Wolgadeutschen wiederfinden.

Die Schriftleitung.

Schon während der Schulzeit vereinigen sich gleichaltrige Mädchen zu einer „Gesellschaft". Zu einer Gruppe halberwachsener Mädchen gehören einige Burschen, die noch keine ernstlichen Absichten zu haben brauchen. Ein paar Jahre später, und der Bursche sucht sich sein Mädchen heraus, mit dem er „geht". Den jungen Leuten wird unter dem Landvolk die größte Freiheit gewährt. Der Bauer versteht unter „Liebe" etwas wesentlich anderes als der Städter. Liebe ist ihm gleichbedeutend mit christlicher Freundlichkeit, Barmherzigkeit und Wohltätigkeit. Liebe im Sinne von Verliebtsein ist in seinen Augen etwas Albernes und Lächerliches. So erklärt es sich, daß bäuerliche Braut- oder Eheleute selbst die vorhandene gegenseitige Neigung vor andern weder durch Wort noch durch Benehmen zu verraten pflegen. Bei der Heirat auf dem Lande geben lediglich praktische Erwägungen, vor allem die Vermögensverhältnisse den Ausschlag.

Die meisten Hochzeiter stehen zwischen dem 20. und 25. Jahre. Die frühen Liebeleien, wie sie jetzt auf dem Lande gang und gäbe sind, kannten unsere Vorfahren nicht. Vor dem zwanzigsten Jahre mit einem Weibe zu tun zu haben, galt ihnen für die höchste Schande; auch die Mädchen eilten nicht zur Ehe. Die Sitte späten Heiratens hat sich länge bei unserm Volk erhalten und ist, wie es scheint, erst im 13. Jahrhundert abgekommen. Der Landmann sieht kein Unrecht darin, wenn zwei junge Leute miteinander treiben, was in der Ehe geschieht, dafern sie nur die Absicht und die Möglichkeit haben, einander zu heiraten. Zur Ehre unseres Bauernstandes muß gesagt werden, daß ein „Sitzenlassen" des zu Fall gebrachten Mädchens im allgemeinen als Schlechtigkeit gebrandmarkt, das „Nehmenmüssen" hingegen als Gewissens- und Ehrensache angesehen und behandelt wird.

Wenn die junge Schwälmerin herangewachsen ist, schaut sie nach dem Zukünftigen aus. Beim Kehren des Hauses ist er unter dem Tisch oder im Ofenloch zu sehen; aber auch ein gewisser Spruch, der abends an Pauli Bekehrungstag (25. Januar) im Bett gebetet wird, hat die gleiche Wirkung. Der Stand des Zukünftigen wird durch Bleigießen auf Matthäus (24. Februar) erraten. Ob die Vermählung in naher Aussicht steht, kann dadurch ermittelt werden, daß das Mädchen abends an die Tür des Gänse- oder Schafstalles tritt und anklopft: das Lautwerden eines männlichen Individuums gibt die erwünschte Sicherheit. Zu den Liebesorakeln ist ferner der Gebrauch eines bestimmten Kräutchens zu rechnen: findet man es ungesucht, nimmt es unter nackter linker Achsel mit heim, ohne dabei zu sprechen, so zeigt die erste Person anderen Geschlechts, die einem begegnet, mit ihrem Vornamen den Namen des zukünftigen Gatten an. Der Anbeter selbst liebt es, besonders am Abend des Samstages, an dem auf einer Leiter erstiegenen Kammerfenster der Erwählten zu plaudern. Erhebt sich diese von ihrem Lager und erscheint angekleidet am Fenster, so ist das natürlich ein gutes Zeichen. Die Nichtbeachtung des Anklopfens meint den Anbeter, sich zu entfernen, doch pflegt derselbe sich zuweilen zu trösten, indem er die Leiter am Fenster des Mädchens stehen läßt. Unter der reicheren Schwalmbevölkerung spielen bei der Heirat Geld, Gut und Rang die entscheidende Rolle. Der Freiersmann, etwa der Großknecht, der Schäfer oder auch ein Verwandter des Bräutigams, erscheint im besten Putz im Haus der Auserwählten und leitet die Verhandlungen ein, die durch einen Imbiß beschlossen werden. Schinken und Leberwurst deuten auf günstige Annahme der Anträge, die Bewirtung mit Mus oder Käse aber, daß des Freiwerbers Mühe umsonst gewesen ist. Nach etwa 14 Tagen erfolgt als eigentlicher Verlobungsakt der Handschlag. Im Brauthause haben sich eine Anzahl der Verwandten, doch nur männlichen Geschlechts, im Sonntagsstaat eingefunden, der Bräutigam allein trägt die mit Gold verbrämte Pelzmütze. Dieser schleicht sich während des Schmauses zu der Braut und bringt sie in die anstoßende Kammer. Die jetzt eingetretene Stille unterbricht die Rede des Freiwerbers. Gegiert mit einigen passenden Erinnerungen an Ereignisse der biblischen Geschichte, unterrichtet der Vertrag die Anwesenden über die Gründe, weshalb man diese festliche Versammlung veranstaltet habe. Zum Schluß stellt der Redner die Frage an den Hausherrn, ob die Braut nicht hier zu finden sei. Der Hausherr bejaht die Frage und wird darauf gebeten, die Braut vorzuführen. Nachdem ein- oder mehrmals eine unrichtige hereingebracht, erscheint endlich die Braut und nimmt neben dem Bräutigam Platz. Während die Burschen und Mädchen des Dorfes auf dem Hofe einen Choral singen und mit Kuchen und Getränk bewirtet werden, nimmt das Verlobungsmahl seinen Fortgang. Der Bräutigam empfängt noch einen silbernen Ring, die Braut entweder den gleichen oder das „Treugeld", ein Päckchen mit Münzen von drei verschiedenen Metallen. Hierbei tritt die alte Auffassung der Ehe als eines Kaufes noch deutlich hervor.

Die Hochzeit findet stets an einem Sonntag statt, nachdem die Angehörigen sowie die gesamte Verwandtschaft beim zweiten Aufgebot vorher sämtlich in der Kirche gewesen sind. Am Hochzeitsmorgen holt der Freiwerber mit den Brautjungfern die Braut aus ihrem Hause ab, und der Zug bewegt sich zur Kirche. Stammt die Braut aus einer anderen Gemeinde, so besteht in manchen Dörfern die Sitte, daß von der Gemarkungsgrenze an berittene Burschen in voller Karriere vor dem Zug einherjagen. Der Sieger bei diesem Wettrennen, d. h. derjenige, welcher zuerst am Hochzeitshause anlangt, erhält eine Flasche Branntwein oder einen mit Bändern gezierten Blumenstrauß. Das Brautpaar trägt beim Gang zur Kirche außer seinem sonstigen reichen Schmuck als bedeutungsvolles Zeichen am linken Arm ein Bund Zwirn, mit welchem die Hemdchen des Erstgeborenen genäht werden müssen. Der nach der Kirche sich bewegende Zug bietet in einigen Dörfern einen seltsamen Anblick: Voran allein der Bräutigam, hinter ihm die Braut, danach die Schwiegereltern und so fort, alle im Gänsemarsch. Unumgänglich nötig ist es, daß bei der Einsegnung die Mütter der beiden Hauptpersonen dicht hinter diesen stehen, so daß nicht der geringste Zwischenraum vorhanden ist; denn niemand darf das Ineinanderlegen der Hände sehen. Daß der Teil des Brautpaars in der Folge zuerst stirbt, welcher, so lange der feierliche Akt dauert, sich im geringsten bewegt, ist eine ausgemachte Sache. Nach der Trauung begibt sich der Zug in das Haus, in welchem das junge Ehepaar wohnen wird, und hier findet der Schmaus statt. Doch ist noch mancherlei Brauch zu beachten, ehe man hinter dem Tische sitzt. Unterwegs stellen sich Gratulanten entgegen und werden mit Geld beschenkt, das die junge Frau unter dem eingesteckten Ohr ihres Schnallenschuhes verborgen hat; der Ehemann benutzt bei dieser Gelegenheit die langen Stiefel als Börse. Die Gratulanten vor der Haustür, das eingeladene Publikum, empfangen dagegen nichts und zwar von Rechts wegen, da diese sich an dem reichlich aufgetragenen Mahle schadlos zu halten vermögen. Vor der Tür angekommen, wirft man für die Armen, die sich eingefunden haben, Flachs hin und bietet dann der jungen Frau ein Glas Branntwein dar. Sie leert es und wirft es rückwärts über die Schulter. Zerschellt es, bedeutet es Glück. Die früher üblichen, oft drei Tage andauernden Schmausereien sind außer Brauch gekommen. Am Schluß nimmt der Ehemann seiner schöneren Hälfte den Schmuck ab.

Die Ausstattung der jungen Frau wird in einigen Gemeinden nicht sofort am Vermählungstage, sondern erst einige Wochen später in das neue Heim übergeführt. Als Beförderungsmittel tritt der „Kammerwagen" in sein Recht. Auf dem heimatlichen Hof gepackt, zeigt er oft ein Bild des Ueberflusses und des Prunkes, wodurch der Bauer seinen Reichtum zur Schau stellt. An den Leiterbäumen hängen aufgereiht die neuen, bunt bemalten Weidenkörbe, unterhin legt man Flachs und Leinen, darauf Möbelstücke und Betten, vorn die nie fehlende Wiege, obenauf steht ein völlig zugerichtetes Spinnrad, umgeben von jungen Mädchen im Putz, die eine solche Auszeichnung sich zur besonderen Ehre rechnen. Mit vier auch sechs Pferden bespannt, die vom Sattel aus geführt werden, setzt sich der Wagen in Bewegung. Aber nur der freigeistige Schwälmer wird es unterlassen, dreimal anzufahren, d. h. zweimal treibt man nur die Pferde an, erst zum drittenmal fährt man wirklich ab. Wie in vielen Gegenden, so hat auch der Schwälmer „Kammerwagen" sich durch Geld im Dorf die freie Passage zu erkaufen, die durch vorgehaltene Seile, Bohnenstangen u. dgl. „gehemmt" wird.

Werbung und Hochzeit im westlichen Vogelsberg zeigen ein von der Schwalm in mancherlei Hinsicht geschiedenes Bild. Der junge Mann, der die Auserwählte heimführen will, geht zum ersten Male abends, gewöhnlich im Winter, zu den Eltern der Braut. Kurz darauf kommt die Spinnstuben-Gesellschaft, und zwar die männliche Jugend, die ihre Genossin nicht so ohne weiteres ziehen lassen will. Der Anbeter zeigt sich freigebig, läßt durch seine Auserkorene im Wirtshause Getränke holen. Das wiederholt sich an mehreren Abenden. Ist der Bräutigam sicher, nicht abgewiesen zu werden, so kommt der Tag, an dem er sich das Jawort holt. Gegen Abend erscheint er an der Haustüre der Braut, die Tür ist verschlossen, er pocht an. Von drinnen wird gefragt, wer da sei. Darauf nennt er seinen Namen. Auf die Frage nach seinem Begehr, antwortet er: „Ich will mir eine Magd aufs lange Jahr dingen." Nun öffnet sich die Pforte. Man feiert die erste Hochzeit, d. h. es werden die Ehepakte gemacht, wobei Küche und Keller sich manchmal leistungsfähiger zeigen müssen als am Hochzeitstag. An diesem Abend erscheinen auch die Jugendgenossen und singen das Ehestandslied. Es lautet:

Mir gefällt das Ehestandsleben
Besser als das Klosterziehn.
In das Kloster mag ich nicht,
Ich hin schon zur Eh verpflicht'.

Vater, laß mich heiraten
Und verschaff mir einen Mann,
Der mich küßt und drückt an seine Brust!
Ja zum Heiraten hab ich Lust.

Ach, was wird die Mutter sprechen,
Weil ich sie verlassen will!
Laß sie sprechen, was sie will,
Ich will heiraten in der Still.

Des Nachts, wenn ich zu Bette geh,
Denk ich an meine Not.
Komm und nimm mir meine Pein!
Ich mag nicht mehr ledig sein.

(Sch

Schläg fir's Bodrettemole

Unser Leser Martin Adam, der Inhaber des Hotels Central in Chillar in Argentinien, sendet uns die nachstehende humorvolle Schilderung aus seiner Schulzeit an der Wolga in wolgadeutscher Mundart. Wer seine Erinnerungen bei uns veröffentlichen will, den laden wir dazu herzlichst ein. Herrn Adam für seinen Artikel freundlichen Dank! Die Schriftleitung.

Wie ich die sechst Nummer vom „Wolgadeutsche" kriet hun, die vom 15. März, un hun die zwa Alde, den Vetter Peter Klaus aus Balzer un den Vetter Hannes Grimmisch aus Bauer, drin abgebild g'sihn, do hun ich se lang betracht un gedenkt: des sein ewwer zwa richtige Wolgabaure. Je länger wie ich se betracht hun, desto besser hun se mir gefalle. Ich hun gedenkt: „Caracoles, die zwa Alde muß ich abmole." Ich hun mich drangemacht un hun se abgemolt. Die schick ich jetzt an die Zeitung und wann der Vetter Zeitungsschreiwer will, kann er se seine Leser weise. (Die Bilder waren sehr gut nachgemalt, leider können wir sie der großen Unkosten wegen nicht veröffentlichen. Vorlage waren die beiden Bauernköpfe in der Nummer des „Wolgadeutschen" vom 15. März, gezeichnet von Walter Boje. Die Red.) Wie ich an den zwa Alde gemolt hun, is mir a Geschichtche eigefalle. 's is jo bißche traurig, ewwer aach g'spaßig.

Wie ich a klaaner Bu war, so vun 10 ewwer 12 Johr, do hun ich geferlich gern gemolt. Do hun ichs niet besser verstanne wie heit. Ich bin fellemol in die Semsker Schul gange. Do hatte mir an Lehrer, der war saubös'. Dem sei größt Vergnüge war, uns arme Deiwel alle Dag recht dorchzubrichla. Die Leit im Dorf hun ehn „der böse Lehrer" gehaaße. Bös worn ich iwwer ehn wie á Kaß uff de Hund. Heit dät so an Lehrer „Priehelpätagog" gehaaße wern. Weil ich ihm nix antun konnt, hun ich ehn zur Strof abgemolt, ewwer net schee wie er war, sonner garstig. Heit mit Glotzaage, morje mit schebbe Baa, iwwermorje mit ner schebbe Nas' usw., ewwer all die Billercher warn ehm ähnlich. Wie mer so 'ne Billercher heeßt, des wußt ich fellemol noch net, heit sät mer „Karikatur".

Ich hun amol im Buch gelese: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." Des hat fellemol aach grad uff mich gebaßt. Ich hat' unsern Lehrer mol widder gemolt un hat' ehm paar rechte Glotzaache gemacht. Des hat mei Newerkumrat gesehe und hat laut lache misse, un des hat der Lehrer gehört. Gleich is er gesprunge tumme un hat gekrischa: „Tscho tut takoje smeschnoje? Was gibt es da zu lachen?" Ich bin so verschrocke un wollt des Ding verreiße, 's is mir ewwer ausgeglitscht un uff die Erd gefalle. Jetzt hats mei Nachwer uffgehowe un hat's dem Lehrer gewwe. Do hat mich der Lehrer am Schlaffitch trjet un hat mich iwwer die Bank geschlaaft, un uff ähn Stuhl gezoge un mir's Hinnerkwardier so verdrosche, bis es á Unglück gewwe hat. Do hat er mir noch ämol á guder Stoß gewwe un do hun ich mich uff mein Platz gesetzt. Des mit meim Unglück is ruchbar worn, un weil der Lehrer aach die annern Kinner so verschlage hot, do hot die G'ma eigewwe, ich man heim Senfte-Natschelnikt, un do is er fortkumme.

Paar Dag d'noch hun mir än annern Lehrer kriet, der war ewwer gut. Der war aus Dreispitz im hat Georg Dick gehaaße. Den hat' ich aach gemolt, ewwer arg schee. Hinner mir in de Bank hat á Bu gesotzt, den hat' ich mol gut verkloppt. Deswege war er bös iwwer mich un hat's dem Lehrer gesaat, daß ich ehn gemolt hun. „Lehrer", hat er geruffa, „der Märtin Adam hat eich abgemolt!" Ich mußt dem Lehrer des Bodrett weise. Ewwer der Lehrer hat mich net verprichelt, na, er hat mich gelobt und hat mich gefragt, ob ich'm des Bodrett schenke will statts Andente. „Ja", hun ich gesaat un hun's ehm gewwe. Ferdig.

Tripp, Trapp, Troll

Kindermund. Aennchen hat zuviel gegessen und studiert „Kotzebues Werke". Da kommt das kleine Schwesterchen zur Mutter gelaufen und ruft: „Mama, komm schnell, Aennchen kocht über!" Ein anderemal ist Aennchen wieder krank, und der Onkel Doktor kommt und untersucht sie mit dem Hörrohr. Als der heimkehrende Vater fragt, wie es gewesen sei, meint sie: „Es war sehr nett, der Onkel Doktor hat immerzu mit meinem Magen telephoniert". — Lenchen hat in Religionsstunde das sechste Gebot gelernt. Nachts wird ihr übel, und es treten gewisse Symptome auf. Aengstlich fragt sie: „Muttchen, ist das das Ehebrechen?"

Die gute Großmama. Die liebe Weihnachtszeit ist wieder einmal herangekommen, und der kleine fünfjährige Hans, so wird in „Reclams Universum" erzählt, hört aufmerksam zu, wie der etwas ältere Bruder das Weihnachtsevangelium lernt. Bei der Stelle „Und Maria gebar Joseph einen Sohn", fragt er verwundert: „Mutter, was heißt denn „gebar"? Die Mutter besinnt sich eine Weile, dann sagt sie: „Schenkte, mein lieber Junge; Maria schenkte Joseph einen Sohn". Bald nach dem Fest fragt ein Onkel den Hans: „Na, hast du viel geschenkt bekommen?" „Oh, sehr viel", jubelt der Kleine, „denk dir nur, Großmama gebar mir einen Kanarienvogel!"

Eine freche Gans. Dieser Tage ereignete sich in Kowno in Litauen auf der Pferdebahn ein Vorfall, der sich zunächst äußerst dramatisch anließ, schließlich aber sehr komisch endete. Eine während der Fahrt aufgesprungene, elegant gekleidete junge Dame verfehlte plötzlich einem neben ihr sitzenden älteren Herren zwei schallende Ohrfeigen. Der Herr, der erschrocken aufgesprungen war, stammelte einige Worte, aber die Dame weinte und schrie und schien sich gar nicht beruhigen zu können. Endlich forderte der Bahnschaffner die Dame auf, den Grund für ihre handgreifliche Tat anzugeben. Der ältere Herr erklärte entschieden, er wüßte nicht den Grund. Schließlich erklärte die Dame verschämt, der Herr habe sie ins Bein gekniffen. Dagegen protestierte dieser ganz entschieden und bezeichnete die Beschuldigung als Lüge. Er forderte die Dame auf, mit ihm ins Polizeirevier zu gehen, um dort den Fall klarzustellen. Plötzlich begann eine Dame ebenfalls aufzuschreien. Auch sie behauptete, man habe sie ins Bein gekniffen. Es erhob sich hierauf ein großer Tumult. Ein mitfahrender Polizeibeamter stellte nun Nachforschungen an und entdeckte unter der Bank eine große Gans, die eine Bauersfrau dorthin gelegt hatte. Diese Gans war der Uebeltäter, sie hatte die Damen in die Beine gebissen.

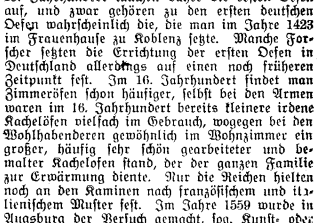
Haus, He

Die Geschichte des Ofens.

Mittelalter kannte man noch keine Öfen und damit auch keine Oefen. Damals bediente man sich zum Heizen und auch zum Kochen der Kamine, der offenen Feuerstellen, deren Rauchabzug gleich unter dem Dach mündete und manchmal auch schon von einem feuersicheren Mantel umkleidet war, der aber doch keinesfalls als Schornstein betrachtet werden kann. Die Erfindung der Schornsteine scheint aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zu stammen. Um 1300 gab es jedenfalls noch keine Schornsteine; auch auf Bildern jener Zeit tragen die Häuser keine auch nur ähnliche Einrichtungen. Dagegen meldet ein Bericht der Straßburger Stadtchronik, daß bei dem Erdbeben im Jahre 1357 auch viele Schornsteine eingestürzt seien. Im 15. Jahrhundert hatten die Schornsteine dann wohl schon eine bedeutend größere Verbreitung gefunden. So kann man in der Wiener Feuerordnung aus dem Jahre 1454 lesen, daß „Jeder sein Rauchfang keren lassen soll", und daß die Feuerstellen und Rauchfänge regelmäßig kontrolliert werden sollten. In jener Zeit hatte wohl schon jedes Haus seine Schornsteine, wenn auch vermutlich noch in recht primitiver Ausführung, die aber mit der Zeit stetig verbessert wurde, u. a. von Benjamin Franklin, der im Jahre 1758 Bau und Funktion der Schornsteine einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung unterzog. Auf Grund dieser Studien gab er im gleichen Jahre unter dem Titel „Beobachtungen über die Ursachen und die Abhilfe von rauchenden Kaminen" ein sehr lehrreiches Buch heraus, in dem u. a. die Schornsteine auch zur Lüftung und Kühlung der Wohnräume empfohlen werden. Während Deutschland und Frankreich längst ihre Schornsteine besaßen, wurden sie in England erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eingeführt. Die Einführung der Schornsteine hatte natürlich eine wesentliche Verbesserung der Heizungseinrichtungen im Gefolge. Im 15. Jahrhundert tauchen daher die ersten Oefen auf, und zwar gehören zu den ersten deutschen Oefen wahrscheinlich die, die man im Jahre 1423 im Frauenhause zu Koblenz setzte. Manche Forscher setzten die Errichtung der ersten Oefen in Deutschland allerdings auf einen noch früheren Zeitpunkt fest. Im 16. Jahrhundert findet man Zimmeröfen schon häufiger, selbst bei den Armen waren im 16. Jahrhundert bereits kleinere irdene Kachelöfen vielfach im Gebrauch, wogegen bei den Wohlhabenderen gewöhnlich im Wohnzimmer ein großer, häufig sehr schön gearbeiteter und bemalter Kachelofen stand, der der ganzen Familie zur Erwärmung diente. Nur die Reichen hielten noch an den Kaminen nach französischem und italienischem Muster fest. Im Jahre 1559 wurde in Augsburg der Versuch gemacht, sog. Kunst- oder Holzsparöfen einzuführen, die sich aber nicht bewährten und daher bald wieder in Vergessenheit gerieten. Als Feuerungsmaterial diente zu jenen Zeiten fast ausschließlich Holz, da die Entdeckung der Steinkohle erst viel später erfolgte. Außer Holz wurde auch Torf gebrannt, ein Heizmaterial, das im gewissen Sinne auch unsere germanischen Vorfahren benutzten, da Plinius erzählt, daß die am Meere — in der Oldenburger und Bremer Gegend — lebenden Chauken mit den Händen Schlamm zusammentrugen, diesen an der Sonne trockneten und dann anzündeten, um zu kochen oder sich zu erwärmen.

Bildrätsel.

Auflösung des Bildrätsels aus der letzten Nummer. Bild kopfstellen, dann in den Zweigen.



Wo ist das Reh des Einsiedlers?

Das Schicksal der Romanows und der Hohenzollern

Schilderungen aus den Tagen des Zusammenbruchs der beiden mächtigsten Herrscherhäuser Europas

Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Istoriograf und W. Aufrecht

Das russische Herrscherhaus Romanow

Wer sind die Romanows? — Die letzte Zarenfamilie. — Zarin Alexandra Feodorowna. — Die Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria, Anastasja. — Der Zessarewitsch-Thronfolger Alexej. — Die Hofgesellschaft, die Großfürsten, Rasputin. — Nikolai II. als Herrscher. — Nikolai II. während des Krieges und der Revolution. — Die Tragödie von Jekaterinburg. — Nikolai II. und seine deutschen Untertanen.

(2. Fortsetzung.)

Die Kinder des letzten Zarenpaares.

Der schon erwähnte Erzieher des Zessarewitsch Alexej, der Franzose Gilliard, veröffentlicht in seinen Erinnerungen an seine Dienstzeit am Zarenhof auch eine ganze Reihe interessanter Bilder aus dem Leben der Zarenfamilie. Diese Bilder zeigen die Zarentöchter im Kreise auch ganz fremder Leute, z. B. von Bauernfrauen, wogegen der **Zessarewitsch Alexej** meist nur in Gesellschaft seines Vaters, seiner Mutter oder seiner Schwestern ist. Dieser Umstand ist bezeichnend für die vorsorgliche Absichtließung Alexejs von der Außenwelt, die soweit ging, daß man ihm nur ungern gestattete, selbst mit den gleichaltrigen Söhnen auch der zuverlässigsten Beamten zu spielen. Seine Eltern und die Hofbeamten bangten unausgesetzt um sein Leben. War das zum Teil auch auf die Furcht zurückzuführen, Alexej, der Thronfolger, könne einem politischen Attentat zum Opfer fallen, so bestand doch die größere Gefahr der körperlichen Verletzung des Zessarewitsch durch bloßen Zufall oder infolge einer Ungeschicklichkeit des überaus lebhaften Jungen. Solche Verletzungen, auch die geringfügigsten, mußten aber um jeden Preis vermieden werden, sollte das unheilbare Leiden Alexejs nicht wieder von neuem zum Ausbruch kommen. Der Zessarewitsch litt an Hämophilie, einer Krankheit, bei der die Blutgefäße am ganzen Körper zerreißen, wenn der Körper irgendwo auch nur leicht verletzt wird. Sie überträgt sich von Geschlecht zu Geschlecht durch die Frauen auf die männlichen Nachkommen. Da die Mutter des Zessarewitsch nun eine deutsche Fürstentochter war, entstanden in Rußland auch hierdurch die widerlichsten Legenden über den katastrophalen Einfluß des Deutschtums auf die Geschicke des russischen Staates und Volkes. Und als gelegentlich eines besonders schweren Anfalls, unter denen Alexej von Zeit zu Zeit litt, das falsche Gerücht verbreitet wurde, die Großmutter des Zessarewitsch, Maria Feodorowna, habe ihn durch einen ihrer Agenten absichtlich verwunden lassen, da nahmen deutschfeindliche Kreise die Großmutter in Schutz. Um Alexej vor jeder Zufälligkeit zu bewahren, wurde er Tag und Nacht ununterbrochen abwechselnd von zwei Matrosen der kaiserlichen Yacht (Derewenko und Nagorny) bewacht. Da die Krankheitsanfälle bei ihm eigentümlicherweise fast regelmäßig auch dann auftraten, wenn er dem Volk gezeigt werden sollte, mußte er getragen werden, und so entstand die allgemeine Vorstellung, Alexej leide an Knochentuberkulose und könne kaum gehen. Seiner großen Kränklichkeit wegen konnte er im Unterricht keine besonderen Fortschritte machen, der Kränklichkeit wegen auch unterlag er keinerlei Disziplin. Er brauchte nur die Vorschriften der Aerzte zu erfüllen, alles andere wurde ihm, dem Kinde, völlig freigestellt. Nicht nur lebhaft, sondern auch äußerst reizbar, trat er zu seinem Lehrer Gilliard und zu seiner übrigen Umgebung nicht selten in scharfe Opposition, da er sich selbst von der rücksichtsvollsten Erziehungsart geknechtet fühlte. Besonders liebte Alexej es, die ihm auf seinen Spazierfahrten begleitende Geheimpolizei zu schikanieren, indem er deren Automobil auf falsche Fährte bringen ließ. Da niemand ihn und seine Eltern durch ernste Mahnungen reizen wollte, ließ man ihn gewähren, und es ist schwer auszudenken, wie seine etwaige spätere Regierung auf Rußland gewirkt hätte. Seine Würde als Thronfolger, die dem Kinde immer wieder vorgehalten wurde, blieb ihm aber völlig gleichgültig; freilich war er für sein Alter ungenügend entwickelt. Im übrigen soll er, wie Gilliard erzählt, ein für sein Alter leichtgebauter Junge mit weichen Gesichtszügen, hellbraunem Haar und großen grün-grauen Augen gewesen sein. Durch sein abgeschlossenes und ängstlich behütetes Leben war er menschenscheu geworden. Einmal geriet er durch seine eigene Laune, deren er viele hatte, in Aufregung. Entgegen dem vorgefaßten Plan einer Autofahrt durch Moskau ließ er sich durch abgelegene Straßen ohne Polizeischutz fahren. Hier wurde er von dem Volk erkannt, das ihm in großen Massen den Weg versperrte und auf ihn eindrang, um ihn in kritiklosser Verzückung mit den Händen zu berühren. Alexej wurde ganz blaß vor Angst und beruhigte sich erst wieder, als die Polizei das Volk davontrieb. So machte er seinen Erziehern, Eltern, Wächtern und der diensteifrigen Geheimpolizei andauernd Sorgen.

Von seinen **vier Schwestern** wurde er ewig verhätschelt; sie liebten ihn ebenso zärtlich und herzlich wie die Eltern, und auch sie taten ihm den Willen. Die älteste, **Olga**, besaß wohl eine ausgesprochene Auffassungsgabe, täuschte später aber die Hoffnungen ihres Lehrers: es mag ihr wohl die richtige Umgebung gefehlt haben, und das Gelernte verblaßte. Sie hatte mehr Sinn für Selbständigkeit und Ueberlegung als ihre Schwestern **Tatjana, Maria und Anastasja**, die alle mehr praktischen Dingen zuneigten und, wie Gilliard sagt, „nie einen besonderen Geschmack für den Unterricht hatten", demgemäß auch wenig lernten. Die schöneren sollen Tatjana und Maria gewesen sein, von denen die erste die Lieblingstochter der Zarin war. Sie war stets um ihre Mutter und verstand es, sich auch in der Gesellschaft vorteilhaft hervorzutun. „Liebes, dickes Wöpschen" wurde die dritte Tochter, Maria, genannt, ihrer starken und etwas plumpen Figur wegen. Sie war aber gutherzig, schön und immer dienstbereit. Die vierte, Anastasja, bezeichnet Gilliard als Wildfang, der gar immer kreuzfidel, aber auch ein wenig verschlagen war. Sie konnte jeder Sache eine humoristische Seite abgewinnen und vertrieb anderen durch ihren Humor die Grillen. Sie war begabt, aber „sehr faul" und sprach gut französisch.

Alle zusammen waren sie die Freude der Eltern; ihre Mutter betrachteten sie als unfehlbar und wachten bei ihr freiwillig der Reihe nach. Im allgemeinen lebten auch sie sehr zurückgezogen und waren doch über den ihnen zwangsweise auferlegten Gesellschaftsmangel nie unzufrieden. Ihr ganzes Dasein spielte sich im engen Familienkreise ab.

Die Umgebung der Zarenfamilie und besondere Freunde.

Das mächtigste und reichste Herrscherhaus Europas durfte es nach den damaligen Anforderungen jedoch nicht unterlassen, sich auf Festlichkeiten, in den Kirchen, bei Paraden, Einweihungen, Städtebesuchen, in Theatern und auf Konzerten in großem Prunk zu zeigen, auch waren seine Mitglieder gezwungen, die vielen huldigenden Abordnungen der Stände, auswärtige Machthaber und ihre Vertreter standesgemäß zu empfangen. Der Zarenhof ließ es bei solchen Anlässen dann auch nicht fehlen sowohl was den Luxus am Kleidung und Schmuck als auch an Speisen, Getränken und Bedienung anbelangte. Wie Licht Motten anzieht, so sammelten sich um den Zarenhof und um die Familie selbst zahlreiche Personen, Gruppen und Gruppchen, die sich alle gern, von der Machtfülle angelockt, direkt oder indirekt an den Staatsgeschäften beteiligt hätten. Vielen und — wie man heute sieht — gewiß nicht den besten, ist das auch gelungen.

Schon in der kaiserlichen Familie selbst bestanden verschiedene, sich anfeindende Strömungen, die ihren Ursprung weniger in politischen Meinungsverschiedenheiten hatten, als in verwandtschaftlichen Reibereien und zum Teil rein selbstsüchtigen Zielen der einen oder andern. Es verhält sich naturgemäß auch an Kaiserhöfen hierin nicht anders als in der dichtesten Volksmitte. Darauf näher einzugehen, erlaubt der Raum nicht. Solche Familienzustände werden von politischen Intriganten und Ehrgeizlingen stets ausgenutzt; so war es auch am Zarenhof, an dessen Spitze ja der leicht beeinflußbare und so oft unentschlossene, ja wankelmütige und veränderliche Zar Nikolai II. stand. Der großen Umwissen sind an seinem Hof drei besonders mächtige Strömungen zu vermerken: der Anhang der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, der Anhang der Zarin Alexandra Feodorowna und schließlich die Strömung derjenigen, die sich von der direkten Beeinflussung des Zaren und damit des Staatslebens am meisten versprachen.

Hinter der Kaiserin-Witwe standen in der Hauptsache die deutschfeindlichen Kreise, hinter der Zarin Alexandra diejenigen, die durch sie den Zaren beeinflussen wollten und beeinflußten. Zu ihnen gehört der vielgenannte „Starez" Rasputin.

Wilhelm II. dagegen legte großen Wert darauf. Er hatte Tausende von Anzügen und Uniformen, Hunderte von Orden und Auszeichnungen und oft wechselte er an einem Tage die Kleidung 6 bis 8, ja 10 mal. Bei den Festen oder Frühstücken, die ihm zu Ehren von den Regimentern und den Offizierkorps gegeben wurden, mußte es mit Prunk hergehen. Er war auch ein leidenschaftlicher Jäger und umgab sich mit einem großen Hofstaat und wollte allüberall, sei es auch auf welchem Gebiete immer, Führer und Anreger sein.

Dazu reichte aber weder sein Wissen noch seine Veranlagung aus. Die Folge davon war eine große Unsicherheit in seiner Politik und häufige Kursänderungen. Es soll ihm dabei nicht der gute Wille bestritten werden. Er mag und hat sicher alles getan in der festen Ueberzeugung, damit seinem Lande zu helfen und, wie es in der ersten Thronrede heißt, alles zu tun, um des Reiches Macht und Glanz nach innen und außen zu fördern. Daß die Kritiklosigkeit, ja die Anbetung, die er bei seiner Umgebung erfuhr, dieses Zurückdrängen jeder offenen und wahren Meinung daran mit Schuld tragen, ist schon einmal an anderer Stelle gesagt worden. Und es ist tief bedauerlich, wenn eine ganze Zahl von Männern seiner Umgebung erst jetzt nach dem Sturz des Kaisers ihre wahre Ansicht und ihr unverblümtes Nichtverstehen vieler seiner Handlungen eingestehen, während sie zu den Zeiten, da diese Erkenntnis in Taten oder Worte umzusetzen not tat, schwiegen, sich beugten und im Gegenteil noch Verehrung und Hochachtung bezeugten. Man kann also nicht nur den Kaiser anklagen, sondern muß auch diejenigen zur Verantwortung ziehen, die nach eigenem — und heute mit welchem Stolz gemachten! — Eingeständnis seine Fehler kannten und — duldeten. Es wird von vielen behauptet, daß es überhaupt die Gefahr jedes starken, durch Volksregierungen (Parlamente) nicht genügend kontrollierten Monarchismus ist, die Gefahr des Byzantinismus, d. h. der Schönfärberei aller Dinge in dem Lichte, in dem es der Monarch zu sehen wünscht, und die kritiklose Hinnahme jeder kaiserlichen Handlung, in sich zu tragen. Die Tatsachen, die nach dem Zusammenbruch der drei großen, noch reichlich selbständigen Monarchien, der Romanows, Hohenzollern und Habsburger bekannt geworden sind, scheinen allerdings diese Behauptung zu bestätigen.

Die Handlungen Wilhelms II. entsprangen zum großen Teil seiner überspannten Ansicht von der Göttlichkeit seines Berufes und seiner Sendungen. Er hat in manchen seiner zahlreichen — und für Deutschland leider nur allzu verhängnisvollen — Reden das Gottesgnadentum in ganz bedenklicher Weise zum Ausdruck gebracht.

Als Wilhelm II. zur Regierung gekommen war und mit seinen Ministern die erste Zusammenkunft hatte, sagte der alte, sonst so schweigsame und zurückhaltende Moltke zu den anderen Ministern beim Verlassen des Schlosses: „Der junge Herr wird uns noch viel zu schaffen machen". Und so geschah es in der Tat. Als seine erste Aufgabe sah es der junge Kaiser an, die bereits von seinem Großvater begonnene soziale Gesetzgebung auszubauen und zu vervollständigen. Er wollte mit den Arbeitern zusammengehen und nicht gegen sie kämpfen. Aber die Arbeiterschaft, das sei ebenfalls ausdrücklich betont, ließ es an dem erwarteten Dank und der Begeisterung für die kaiserlichen Arbeiten fehlen. Im Gegenteil, sie kämpfte weiter und höhnte die sozialen Gesetze, die trotz all ihrer Mängel ein bedeutender Fortschritt waren. Veranlassend hierzu mag allerdings — und das ist bei fast allen kaiserlichen Handlungen mit einer der Gründe ihres Fehlschlagens gewesen — die Art ihrer Gewährung, die Dank forderte, gewesen sein. Es kommt, wenn man schon Geschenke machen will anstatt nur den Erfordernissen der Zeit gerecht zu werden, schon darauf an, wie man sie macht. Das Vorgehen des Kaisers in der Frage der sozialen Gesetze führte auch zu dem bekannten Bruch mit Bismarck, der dessen Entlassung herbeiführte. Diese Entlassung nahm der Kaiser in einer Art vor, die diesem größten deutschen Staatsmann gegenüber von einer besonderen Unhöflichkeit war. Er bewies dabei allerdings nur etwas, was er bei unzähligen anderen Malen hohen und höchsten Würdenträgern, ja anderen deutschen Fürsten gegenüber wiederholt zeigte, seine ungeheure Taktlosigkeit, ja Roheit und Rücksichtslosigkeit gegen die Gefühle und Empfindungen anderer. Zahllose und fast unglaubliche Beispiele könnten hierfür angeführt werden, die von Hofmarschällen und Ministern des Kaisers vielfach erst heute der Welt mitgeteilt werden.

Nach dem ersten Mißerfolg der neuen Aera folgten andere sowohl auf innen- als außenpolitischem Gebiet, hervorgerufen durch die mangelnde Ausdauer des Kaisers, der bei dem kleinsten Fehlschlag von der Sache nichts mehr wissen wollte und nun gerade am entgegengesetzten Ende anfing. So entstand seine Zickzackpolitik, die besonders schlau sein sollte, aber in Wirklichkeit Deutschland den Ruf der Unehrlichkeit und Verschlagenheit brachte und seinen Feinden den besten Agitationsstoff lieferte.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die einzelnen Regierungshandlungen Wilhelms II. zu charakterisieren. Wenn man von Wilhelm II. als Herrscher spricht, darf man aber nicht vergessen, daß er in erster Linie Soldat war, wenn er auch hier nicht über die genügenden Qualitäten verfügte. Denn er verlor in den Manövern jedesmal alle Schlachten — wenn die den „Feind" führenden Generale nicht Rücksicht auf ihn nahmen. Es ist bei einem Manöver, bei dem Hindenburg die den Feind markierenden Truppen führte, einmal vorgekommen, daß die ganze kaiserliche Heeresleitung gefangen genommen wurde. Hindenburg hat diesen Mut damals mit seiner Entlassung „büßen" müssen! Im großen und ganzen kann aber gesagt werden, daß dem Kaiser von militärischer Seite, zumindest über militärische Dinge, entsprechende Kritik geboten wurde — und er sich dieser Kritik unterwarf und auf militärischem Gebiet duldete, daß stärkere Köpfe und Naturen neben ihm standen. So erfuhr die deutsche Armee unter seiner Regierung eine besondere Ausdehnung und aber auch, was das schlimme an der Sache war, eine besonders überhobene Stellung. Der Soldat war mehr als Zivilist. Und „der vornehmste Umgang für den Soldaten ist der Soldat und nicht das Zivil", wie der Kaiser selber sagte. Von seinen vielen rednerischen Entgleisungen erscheinen uns heute diejenigen, die auf militärische Dinge anspielen, am unglaublichsten. Ein paar Beispiele, ganz wahllos aus der Fülle herausgegriffen, mögen das beweisen.

In diesen Aeußerungen fällt die bei Wilhelm II. stärker als bei irgend einem anderen Monarchen seiner Zeit vorhandene dynastische Auffassung von der Armee und dem Reich auf. Er kannte und sprach nur von Seinem Heer, von Seinem Reich und behandelte beides in seinen Reden so, als ob es sich um seinen Besitz handelte. Den hohen Begriff des deutschen Volkes legte er sich besonders aus; dieses Nichtverstehen oder Nichtverstehenwollen ging so weit, daß die bereits von Bismarck geplante Inschrift an der Front des Reichstages „Dem deutschen Volke" erst im dritten Jahre des Weltkrieges angebracht werden durfte. Sehr stark kommt diese Auffassung in folgendem Satz zum Ausdruck: „Ihr habt den Beruf, Mich und Mein Reich gegen äußere und innere Feinde zu beschützen... Der Soldat soll nicht seinen Willen haben, sondern ihr sollt alle einen Willen haben und der ist Mein Wille; es gibt nur ein Gesetz und das ist Mein Gesetz." (1893). Und geradezu ungeheuerlich erscheinen uns die Worte, die er 1901 zur Berliner Garnison sprach, wo er die große und nationale Volkserhebung von 1848, die ein einiges deutsches Reich und Volk schaffen wollte und die seinem Ahnen die deutsche Kaiserkrone anbot (die dieser allerdings als „Schweinekrone" bezeichnete, weil sie ihm vom Volk und nicht von den Fürsten übertragen wurde und daher ablehnte), aufs häßlichste verleumdete.

Das dauernde Säbelrasseln und die bramarbasierenden Tischreden führten dahin, den Kaiser und mit ihm Deutschland als kriegslüstern und angriffslustig hinzustellen. In Wirklichkeit hat weder die Masse des deutschen Volkes noch der Kaiser selbst nach einem Kriege verlangt. Und als 1913 unter prächtigen Festlichkeiten das 25jährige Jubiläum der Regierung Wilhelms II. gefeiert wurde, da erhielt er nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt den Beinamen der „Friedenskaiser". Selbst die Franzosen wagten es damals nicht, das Gegenteil zu behaupten. Und erst während und nach dem Kriege hat man in der Welt die abscheuliche Lüge von der Kriegslust Deutschlands verbreitet und auf dieser Lüge den Versailler Vertrag aufgebaut.

Ein Lieblingsgedanke des Kaisers war der Aufbau der deutschen Flotte. Sie ist im wesentlichen seiner Anregung und Energie zu verdanken. Und er prägte das Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Ob Deutschland eine solche Kriegsflotte nötig hatte — sie war nächst Englands Flotte die stärkste der Welt — oder ob durch sie nicht nur der Gegensatz zu England verschärft wurde und auf Grund Englands immerhin beträchtlicher Uebermacht die Flotte nicht zur Untätigkeit verdammt wäre, das waren die durch die Ereignisse des Weltkrieges nur allzu gerechtfertigten Bedenken seiner Gegner. Und es ist wieder eine Tragik in dem Leben dieses Mannes, daß von der Flotte, seiner ureigensten Schöpfung, der Funke der Revolution von 1918 ausging und daß es Matrosen waren, die als erste die Autorität und die Einrichtungen der Monarchie zerschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hohenzollern

Wilhelm II. als Herrscher.

Von allen Königen und Kaisern, die das letzte halbe Jahrhundert in Europa regiert haben, ist zweifelsohne Wilhelm II. derjenige gewesen, der nach außen hin diese Rolle am besten vertrat. Er ist in diesem Punkte das gerade Gegenteil gewesen von seinem Kollegen, dem König August von Sachsen, dem, besonders wenn er einen guten Tropfen — zuviel getrunken hatte, was gar nicht so selten vorkam, der königliche Nimbus ganz egal war.

Schule und Leben

Freiluft-Gefängnisse. Mit einem Gefängnis verbinden wir ganz selbstverständlich die Vorstellung einer Einkerkerung in fest verschlossenen und ummauerten Häusern, und so dünkt uns das „Freiluft-Gefängnis" wie ein Widerspruch in sich. Trotzdem gibt es aber solche Gefängnisse, und man hat in Holland mit ihnen jetzt die besten Erfahrungen gemacht, wie ein Bericht von Dr. Rademaker beweist, den er auf dem holländischen Frauenkongreß im Haag erstattete. Schon während des Krieges hat man in Holland ein Freiluft-Gefängnis eingerichtet, das sich aber nicht bewährte. Darauf unternahm der Justizminister einen zweiten Versuch, und im Januar dieses Jahres wurden 60 Verbrecher nach dem holländischen Ort Veenhuizen gebracht, um dort in freier Luft ihre Strafen abzubüßen. Die Ergebnisse waren diesmal sehr ermutigend. Die Gefangenen erhielten die Aufgabe, 12 Hektar Heide- und Moorland in Kulturland umzuwandeln, und sie haben sich bei dieser Arbeit sehr fleißig gezeigt. Sie werden nicht durch Wärter oder irgendwelche Gefängnisbeamte beaufsichtigt. Sie sind in Trupps geteilt, von denen jeder aus wenigen Leuten besteht. An der Spitze jedes Trupps steht ein freiwilliger Arbeiter, der keine Strafe verbüßt, aber mit ihnen zusammen arbeitet. Wer unter diesen Bedingungen fliehen will, hat es nicht schwer, aber keiner der Gefangenen hat bisher daran gedacht. Im allgemeinen sind die Verhältnisse in dem Freiluft-Gefängnis von Veenhuizen viel günstiger als in den gewöhnlichen Gefängnissen, und die holländische Regierung beabsichtigt daher, mehrere Gefängnisse derselben Art zu errichten und allmählich das Zellensystem vollkommen aufzugeben und durch ein Gemeinschaftsleben der Gefangenen im Freien ohne sichtbare Beaufsichtigung zu ersetzen.

O. E. **Die Proletarisierung der russischen Hochschulen** ist das heiß erstrebte Ziel der russischen Unterrichtsverwaltung gewesen. Sie scheint es nunmehr erreicht zu haben. Für die künftige Aufnahme in die Hochschulen waren im letzten Sommer besonders strenge Regeln nach sozialen und politischen Gesichtspunkten veröffentlicht worden. Die Bittsteller wurden u. a. in 19 Gruppen eingeteilt. Die ersten Gruppen bildeten die Mitglieder der Russischen Kommunistischen Partei und des Kommunistischen Jugendverbandes, dann folgten die Absolventen der sogen. Arbeiterfakultäten, die fast ausschließlich von Arbeitern und Bauern besucht werden dürfen. Dann folgten die Kinder von Handwerkern, Kaufleuten, in letzter Linie die Kinder von Edelleuten und Geistlichen. Allerdings ist den Kindern von Hochschullehrern eine Vorzugsstellung eingeräumt. Da der Andrang in diesem Jahr besonders groß war, kamen die letzten Gruppen fast gar nicht in Betracht. Neben dieser Gruppierung vom Klassenstandpunkt aus wurde noch ein anderes wirksames Mittel angewandt. Alle Kandidaten mußten sich einer Prüfung unterwerfen, bei der sie nicht nur in Russisch, Geschichte, Mathematik und Physik geprüft wurden, sondern auch im politischen ABC. Unter diesem Ausdruck versteht man in Rußland außer den Grundzügen des Marxismus und der Sowjetkonstitution auch die aktuelle Politik der Regierung. Es ist klar, daß dieses uferlose Fragengebiet die Möglichkeit gab, unerwünschte Elemente abzustoßen. So ist der Erfolg der Aufnahmepolitik der, daß es unter den Studenten der russischen Hochschulen nur sehr wenige gibt, die den gebildeten Gesellschaftsklassen angehören, und es läßt sich denken, welchen tiefgreifenden Einfluß dies auf den gesamten Charakter der Hochschulen und die Ergebnisse des Studiums ausüben muß. Zugleich mag man die schwere und traurige Lage der Jugend aus den gebildeten Ständen ermessen, der trotz aller Anstrengungen und Opfer die Pforten der Hochschulen verschlossen bleiben.

Die Sowjetregierung als Verlag. Der russische Staatsverlag hat von Anfang 1923 bis zum 1. Oktober insgesamt 1514 Werke in fast 21 Millionen Exemplaren gedruckt, davon 14 Millionen Schulbücher. Die übrigen Ausgaben sind zumeist umfangreiche volkswirtschaftliche Werke, darunter die Gesamtausgaben der Schriften der Marxisten.